VERHANDELINGEN

RAKENDE DEN

Natuurlijken en Geopenbaarden Godsdienst,

UITGEGEVEN DOOR

TEYLERS

GODGELEERD GENOOTSCHAP.

Nieuwe Serie.

DERTIENDE DEEL.

HAARLEM,
DE ERVEN F. BOHN.
1893.

PROGRAMM

DER

Teylerschen Theologischen Gesellschaft

ZU

HAARLEM,

für das Jahr 1892.

Die Directoren der Teylerschen Stiftung und die Mitglieder der Teylerschen Theologischen Gesellschaft haben in ihrer Sitzung vom 9ten October 1891 ihr Urteil abgegeben über die *vier* bei ihnen eingegangenen Abhandlungen zur Beantwortung der Preisfrage:

„Die Gesellschaft verlangt eine Abhandlung über die Bedeutung und das Recht der Individualität auf sittlichem Gebiet."

Die erste, von einem Niederländischen Autor, mit dem Denkspruch: *Pour être égaux les hommes devraient être pareils*, enthielt einige wohlgemeinte Bemerkungen und Wünsche be-

treffend die Individualität und ihre Anerkennung, konnte aber nicht im Entferntesten als eine wissenschaftliche Abhandlung über das gestellte Thema gelten.

Die zweite, wie die beiden folgenden deutsch verfasst, mit dem Motto: *Ich und der Vater sind eins*, ging von einer unrichtigen Auffassung der Preisfrage aus. Der Autor behandelte nämlich das Verhältnis der Individuen zur Gemeinschaft, nicht die Bedeutung und das Recht der Individualität. Die dabei zu Grunde gelegten dogmatischen Praemissen waren völlig unbewiesen, sodass seinen Betrachtungen von wissenschaftlichem Gesichtspunkt aus nicht der geringste Wert zuerkannt werden konnte.

Auch der Autor der dritten Abhandlung (Motto: *Drink deep or taste not*) hatte die Frage nicht verstanden, was sofort aus dem Titel seiner Schrift („Die Bedeutung und das Recht des Individuums in der Moral") deutlich wurde und durch den Inhalt bestaetigt ward. Auch davon abgesehen hätte er keinen Anspruch auf den Preis gehabt. Allein schon der mangelhaften und ungeniessbaren Form wegen musste die Abhandlung gemissbilligt werden. Doch auch gegen den Inhalt erhoben sich wichtige Bedenken. Der Autor nahm seinen Ausgangspunkt nicht von der Wirklichkeit sondern von abstrakten Begriffen und wusste den Moralisten gegenüber, deren Aussprüche er sehr ins Breite citirte, seine Selbständigkeit so wenig zu wahren, dass man hin und wieder seine Meinung erraten musste.

Günstiger war das Urteil über die vierte, mit einem aus Schleiermachers Monologen entlehnten Motto gezeichnete Abhandlung. Allgemein wurde anerkannt, dass der Autor sein Thema sachgemäss, mit grosser Klarheit und in kräftigem Stil behandelt habe. Ueber den seiner Beweisführung zuzuer-

kennenden wissenschaftlichen Wert waren die Beurteiler nicht so einstimmig. Einige meinten, dass er den Begriff der Individualität nicht scharf genug gefasst habe, und dass demzufolge seine Anschauung von ihrer Bedeutung und ihrem Rechte und den Grenzen dieses Rechtes unbefriedigend ausgefallen sei. Dagegen urteilte die Mehrzahl, dass dieses Bedenken, insofern ihm zugestimmt werden müsste, noch vom Autor beseitigt werden könne, und dass man keinenfalls die guten Eigenschaften der Abhandlung deshalb übersehen dürfte. Das Endurteil wurde darum auch dahin gefasst, dass dem Autor der ausgestellte Preis zuerkannt wurde. Der versiegelte Namenszettel wurde eröffnet und zeigte den Namen des Herrn

HEINRICH DRESCHER, prot. Pfarrer in
Alsenz (bayr. Pfalz).

Als neue Preisfrage, worauf die Antworten vor dem 1ten Januar 1893 erwartet werden, wird gestellt:

„Welche Resultate haben die Untersuchungen der letzten Jahre über die Johanneïsche Apocalypse in Bezug auf ihre Zusammensetzung und die Zeit ihres Entstehens geliefert?“

Ebenso werden vor dem 1ten Januar 1893 Antworten auf die schon im vorigen Jahre angegebene Frage erwartet; es wurde verlangt:

„Eine Geschichte der Rijnsburger oder Collegianten.“

Der Preis besteht in einer goldenen Medaille von *f* 400 an innerem Wert.

Man kann sich bei der Beantwortung des Holländischen, Lateinischen, Französischen, Englischen oder Deutschen (nur mit Lateinischer Schrift) bedienen. Auch müssen die Antworten vollständig eingesandt werden, da keine unvollständige zur Preisbewerbung zugelassen werden. Alle eingeschickte Antworten fallen der Gesellschaft als Eigentum anheim, welche die gekrönte, mit oder ohne Uebersetzung, in ihre Werke aufnimmt, sodass die Verfasser sie nicht ohne Erlaubnis der Stiftung herausgeben dürfen. Auch behält die Gesellschaft sich vor, von den nicht preiswürdigen nach Gutfinden Gebrauch zu machen, mit Verschweigung oder Meldung des Namens der Verfasser, doch im letzten Falle nicht ohne ihre Bewilligung. Auch können die Einsender nicht anders Abschriften ihrer Antworten bekommen als auf ihre Kosten. Die Antworten müssen nebst einem versiegelten Namenszettel, mit einem Denkspruch versehen, eingesandt werden an die Adresse: Fundatiehuis van wijlen den Heer P. TEYLER VAN DER HULST, te Haarlem.

DIE BEDEUTUNG UND DAS RECHT DER INDIVIDUALITAET.

DIE BEDEUTUNG UND DAS RECHT

DER

INDIVIDUALITAET

AUF

sittlichem Gebiet,

VON

H. DRESCHER.

Von der Teyler'schen Theologischen Gesellschaft gekrönte Preisschrift.

HAARLEM,
DE ERVEN F. BOHN.
1893.

„Mir wollte nicht genügen, dass die Menschheit nur dasein sollte als eine gleichfoermige Masse, die zwar aeusserlich zerstückelt erschiene, doch so, das alles innerlich dasselbe sei.“ — —

„So ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt, so ist mir klar geworden, dass jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen soll, in eigener Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare und alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend Verschiedenes aus ihrem Schoosse hervor gehen kann.“

VORWORT.

Schon Baco von Verulam hat darauf hingewiesen, dass die Ethik die Menschen nicht aus anderen Stoffen machen kann, als sie gemacht sind, so wenig die Physik Natur machen oder die Elementarstoffe der Koerper veraendern kann. An die gegebenen natuerlichen Faktoren und Organe ist das sittliche Leben und Streben gebunden, und dass diese überall von voellig gleicher Beschaffenheit seien, das kann nur behaupten, wer das Leben und seine Mannigfaltigkeit, die Menschen und ihre Eigenart nicht kennt. Aus der Verschiedenheit der Anlagen und Kraefte, der leiblichen und geistigen Natur, des Temperaments, des Alters und Geschlechts, der Erfahrung und Erziehung, der Entwicklung und Umgebung geht unverkennbar eine erhebliche Verschiedenheit des Empfindens und Handelns hervor. Wer misst und waegt alle Einflüsse, denen ein Mensch in seinem Werden und Wachsen, seinem Leben und Wirken, seinem Denken und Wollen ausgesetzt ist?

Der Pulsschlag des natürlichen Lebens ist nicht überall der naemliche, der Pulsschlag des sittlichen Lebens ist ebenfalls verschieden. Bald ist er ruhiger bald lebhafter, bald staerker bald schwaecher; immer und überall aber muss er bestimmte Grenzen einhalten, eine Ueberschreitung derselben bedeutet Krankheit oder Tod.

Die Luft ist kaum an zwei Orten auf der Erde voellig die

gleiche, hier gesunder als dort, hier reiner und klarer als anderswo. Nicht anders verhaelt es sich mit dem sittlichen Geist, auch er ist von verschiedener Reinheit, Klarheit und Kraft. Wie nun der Arzt den Puls fühlt und den Einfluss der verschiedenartig zusammengesetzten Luft berücksichtigt, so darf die Ethik den ungleichen Pulsschlag des sittlichen Lebens und die mannigfaltige Mischung und Zusammensetzung der sittlichen Atmosphaere nicht übersehen. Um hierauf den Blick zu lenken, hat die hochansehnliche Teylersche Theologische Gesellschaft zu Haarlem die Preisaufgabe gestellt:

„Die Gesellschaft verlangt eine Abhandlung über die Bedeutung und das Recht der Individualitaet auf sittlichem Gebiet."

Es gehoert sicherlich zur Schoenheit des sittlichen Lebens, dass es sich in verschiedenen Formen auswirkt und darstellt. In den aufeinander folgenden Geschlechtern und Zeitaltern, in den neben einander wohnenden Menschen tritt es in immer neuer Faerbung und Nuancirung auf, ohne sich auszuleben und zu erschoepfen. Dass es seine Fülle und Tiefe in verschieden gearteten Charakteren manifestirt, das ist ein Zeichen seiner Kraft und Herrlichkeit. Wenn man auf das Besondere und Eigenartige, auf das Wechselnde und Mannigfaltige im Bereiche des Sittlichen den Blick richtet, so erschliesst sich eine lebensfrische und farbenreiche Welt, die den Beschauer weit mehr ergoetzt als ewiges Einerlei und tote Einfoermigkeit.

Doch auch Gefahren liegen auf diesem Wege. Es koennte scheinen, als sollte hier alles von einem zu engen, subjektiven Standpunkte betrachtet werden, als sollte Schwanken und Unsicherheit in das sittliche Gebiet hineingetragen, ja als sollte jeder Damm niedergerissen und den beweglichen Wellen freie Bahn gemacht werden. Es war des Verfassers Absicht, das Individuelle nach seinem Wert und seinem Recht aus dem Ganzen des sittlichen Lebens und aus dem Zusam-

menhang der sittlichen Ideen heraus zu beurteilen; die notwendigen Grenzen, die nicht überschritten werden dürfen, wenigstens anzudeuten, wenn ihre klare und scharfe Absteckung nicht so leicht moeglich war; neben dem Individuellen der Gemeinschaft ihr unverjaehrbares Recht zu erhalten und durch das Veraenderliche und Schwankende die festen Normen, die unwandelbare Seite des Sittlichen nicht zu gefaehrden. Auch hier gilt, dass Ausnahmen die Regel nicht aufheben, sondern bestaetigen. Es liegt im Interesse der Sittlichkeit selbst, im Interesse wahrer Charakterbildung, dass der Individualitaet in ihren Grenzen Bedeutung und Berechtigung zugestånden werde. In der Zeit der socialen Hochflut thut es not, daran zu erinnern. Die Gegenwart schwankt zwischen zwei Extremen, dem einseitigen Socialismus, der mit eisernem Besen die individuellen Unterschiede wegfegen moechte, und dem einseitigen Individualismus, der die Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet überspannt und das Glied von seinem Koerper reisst, mit dem es doch in unaufloeslicher Gemeinschaft bleiben muss.

Des Verfassers bescheidenen Versuch, der Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet auf sittlichem Gebiet nachzugehen, haben die Herrn Directoren der Teylerschen Stiftung und die Herrn Mitglieder der Teylerschen Theologischen Gesellschaft nachsichtig beurteilt und durch Zuerkennung des Preises über Gebühr geehrt; es sei ihnen hiefür auch an dieser Stelle der waermste Dank ausgesprochen.

Alsenz, im Januar 1893.

H. DRESCHER.

INHALTSVERZEICHNIS.

I. VORBEMERKUNGEN.

A. Das Sittliche.

Seite

§ 1. Das Natürliche und das Sittliche 1
§ 2. Die menschliche Persoenlichkeit 2
§ 3. Die Menschheit 4
§ 4. Die sittliche Aufgabe 5
§ 5. Die sittliche Entwicklung. 6
§ 6. Sittengesetz, Tugend und hoechstes Gut 7

B. Die natürliche Individualitaet.

§ 7. Das Gesetz der Individualisirung 8
§ 8. Begriff der Individualitaet 10
§ 9. Sitz der Individualitaet 12
§ 10. Individuelle Unterschiede. 13
§ 11. Einfluss des Geschlechtes und Temperamentes. 16
§ 12. Einfluss des Stammes- und Volkscharakters 17
§ 13. Einfluss geschichtlicher Factoren 18
§ 14. Die Individualitaet und die menschliche Entwicklung. . . . 19
§ 15. Schluss 21

II. THETISCHER TEIL.

DIE BEDEUTUNG UND DAS RECHT DER INDIVIDUALITAET
AUF SITTLICHEM GEBIET.

A., Im Umkreis der Pflichtenlehre.

§ 16. Einleitendes 23
§ 17. Sittengesetz und Gewissen 24
§ 18. Fortsetzung 26

	Seite
§ 19. Fortsetzung	27
§ 20. Die Pflicht	30
§ 21. Fortsetzung	32
§ 22. Der Grundsatz	35
§ 23. Fortsetzung	36
§ 24. Der Lebenszweck	38
§ 25. Fortsetzung	39
§ 26. Die Verantwortung	42
§ 27. Das Erlaubte	44
§ 28. Das Casuelle	46
§ 29. Die Sitte	48
§ 30. Das staatliche Gesetz	51
§ 31. Gesetz und Individualitaet	53
§ 32. Fortsetzung	54
§ 33. Die Emancipation	55
§ 34. Die Erziehung	57
§ 35. Die Lebensalter	62
§ 36. Die Sünde	65
§ 37. Fortsetzung	68
§ 38. Die Selbst- und Socialpflichten	70
§ 39. Schlussbetrachtung	73
§ 40. Fortsetzung	75

B., in Umkreis der Tugendlehre.

§ 41. Die Tugend	78
§ 42. Die Motive	80
§ 43. Der Charakter	83
§ 44. Fortsetzung	84
§ 45. Die Liebe	88
§ 46. Die Tugend und die Lebensstufen	91
§ 47. Der Einzelcharakter und die Gesamtheit	92
§ 48. Der christliche Charakter	94
§ 49. Selbstbewahrung und Treue	97
§ 50. Selbstaendigkeit und Freiheit	100
§ 51. Die Gerechtigkeit	102
§ 52. Die Toleranz	104
§ 53. Die Vollkommenheit	106
§ 54. Der Beruf	108
§ 55. Die Untugend	110
§ 56. Schlussbetrachtung	112

C., im Umkreis der Güterlehre.

Seite
§ 57. Das Reich Gottes 115
§ 58. Das Leben 119
§ 59. Das Eigentum. 122
§ 60. Die idealen Güter 127
§ 61. Die Religion 130
§ 62. Fortsetzung 133
§ 63. Fortsetzung 136
§ 64. Fortsetzung 139
§ 65. Die Sprache 144
§ 66. Fortsetzung 149
§ 67. Die Wissenschaft. 153
§ 68. Fortsetzung 158
§ 69. Die Kunst 162
§ 70. Fortsetzung 167
§ 71. Die Cultur 175
§ 72. Fortsetzung. 179
§ 73. Die Familie 185
§ 74. Fortsetzung 189
§ 75. Geselligkeit und Freundschaft 192
§ 76. Gesellschaft und Staat 198
§ 77. Fortsetzung 204
§ 78. Kirche und Schule 211
§ 79. Fortsetzung 217
§ 80. Schlussbetrachtung 223

III. HISTORISCH-POLEMISCHER TEIL.

§ 81. Einleitendes 228

A. Die vorchristliche Zeit.

§ 82. 1) Chinesen, Inder, Perser und Aegypter 231
§ 83. Fortsetzung 233
§ 84. 2) Juden, Griechen und Roemer 236
§ 85. Fortsetzung 240

B. Die Christliche Welt.

§ 86. Das Christentum 245
§ 87. Das Mittelalter 249

Die Neuzeit.

Seite
§ 88. a.) Die Reformation. 254
§ 89. b.) Das siebenzehnte und achtzehnte Jahrhundert 258
§ 90. c.) Das neunzehnte Jahrhundert 263
§ 91. Fortsetzung. 266
§ 92. I. a.) Der abstrakte Idealismus. 271
§ 93. b.) Der Pantheismus 273
§ 94. c.) Der Socialismus 274
§ 95. d.) Der Jesuitismus 277
§ 96. e.) Der Despotismus und Kosmopolitismns 279
§ 97. II. a.) Der Materialismus. 281
§ 98. b). Der Pessimismus 284

I.

VORBEMERKUNGEN.

A. Das Sittliche.

§ 1.

DAS NATÜRLICHE UND DAS SITTLICHE.

Von dem Natürlichen unterscheiden wir das Sittliche. Jenes kommt zu stand durch einen Naturprocess, dieses durch eine sittliche Entwicklung. Der Lebenszweck des Menschen wird nicht durch eine bloss natürliche Entwicklung erreicht; über alle übrige irdische Creatur erhebt sich der Mensch dadurch, dass er im Rahmen seiner natürlichen Lebensentfaltung und unter den allgemeinen Bedingungen irdischen Daseins eine sittliche Aufgabe zu loesen hat. Demnach ist das Sittliche das specifisch Menschliche, das wahrhaft Humane, und soweit die Menschheit reicht, soweit reicht sein Gebiet. „Der Mensch hat innerhalb der irdischen Schoepfungssphaere die sittliche Welt zu verwirklichen“ (Rothe). Er ist nicht ein blosses Natur- sondern ein sittliches Wesen, und durch seine Sittlichkeit erhebt er sich über die Natur.

Der Naturprocess verlaeuft mit unerbittlicher Notwendigkeit; aus den gegebenen Ursachen ergibt sich unfehlbar das Produkt. Das Sittliche dagegen ist das Gebiet der Freiheit.

Vollbringt der Mensch aus freien Stücken das seiner wahren Natur oder seinem Begriff Gemaesse, das Gute, dann handelt er sittlich. Unter dem religioesen Gesichtspunkt erscheint das Gute als der Wille Gottes, und das sittliche Thun ist demgemaess die freie Übereinstimmung mit dem goettlichen Willen. Ohne Freiheit waere keine Zurechnung und keine Sittlichkeit; wenn ich nur ein unfreies Werkzeug bin, so bin ich frei von jeder Verantwortung. Aber das ist die Kehrseite der Freiheit, dass in und mit ihr auch die Moeglichkeit des Boesen gesetzt ist. Auch das, was nicht sein oder werden soll, das Boese, kann der Freie erwaehlen und thun; seine Entwicklung kann abnorme Bahnen einschlagen und eine falsche, zweckwidrige Richtung nehmen. Das Sittliche ist für den Menschen das Normale, das Unsittliche das Abnorme.

§ 2.

DIE MENSCHLICHE PERSOENLICHKEIT.

Dem sittlichen Zwecke muss die natürliche Anlage des Menschen entsprechen. Soll er ein freies Wesen sein, so muss in seiner Natur eine geistige Potenz gegeben sein. Aus dem Naturgrund seines leiblichen Daseins erhebt sich sein geistiges Wesen, das über der Materie steht. Gott ist der absolute Geist; der Mensch das in den Schranken der Endlichkeit selbstaendige, denkende und wollende Ich.

Indem der erkennende Geist nach innen sich wendet, sich selbst in seinem Wesen erfasst und von allem anderen unterscheidet, wird er sich seiner selbst bewusst.

Und er wird sich seiner bewusst als eines freien, das heisst sich selbst bestimmenden Wesens. Er muss nicht dem blinden Naturtrieb folgen und von aeusserer Macht sich bestimmen lassen; er vermag, dem klar erkannten Ziele durch bewusstes und energisches Handeln zu zustreben. „So ist er“,

wie Jakob Boehme sagt, „seiner selbst Macher", oder, wie das Sprüchwort sagt, „seines Glückes Schmied".

Die Einheit beider, des Selbstbewusstseins und der Selbstbestimmung, ist die Persoenlichkeit. Nur als solche ist der Mensch ein sittliches Wesen, bestimmt, eine sittliche Aufgabe zu loesen. Durch sittliches Handeln verwirklicht er immer mehr den Begriff der Persoenlichkeit und wird so eine sittliche Person.

Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung sind nicht von einander zu trennen; das eine ist nicht ohne das andere. Das Primaere aber ist die Selbstbestimmung, die aus dunklem Naturgrund sich heraus arbeitende Willensfreiheit. Die ersten Anzeichen des Charakters treten in jedem Menschen früher hervor als die Spuren der Intelligenz. Zur Thaetigkeit ist der Mensch bestimmt, und nur durch sie vermag er sein sittliches Ziel zu erreichen und sein geistiges Wesen zu bilden. Die volle Freiheit des Willens kommt allerdings nur Gott zu; denn sie ist nur moeglich in dem unbedingten Sein; das menschliche Dasein ist aber in jeder Hinsicht ein bedingtes. Allein diese Beschraenkungen der menschlichen Freiheit gehen nicht so weit, dass sie uns der Moeglichkeit beraubten, das Gute zu wollen und unser Handeln mit vernuenftiger Ueberlegung dem sittlichen Lebenszweck gemaess zu gestalten. Die Einflüsse, denen unser Wille ausgesetzt ist, sind nicht zwingender Art. Trotz aller aeusseren Einwirkung geht doch der Entschluss zu einer That, die Entscheidung in sittlichen Dingen immer von dem innersten Centrum unserer Wesens, dem „Ich" aus; jede in sittlicher Hinsicht belangreiche That ist *meine* That, von mir vollbracht, darum auch mir zu zurechnen. Aber freilich übt auch jede vollbrachte That eine Rückwirkung aus auf ihren Urheber, seine wahre Freiheit foerdernd oder hemmend. Je mehr wir sittlich handeln, um so mehr werden wir frei. Wer die Freiheit besitzen will, der muss sie erwerben.

§ 3.

DIE MENSCHHEIT.

Nicht isolirt findet sich der Mensch, wenn er seiner sich bewusst wird, vor; er ist nur Einer unter den Vielen seiner Gattung. Seine Herkunft schon weist auf den Zusammenhang mit dem Geschlecht. Für seine Erziehung und Ausbildung, für seine berufliche Wirksamkeit, für die Befriedigung seiner mannigfaltigen Lebensbedürfnisse und die Bethaetigung seiner verschiedenartigen Kraefte bedarf er so sehr der Gemeinschaft mit Anderen, dass man mit Recht gesagt hat: der Mensch ist ein Gemeinschaftswesen, ein ζῶον πολιτικόν. Wie die Gemeinschaft für den Einzelnen der feste und fruchtbare Boden ist, der ihn haelt und naehrt, so ist sie andererseits das Subjekt einer umfassenderen sittlichen Thaetigkeit. Die Totalitaet der sittlichen Zwecke kann allein durch die Totalitaet des Geschlechts, also die Menschheit realisiert werden. Das ist der Wille des Schoepfers, dass die Fülle sittlicher Kraefte, Wirkungen und Gestaltungen durch die Fülle des nach Raum und Zeit sich ausdehnenden Menschengeschlechts zur vollen Erscheinung komme. Der Einzelne kann das Menschenleben, also auch die Sittlichkeit, nur teilweise, nach dieser oder jener Seite, in dieser oder jener Gestalt, unter diesem oder jenem Gesichtspunkt zur Darstellung bringen.

Er ist jedoch nicht blosses Mittel zur Erreichung des Gesamtzweckes — Personen dürfen niemals zu blossen Mitteln degradirt werden —, er ist zugleich Selbstzweck. Durch die Beziehung zu dem grossen Ganzen, durch die lebendige Eingliederung in die Gemeinschaft soll die eigene Persoenlichkeit nicht verwischt werden, sondern vielmehr zu ihrer wahren und vollen Auspraegung gelangen. Diese Beziehung ist also Wechselbeziehung. Der Einzelmensch steht unter der vielsei-

tigen Einwirkung der Gesamtheit; aber von ihm gehen auch wieder Einwirkungen auf das Ganze aus.

Nur die ganze Menschheit in ihrer Vollzahl — mit R. Rothe zu reden — ist faehig und bestimmt, die grosse und ganze sittliche Aufgabe zu loesen, dieses Gebiet vollstaendig zu bebauen und die wahre Cultur herzu stellen.

§ 4.

DIE SITTLICHE AUFGABE.

Sittlichkeit waere für den Menschen ein Ding der Unmoeglichkeit, wenn nicht in der menschlichen Natur dem Geiste eine Herrschaft, eine Überlegenheit über die Sinnlichkeit gegeben waere. Nur durch den Geist vermag er, die sinnlichen Triebe zu bewaeltigen und als Herr und Gebieter die Ansprüche und Geschaefte des Leibes zu regeln. So wird der Leib das willige Organ des Geistes; und er wird dadurch nicht entwürdigt, sondern vielmehr vergeistigt, in den Bereich des Geistes empor gehoben. Die sittliche Aufgabe erscheint also in dieser Hinsicht als eine Vergeistigung der eigenen Natur.

Aber auch der aeusseren Natur soll der Mensch das Gepraege seines Geistes aufdrücken. Mit der überlegenen Kraft des Geistes vermag er die rohen Gewalten der Natur, die das Gebilde der Menschenhand hassen, zu bezwingen und die Naturkraefte in seinen Dienst zu stellen, dass sie seine Geschaefte besorgen. Er laesst die aeussere Natur nicht wie sie ist, in ihrem rohem Zustand, sondern bebaut und verschoenert sie, bringt sie in edlere Formen und schafft aus der Unordnung Harmonie.

Geist ist aber der Mensch in der Form der Persoenlichkeit. Was als Gegebenes in ihm liegt, muss durch sittliches Thun zur Entfaltung gebracht und der vollen Verwirklichung entgegen geführt werden. Somit ist die Ausgestaltung der Per-

soenlichkeit die sittliche Aufgabe des Menschen, aber der Persoenlichkeit nicht in ihrer Isolirung, sondern in ihrer lebendigen Wechselbeziehung zu den übrigen Persoenlichkeiten, also eines Reiches von Persoenlichkeiten. Aus der Menschheit ein Reich sittlicher Persoenlichkeiten zu bilden — das ist Ziel und Ende des sittlichen Processes. Dieses Ziel kann aber von dem Menschen und der Menschheit ohne Gott nicht erreicht werden, sondern nur in lebendiger Verbindung mit ihm; darum ist das Reich sittlicher Persoenlichkeiten eins mit dem Reiche Gottes.

Da das Sittliche das aecht Menschliche ist, so ist das Reich sittlicher Persoenlichkeiten das Reich der wahren Humanitaet. Keine andere Aufgabe kann für die Menschen so wichtig sein als diese. Die Religion steht zu ihr in naher Beziehung; sie gehoert aber nicht dem Gebiet des Handelns an, sondern dem des Gemütes. Die Froemmigkeit ist die Luft, in welcher die Pflanze Sittlichkeit am besten gedeiht. Nur dort, wo Froemmigkeit und Sittlichkeit innig verbunden sind wie treue Genossen, nur dort vermag das sittliche Leben zur Vollkommenheit sich zu entfalten.

§ 5.

DIE SITTLICHE ENTWICKLUNG.

Diese sittliche Aufgabe kann nicht geloest werden durch einen Akt, sondern nur auf dem Wege einer Entwicklung. Wie alles Irdische dem Gesetz allmaehlicher Entwicklung in Zeit und Raum unterworfen ist, so auch das Sittliche. Sein und Werden sind im irdischen Dasein innig verschlungen. Es gibt kein Sein, das nicht das Produkt eines Werdens waere; es gibt kein Werden, das nicht dem Sein zustrebte. Der einzelne Mensch so gut wie die Voelker und das ganze Geschlecht vermoegen nur von Stufe zu Stufe empor zu klimmen zu den

Idealen der sittlichen Vollkommenheit. Und diese Bewegung vollzieht sich nicht in einer geraden, aufwaerts und vorwaerts gerichteten Linie, sondern in mannigfachen Kruemmungen, unter vielen Rückfaellen, unter steter Überwindung feindlicher Maechte und unsittlicher Richtungen und Strebungen. Die sittliche Fortschrittsbewegung der Menschheit muss sowohl eine extensive als eine intensive sein. Eine intensive, indem die sittlichen Begriffe immer mehr gelaeutert werden und die sittlichen Gebote immer reiner zum Vollzug kommen. Eine extensive, indem das Sittliche nach allen seinen Seiten zur Darstellung kommt, nicht bloss in einzelnen Fragmenten, und indem alle Kreise der menschlichen Gesellschaft, nicht nur einzelne Klassen, von sittlichem Geiste durchdrungen werden. Je leichter und kampfloser wir die sittlichen Forderungen erfüllen, um so mehr ist unsere sittliche Entwicklung im Fortschreiten begriffen; denn die hoechste Stufe ist die, dass das Sittliche Natur wird, das heisst, dass wir gar nicht anders koennen als sittlich handeln. Jede Generation muss auf's Neue die sittliche Aufgabe loesen und kann sie der nachfolgenden nicht geloest hinterlassen.

Die sittliche Bewegung steht in unloesbarem Zusammenhang mit der gesamten Lebensbewegung und Entwicklung. Sie ist aber die wichtigste unter allen Bethaetigungen des menschlichen Geistes. Die Seele alles Fortschrittes ist der Fortschritt der Seele. Qui proficit in litteris et deficit in moribus, non proficit sed deficit.

§ 6.

SITTENGESETZ, TUGEND UND HOECHSTES GUT.

Wie das natürliche Leben dem Naturgesetz unterworfen ist, so hat das sittliche Leben seine Norm an dem Sittengesetz. Ueber alle anderen Regeln oder Vorschriften erhebt sich das

Sittengesetz durch seine unbedingte Giltigkeit, durch seine kategorische Art. Die sittlichen Gesetze sind unabhaengig von unserer Zustimmung; sie bleiben bestehen, auch wenn wir ihnen unseren Beifall versagen. Sie haben objektive, nicht subjektive Geltung, sie sind allgemeine Vernunftgesetze. Hoch über meiner subjektiven Willkür steht die sittliche Forderung, und ich bin ihr unbedingten Gehorsam schuldig. Wir müssen Kant beistimmen, wenn er zu den Dingen, die das Gemüt mit immer neuer Bewunderung und Ehrfurcht erfüllen, nicht nur den bestirnten Himmel über uns, sondern auch das moralische Gesetz in uns rechnet.

Fordernd und verpflichtend steht das Gesetz dem Indiv. gegenuber; es zu vollbringen, ist Sache der indiv. Freiheit. Die moralische Qualitaet, kraft deren das Ind. das sittlich Gute vollbringt, ist die Tugend.

Das Ziel des moral. Processes ist die Verwirklichung der ethischen Forderungen, ihre Erscheinung in der realen Welt. Die realisierte Idee des Guten ist das hoechste Gut.

B. Die natürliche Individualitaet.

§ 7.

DAS GESETZ DER INDIVIDUALISIRUNG.

Der Gegensatz von Allgemeinem und Besonderem geht durch die ganze Natur. In der Vielheit der einzelnen Erscheinungen verwirklichen sich die allgemeinen Begriffe, und jede Gattung spaltet sich in die Mannigfaltigkeit der Einzelwesen. Aus dem Zusammenhang des Geschlechts hervor gegangen, erhebt sich doch das Einzelne zu besonderer Art und selbstaendiger Daseinsweise.

Und diese Besonderheit und Selbstaendigkeit ist um so groesser und ausgepraegter, je hoeher wir hinauf steigen auf der Stufenleiter der organischen Gebilde. Je vollkommener die Geschoepfe werden, kann man sagen, desto individueller. Keine Gattung von Geschoepfen weist eine so reiche Gliederung und Mannigfaltigkeit auf als die Menschheit. Die Grundzüge menschlichen Wesens praegen sich in der verschiedensten Weise aus, die eine Menschennatur erscheint in den mannigfaltigsten Formen. Nicht zwei Blaetter eines Baumes sind einander voellig gleich, und aus dem Schoosse der Menschheit sollten nur voellig gleichartige und gleichfoermige Wesen hervor gehen? Die Verschiedenheit der aeusseren Erscheinung, des Antlitzes, des Koerperbaues, der Stimme, weist unverkennbar hin auf die Verschiedenheit der inneren Natur. Wie um einen Mittelpunkt viele Kreise gezogen werden koennen, so koennen auch die Elemente der menschlichen Natur um ihren Mittelpunkt in mannigfaltigster Weise gruppirt sein. Dieser feste, überall sich gleich bleibende Mittelpunkt ist die immer vorhandene Anlage zur Persoenlichkeit. „Die sich gleich bleibende Art der Persoenlichkeit," sagt Harless, „kann die verschiedenste individuelle Gestaltung annehmen; das Centrale bleibt sich in der individuellen Mannigfaltigkeit immer gleich." Und so schoen führt Schleiermacher aus: „Mir wollte nicht genügen, dass die Menschheit nur da sein sollte als eine gleichfoermige Masse, die zwar äusserlich zerstückelt erschiene, doch so, dass alles innerlich dasselbe sei. Es nahm mich Wunder, dass die besondere geistige Gestalt des Menschen ganz ohne inneren Grund auf aeussere Weise nur durch Reibung und Berührung sich sollte zur zusammen gehaltenen Einheit der vorüber gehenden Erscheinung bilden. So ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt, so ist mir klar geworden, dass jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen soll, in eigener Mischung ihrer Ele-

mente, damit auf jede Weise sich offenbare und Alles wirklich werde in der Fülle des Raumes und der Zeit, was irgend Verschiedenes aus ihrem Schoosse hervor gehen kann. Mich hat vorzüglich dieser Gedanke empor gehoben und gesondert von dem Geringeren und Ungebildeten, was mich umgibt; ich fühle mich durch ihn ein einzeln gewolltes, also auserlesenes Werk der Gottheit, das besonderer Gestalt und Bildung sich erfreuen soll; und die freie That, zu der dieser Gedanke gehoert, hat versammelt und innig verbunden zu einem eigentümlichen Dasein die Elemente der menschlichen Natur."

§ 8.

BEGRIFF DER INDIVIDUALITAET.

Individuum ist — wie das Wort besagt — ein ungeteiltes, unteilbares Wesen; Individualitaet also Unteilbarkeit. Die Gattung hat sich in viele Einzelwesen gespalten, aber diese sind nun auch nicht weiter teilbar, sondern die kleinste Existenzform für die Menschennatur. Jedes ist für sich ein geschlossenes Ganze. Und wie es unteilbar ist, so auch unvermischbar. Zwar wird es von aussen beeinflusst, aber kein Einfluss ist so maechtig, dass er es in seinem besonderen Sein aufloesen koennte.

Das innere, eigentümliche Wesen des Individuums gibt sich kund in seinen Eigenschaften und Merkmalen, Anlagen und Faehigkeiten, Trieben und Kraeften. „Es praegt sich," wie A. v. Oettingen sagt, „im physischen Bau, im Nerven- und Blut-system, in der geschlechtlichen Differenzirung, aber auch in seiner Denk- und Willensform, in seinen Talenten und Gaben, kurz in seiner geistleiblichen Anlage gesetzmaessig aus". Den Inbegriff dieser ein untrennbares Ganze bildenden, besonderen Eigenschaften und Gaben des Einzelwe-

sens, wodurch es sich von anderen seiner Gattung unterscheidet, also seine Eigenart, sein Ureigenstes, heissen wir seine Individualitaet. Jeder Mensch hat mit der Gattung Vieles gemein, das ist sein Gattungscharakter; er hat aber auch seine besondere Art, die nur ihm eignet, seinen Individualcharakter. Er ist selbstaendig, aber er ist auch abhaengig; ein Glied am grossen Ganzen, und doch für sich bestehend.

In einer Kette ist ein Glied dem anderen gleich; aber in der Kette der Individuen ist keines dem anderen voellig gleich. In jedem haben wir eine Neuheit vor uns, eine neue Mischung der Elemente, eine neue Gruppirung der Kraefte, eine Neugestaltung, die so noch nicht dagewesen ist und so niemals wiederkommen wird. Es ist etwas Ursprüngliches und Schoepferisches in jedem Individuum, ein Reichtum und eine unerschoepfliche Fülle; jedes neue Individuum ist nicht nur eine neue Nummer, sondern eine neue Person, es bildet für sich eine eigenartige Welt im Kleinen, einen Mikrokosmus. Originalitaet ist ein Attribut der Individualitaet.

Ein Ganzes ist das Individuum, und doch kann es nicht die ganze und volle Menschennatur darstellen. In so enge Schranken laesst diese sich nicht fassen. Nur einzelne Seiten der Menschennatur kann das Einzelwesen verwirklichen, ihre ganze Fülle kommt auch nur in der Vollzahl der Einzelwesen zur Verwirklichung. Das Individuum ist nur ein Bruchteil vom grossen Ganzen. Unus homo, nullus homo. Particularitaet ist immer ein Attribut der Individualitaet.

Und darum bedarf das Individuum der Ergaenzung durch Andere seiner Art. Ein Bedürfnis, ein wahrer Hunger nach Gemeinschaft ist ihm angeboren; nur in dem Leben der Gemeinschaft findet es seine zweckmaessige Ausbildung und Entfaltung. Gemeinschafts- und Ergaenzungs-bedürfnis ist mit der Individualitaet notwendig gesetzt und gegeben.

§ 9.

SITZ DER INDIVIDUALITAET.

Da das menschliche Individuum eine Einheit ist von Geist und Natur, so erstreckt sich die Individualitaet sowohl auf das materielle als auf das geistige Gebiet. Materie und Geist, beide koennen in der mannigfaltigsten Teilung und Mischung vorhanden sein. Zwischen seelischer und leiblicher Individualitaet besteht ein inniger Zusammenhang. „Die Individualitaet ist eine eigentümliche Bestimmtheit der ganzen Person“ (Rothe). Ihr eigentlicher Sitz jedoch und Mittelpunkt ist in dem „Ich“ zu suchen, kraft dessen eben das Individuum eine Person ist, ein in sich selbst concentrirtes, von anderen geschiedenes Wesen. „Und so ward der Mensch eine lebendige Seele“ erzaehlt die Genesis, d. h. ein beseeltes Einzelwesen. Die Einzelseele ist eben die Individualitaet.

Weil in dem „Ich“ der eigentliche Sitz der Individualitaet ist, so gibt es Individualitaeten nur beim Menschen. Je staerker die geistige Potenz in einem Menschen ist, desto eigenartiger gestaltet und gerichtet erscheint sein ganzes Sein und Verhalten. Als Keim nur ist das „Ich“ vorhanden in dem Kind; darum tritt in ihm die Individualitaet zurück. Je mehr das Kind waechst und erstarkt, um so mehr erstarkt auch seine Individualitaet. Weil der Mensch auf ein „Ich-Leben“ angewiesen ist, darum kann er Individualitaet haben. Um diesen festen Kern gruppirt sich die materielle Natur; an ihr hat das individualisirende Princip seine natürliche Basis und sein zu gestaltendes Objekt. Geist und Natur, die im Menschen in permanenter Wechselwirkung stehen, haben beide an der Individualitaet Anteil, wenn auch ihr ursprünglicher Sitz auf geistigem Gebiet zu suchen ist. Der Geist ist es, der die Materie organisirt und individualisirt. Was der Individualitaet

Wert verleiht, das ist eben die über die Natur sich erhebende Persoenlichkeit.

Von anderen Personen unterscheidet sich das Individuum durch seinen Namen. O. Flügel betrachtet es als einen Beweis der besonders niedrigen Culturstufe der Buschmaenner, dass sie ohne individuelle Namen sind und nicht das Bedürfnis haben, einander zu rufen oder sich persoenlich zu unterscheiden. „Von Zuchthaeuslern“, faehrt er fort, „wird es schmerzlich empfunden, wenn ihm der Name so gut wie genommen, und er selbst zu einer blossen Nummer wird. Der Name ist gewissermassen die Person selbst, er wird nicht wie ein Kleid getragen, sondern ist uns über- und angewachsen wie die Haut“.

§ 10.

INDIVIDUELLE UNTERSCHIEDE.

Die natürliche Ungleichheit der Menschen ist in und mit der Geburt bereits gesetzt. Eine verschiedene Ausstattung wird jedem in die Wiege gelegt; mit einem bestimmten Mass geistig-leiblicher Kraefte und Anlagen ist er ausgerüstet beim Eintritt in das Leben; eine besondere psychophysische Organisation bringt er mit sich, sei sie nun von besserer oder geringerer Qualitaet. „Einer der groessten Irrtuemer ist die Vorstellung, als sei der individuelle Geist eine leere Tafel, auf welche erst von aussen her aller Inhalt eingetragen werde, waehrend vielmehr jeder Einzelne ebenso wie er aus dem Schoosse der Natur hervor geht, so auch seiner ganzen geistigen Substanz nach zugleich ein Produkt der Gesellschaft auf derjenigen Bildungsstufe ist, auf welcher sie sich gerade befindet. Es sind in Jedem praeformirte Keime, welche bedingt sind durch Vererbung, und insofern kann man von einer angebornen Willensqualitaet sprechen, nur dass diese nicht

nach der falschen Ansicht Schopenhauers constant, sondern entwicklungsfaehig ist“ (Dr. Frederichs, über das realistische Princip der Autoritaet). Unter besonderen Verhaeltnissen entsteht jedes Einzelwesen, darum muss es eine nur ihm eigene Beschaffenheit haben. Sind auch die Grundzüge menschlichen Wesens immer und überall vorhanden, so ist doch innerhalb dieses Rahmens eine grosse Mannigfaltigkeit der Einzelbildungen und -Gestaltungen moeglich. Von den Eltern empfangen wir unsere Naturbestimmtheit,. ihre leiblich-geistige Eigenart übertraegt sich auf das Kind; ihre Koerperbeschaffenheit und Geistesart finden wir in dem Kinde wieder. Unsere Individualitaet ist eine abgeleitete, von den elterlichen Individualitaeten abgeleitet, doch so, dass sie nicht eine Copie ist, sondern eine eigentuemliche Neugestaltung. Gerade diese Mischung und Verbindung der Elemente menschlichen Daseins ist noch niemals dagewesen und wird niemals wiederkehren. „Keiner ist ein Abdruck, sondern Jeder eine neue Composition des unendlich schaffenden Meisters“ (Frommel).

Die leiblich-geistigen Kraefte, welche die Menschennatur constituiren, sind nicht immer harmonisch geeint und gemischt; dieses oder jenes Element überwiegt und tritt vor den übrigen unverhaeltnismaessig hervor, so dass es den harmonischen Einklang und das schoene Gleichgewicht stoert. Die Wesenseigentümlichkeit des Einzelnen ist in Folge davon ebenso einzigartig als einseitig. Oft überwiegt die leiblichsinnliche Seite in der menschlichen Natur, und die ganze Individualitaet hat darum eine sinnliche Grundrichtung. Im Geistesleben hat bald der Intellekt, bald der Wille, bald das Gefühl den Vorrang; es ergibt sich daraus ein charakteristisches Gepraege für die Wesenseigentümlichkeit des Menschen. Hier sehen wir die verstandesmaessige, dort die gefühlsmaessige, dort die praktisch-willenskraeftige Individualitaet. Aus der ungleichen Naturanlage fliesst von selbst eine un-

gleiche Entwicklung; ja, die Ungleichheit muss wachsen mit der Entfaltung der Keime, in denen sie wurzelt.

Wie die Entstehungsverhaeltnisse für die Individuen verschiedenartig sind, ebenso die Lebensverhaeltnisse und bedingungen. Und diese gestalten sich um so mannigfaltiger und complicirter, je mehr die Cultur steigt. Bei den Naturvölkern leben die Einzelnen unter hoechst einfachen und fast gleichen Verhaeltnissen. Das aendert sich aber, je mehr die Cultur Menschen und Verhaeltnisse umgestaltet. Da erscheint der Unterschied von arm und reich, hoch und gering, von Herren und Knechten; da gruppieren sich die verschiedenen Staende und Klassen der Gesellschaft; da ist der Unterschied der Bildung und Erziehung. Unsere Natur kann modificirt, ja umgestaltet werden unter der planmaessigen Einwirkung der Erzieher, zumal jener, in deren Haende wir in den ersten Lebensjahren gegeben sind. Haben nicht viele grosse Maenner bekannt, dass sie ihr Bestes dem mütterlichen Einfluss verdankten? Auch von anderen Personen gehen uncontrollirbare Einwirkungen aus auf das Werden und Wachsen unserer Individualitaet. Unter den mancherlei Erfahrungen des Lebens aendern sich Gewohnheiten und Ansichten. Fortwaehrend sehen wir uns sowohl hemmenden als foerdernden Einflüssen in unserer individuellen Lebensgestaltung und -entfaltung ausgesetzt. Es kann nicht ausbleiben, dass der Lebensinhalt der Einzelnen ein ganz verschiedenartiger wird, dass ihre Gedanken- und Gefühlswelt, ihre Vorstellungen und Begriffe, Gewohnheiten und Sitten, Urteile und Auffassungen keineswegs identisch sind.

„Unsere Vaeter erzaehlten uns, als im Jahre 1813 die Kosaken und Kalmücken von Russland her durch Deutschland nach Frankreich zogen, da habe man die Einzelnen nicht von einander unterscheiden koennen; einer habe ein Gesicht gehabt wie der andere, bei allen sei dasselbe stumpf-

sinnige, tieraehnliche Wesen aufgefallen, sie seien dem Beschauer vorgekommen wie eine grosse Schafheerde. Dieser Umstand rührt davon her, dass jene Massen eben auf einer tiefen Stufe der Civilisation standen, dass bei ihnen die Individualitaet noch wenig oder gar nicht ausgebildet war, welche Ausbildung dem menschlichen Angesicht einen besonderen Ausdruck verschafft". (Fleischmann, wider die Socialdemokratie, S. 6).

§ 11.

EINFLUSS DES GESCHLECHTES UND TEMPERAMENTES.

Von grundlegender Bedeutung für die Individualitaet ist der Geschlechtsunterschied. Die *eine* Menschennatur hat sich differenzirt in einen maennlichen und einen weiblichen Typus: beide vereinigt stellen erst den ganzen Menschen dar. Es sind nicht einzelne Unterschiede bloss zwischen Mann und Weib, der Geschlechtsunterschied bewirkt vielmehr eine durchgaengig verschiedene, polare Individualitaet. Die maennliche Individualitaet ist mit Kraft ausgestattet und angelegt zum Denken und Handeln; die weibliche hingegen ist nach innen gerichtet, das Gemüts- und Seelenleben wiegt in ihr vor. Die maennliche Begabung geht auf das Allgemeine, die weibliche auf das Besondere.

Innerhalb des Geschlechtes liegen die Wurzeln der Individualitaet in dem Temperament, d. h. dem Mischungsverhaeltnis der Grundelemente der menschlichen Natur (Rothe). Bald ist die Receptivitaet in einem Individuum vorherrschend, bald die Produktivitaet. Hier ist Neigung zur Ruhe, dort Drang zu Bewegung und Thaetigkeit. Einzelne Seiten und Anlagen, Triebe und Kraefte der menschlichen Natur sind in jedem Individuum übermaechtig und verleihen ihm ein einseitiges Ge-

praege. Das Temperament ist die eigentümliche Form, in welcher die individuellen Kraefte und Gaben wirken.

Die Temperamente gehoeren dem sinnlich animalischen Leben an und sind darum von Haus aus sittlich gleichgiltig; doch wirken sie auf das geistige Gebiet hinüber und bestimmen auch dieses individuell.

Zu dem Naturboden der Individualitaet gehoert auch die Constitution. Die Leibesgestalt und -Beschaffenheit des Menschen steht im Zusammenhang mit seiner geistigen Veranlagung.

§ 12.

EINFLUSS DES STAMMES- UND VOLKSCHARAKTERS.

Das Einzelwesen in seiner Eigenart ruht auf der breiten Basis der Stammes- und Volksindividualitaet. Sein Fühlen und Denken ist gleichsam eingetaucht in das Denken und Fühlen seines Volkes. Durch gemeinsame Abstammung und Geschichte, durch Einflüsse des Klimas und der Oertlichkeit, der Religion und des geistigen Lebens hat sich im Laufe der Zeit die nationale Eigenart herausgebildet. Ihren deutlichsten Ausdruck hat sie in der Sprache gefunden; in ihr hat sich der Volksgeist sein eigenartiges Organ geschaffen. Wie jeder Einzelne eine besondere Stimme hat, so jedes Volk eine besondere Sprache. Hat nicht auch jede Gegend, hat nicht jedes Land ein bestimmtes Gepraege? Land und Leute sind nicht zu trennen, so wenig als Leib und Seele. Das Land naehrt und bildet seine Bewohner, die Bewohner gestalten sich ihr Land um. Wenn ein Volk seine Wohnsitze aendert, so beeinflusst dieser Wechsel sicherlich seine Individualitaet, wenn auch dieser Einfluss bei weitem nicht so bedeutend und tiefgehend ist als jener der Abstammung. Immer und überall traegt die Individualitaet auch eine lokale Faerbung an sich.

Nicht bloss aeussere Unterschiede in Farbe und Gestalt scheiden die Staemme, die Voelker und die Racen von einander, sondern tiefgehende Besonderheiten leiblichgeistiger Naturanlage. Die Einzel-Individualitaet traegt nationale Farbe, weil sie auf nationalem Boden erwaechtst; sie wird bestimmt und beeinflusst durch die Collektiv-Individualitaet. Die eine Menschheit hat sich gegliedert in die Vielheit der Racen und Nationen, deren Kulturstand ein sehr verschiedener ist. Je mehr dieser sich hebt, um so mannigfaltiger und ungleichartiger gestalten sich die Lebensverhaeltnisse, und das befoerdert die Auspraegung der Individualitaeten.

§ 13.

DER EINFLUSS GESCHICHTLICHER FACTOREN.

„Der Mensch ist nicht bloss ein Kind der Natur sondern auch ein Kind der Geschichte“ (Harless). Wie die natürlichen Maechte, so wirken auch geschichtliche Factoren auf ihn ein, um seinem Leben ein besonderes Bild auf zu drücken und seine Entwicklung in eigenartige Bahnen zu leiten. Durch eine geschichtliche Entwicklung haben die Voelker ihre gegenwaertige Physiognomie erhalten; der derzeitige Zustand der Gesellschaft beeinflusst die Einzelnen fortwaehrend. Von Kindheit an sehen wir uns umgeben von den geschichtlich gewordenen Gemeinschaften der Familie, des Staates und der Kirche. Sie schaffen die geistige Luft, in der wir atmen und gross werden. Sie wirken foerdend oder hemmend ein auf die Entwicklung alles dessen, was als Naturgabe uns in die Wiege gelegt worden ist. Sie graben tiefe Züge in den Rohstoff der Natur, und ohne ihre Mitwirkung kann aus dem rohen Material nicht die blanke Münze geformt werden.

Jeder Mensch ist ein Kind seiner Zeit. Ein Zeitalter hat

seine Individualitaet, seine charakteristischen Merkmale. Wie vermag ein Individuum dem allgemeinen Zug, der durch eine Zeit geht, sich voellig zu entziehen? Der ein bestimmtes Zeitalter durchstroemende Geist zieht den Einzelnen notwendig in seine Kreise, wenn er auch dem Zeiteinfluss durchaus nicht willenlos zu folgen braucht. Wer auf eine Zeit einwirken will, der muss die Sprache der Zeit reden und den Geist der Zeit verstehen.

Jeder einzelne Mensch — und ebenso jede Familie, jeder Stamm und jedes Volk — lebt unter einem Complex von Verhaeltnissen wie kein zweiter.

§ 14.

DIE INDIVIDUALITAET UND DIE MENSCHLICHE ENTWICKLUNG.

Für alle Individualitaeten ist die leiblich-geistige Naturorganisation der erste bedingende und bestimmende Factor; aber ein zweiter ist die Entwicklung.

Die natürliche Individualitaet ist eine unfertige und verhüllte; sie wird fertig und offenbar erst durch die allmaehliche Lebensentwicklung des Menschen. Das Gesetz der Individualisirung haengt eng zusammen mit dem Entwicklungsgesetz. Was sollte denn eine Entwicklung, die sich immer wiederholte, die immer und überall die naemliche waere? Weil sie immer neue Erscheinnngen produzirt, darum hat sie immerfort Schoenheit und Reiz. Beide Gesetze, das der Individualisirung und das der Entwicklung, fordern und bedingen einander.

Die Endpunkte der Entwicklung liegen oft weit ab von den Ausgangspunkten. Im Laufe der allmaehlich sich vollziehenden Entwicklung treten Seiten des menschlichen Wesens ans Licht, die in den Anfangsstadien gar nicht wahrnehm-

bar waren. Der Werdegang unserer individuellen Persoenlichkeit weckt oft Kraefte und Triebe, von deren Vorhandensein wir selbst keine Ahnung hatten. Alle Entwicklung ist aber das Resultat aeusserer und innerer Factoren. Nicht einzig aus sich heraus, aus den treibenden Kraeften seines Innern entfaltet sich das menschliche Wesen, die aeusseren Verhaeltnisse bestimmen mit sein Schicksal, wirken maechtig ein auf seinen natürlichen und geistigen Entwicklungsgang, locken seine verborgenen Kraefte ans Tageslicht, gleichwie der Stahl die Funken lockt aus dem Kieselstein.

Die Entwicklung des Individuums darf aber nicht ein blosser Naturprocess sein, sie muss ein geistiges und moralisches Fortschreiten in sich schliessen. Denn da die Individualitaet wesentlich darauf ruht, dass das menschliche Einzelwesen bestimmt ist, Person zu sein oder zu werden, so wird das Wachstum der Individualitaet nicht moeglich sein ohne Ausbildung der Persoenlichkeit. Je mehr die Voelker noch im Naturzustande stehen, desto verschwommener und geringer ist unter ihnen die Eigenart der Einzelwesen. Steigt die Cultur, so steigt auch intensiv und extensiv die Individualisierung. Die Individualitaet ist eben nicht nur eine natürliche Gabe, sondern auch eine moralische Aufgabe; sie ist nicht bloss eine gegebene, sondern auch eine erworbene. Das Wesen des Individuums ist innerhalb bestimmter Grenzen veraenderlich. Geht die individuelle Persoenlichkeit unter in den trüben Wellen der Sinnlichkeit, so erlischt auch immer mehr die Individualitaet. Der seinen Adel von sich werfende Mensch wird zum blossen Natur- oder Gattungswesen.

Dazu kommt, dass die individuelle Eigenart nur innerhalb einer Gemeinschaft erhalten und ausgestaltet werden kann. Das alleinstehende Individuum würde seiner Besonderheit sich gar nicht bewusst werden. Nur im Verkehr mit Anderen seiner Gattung erfasst es sich selbst; im Kampf, in steter

Reibung mit anders gearteten Individuen bringt es sein eigenes Wesen zur Entfaltung und zur Reife.

Wie die Gemeinschaft dem Individuum zur Entwicklung seiner Eigenheit unerlaesslich ist, ebenso ist es die geistige Bildung. Sie lehrt uns, unsere Faehigkeiten erkennen und unsere Kraft gebrauchen. Von ihr durchleuchtet, erkennen wir sowohl den allgemeinen Lebenszweck, dem wir uns unterzuordnen, als auch die individuelle Aufgabe, die wir an unserem Teile zu erfüllen haben.

§ 15.

SCHLUSS.

„Nicht alle Individualitaeten sind gleich viele Stockwerke hoch“, sagt Rothe. Die bedeutenden Individualitaeten sind selten, weil schoepferische Naturanlage und günstige Entwicklung zusammen kommen müssen, um sie hervor zu bringen. Ihre hoechste Stufe ist das Genie, die geniale Individualitaet. Um so groesser ist die Zahl unbedeutender Individualitaeten, die über das gewoehnliche Niveau sich nicht erheben.

Dessen ungeachtet haben wir in jedem, auch dem geringsten Individuum eine eigenartige, gottgewollte, nicht zufaellige Erscheinung zu sehen. Jeder Einzelne darf und soll sich besonderer Bildung und Entwicklung erfreuen, wie er ja im Aeussern in besonderer Gestalt und Haltung sich darstellt. Das gibt dem Einzelleben bei aller Kleinheit doch Reiz und Schoenheit, Gehalt und Wert, dass es von innen heraus, gemaess seiner eigenen Natur sich entfaltet und so ein Neues darstellt, das noch niemals war und niemals wieder sein wird. Wie sich das lebendige Gesicht unterscheidet von der toten Maske, so unterscheidet sich die Individualitaet von aller Schablone und allem Mechanismus. Wir sagen mit Lotze:

„Die Menschheit besteht nicht in der Menge unzaehliger Einzelner, die unser Denken ebenso gleichgiltig wie irgend eine Anzahl anderer Gegenstaende zu einer Summe zusammen zoege, sie besteht nicht in einem allgemeinen Gattungscharakter, der sich in allen Einzelnen wiederholte, gleichgiltig wie viele deren sein oder gewesen sein oder noch entstehen moechten, sondern in jener realen und lebendigen Gemeinschaft besteht sie, welche die zeitlich aus einander fallende Vielheit der menschlichen Geister gleichwohl zu einem Ganzen des Füreinanderseins zusammen schliesst, in welchem für jeden, gleich als waeren sie alle gezaehlt, seine eigentümliche Stelle vorausberechnet und aufbehalten ist".

Der Einzelne ist kein losgeloestes Atom, sondern ein Glied am grossen Organismus der Menschheit und dieser erhaelt Reichtum und Mannigfaltigkeit durch die Vielheit der Individualitaeten.

II.

THETISCHER TEIL.

DIE BEDEUTUNG UND DAS RECHT DER INDIVIDUALITAET AUF SITTLICHEM GEBIET.

A., Im Umkreis der Pflichtenlehre.

§ 16.

EINLEITENDES.

Das sittliche Leben nicht minder als das natürliche schoepft aus der Individualitaet Fülle und Reichtum, Abwechslung und Mannigfaltigkeit, Farbe und Leben. Soll das Sittliche aus der Hoehe und Erhabenheit der Idee herabsteigen in die conkrete Wirklichkeit, so muss es mit der Individualitaet sich verschmelzen und die lebensfrische Form und Farbe des Individuellen annehmen. Die allgemeinen, sittlichen Forderungen müssen durch jeden einzelnen Menschen, wenn auch durch jeden in besonderer Weise, verwirklicht werden, nur so koennen sie Fleisch und Blut annehmen. Der Traeger der sittlichen Bewegung ist die menschliche Persoenlichkeit, diese aber ist nur vorhanden in der Form der Individualitaet, der mannigfaltig gearteten, eigentümlich disponirten Einzelwesen. Ist das Sittliche Leben, Lebensaeusserung und Lebensbethaetigung, so muss es sich den allgemeinen Lebensgesetzen und Formen anpassen. Es darf das Naturliche nicht ausrotten, sondern nur veredeln und verklaeren. Die einfachste und

ursprünglichste Form, in welcher menschliches Leben existirt, ist die des Einzelwesens; in dieser Form muss daher auch das Sittliche sich Realitaet schaffen. Allgemeine Ideen und Einrichtungen sind für das sittliche Leben von hohem Wert; aber sie sind nur der eine Faktor der sittlichen Lebensbewegung; der andere, der ihn ergaenzen muss, ist der individuell-persoenliche. Der letztere hat ebenso gut seine Bedeutung und Berechtigung als der erstere. Bin ich bei einer Handlung nicht mitwirkend oder mitbeteiligt, so kann sie mir nicht zugerechnet werden und ich bin für sie nicht verantwortlich. Die Gesamtheit ist allerdings der hoechste Traeger des sittlichen Processes, aber sie denkt und will nur in den Einzelwesen. Die Geschichte lehrt, dass die groessten Fortschritte auf sittlichem Gebiet nicht von den Massen, sondern von Einzelpersonen, die hervorragende und originale Individualitaeten waren, ausgegangen sind. Ungeachtet aller Abhaengigkeit von der Gesamtheit ist der Einzelne doch ein Quell und Mittelpunkt der Selbstthaetigkeit, ein Bewegungsherd. Das sittliche Ideal soll sich in allen ohne Ausnahme verwirklichen, aber nicht auf eine und dieselbe Weise, sondern in jedem Einzelnen auf besondere Weise. Das eine Sonnenlicht bricht sich ja auch in tausend Strahlen und erscheint in mannigfaltigster Farbenpracht und Fülle. Das Gewissen, das Pflichtbewusstsein, das Gefühl des Sollens ist nur in lebendigen Individuen vorhanden — darauf ruht Bedeutung und Recht der Individualitaet auf sittlichem Gebiet.

§ 17.

SITTENGESETZ UND GEWISSEN.

Das Fundament aller Sittlichkeit ist das Sittengesetz. Das Wort deutet schon an, dass es nicht von subjektiver Art oder individuellem Ursprung ist; es ist vielmehr eine objek-

tive Ordnung, die man nicht ungestraft verletzt; es ist eine universelle Norm, verpflichtend und verbindlich nicht bloss für dieses oder jenes Individuum sondern für alles, was menschliches Antlitz traegt. Aller Willkür, allem ausschweifenden Subjektivismus, allem individuellen Gelüsten tritt dieses Gesetz entgegen mit seinem kategorischen: „Du sollst!“ Woher kaeme die Allgemeinverbindlichkeit und Autoritaet dieses Gesetzes, wenn es in dem Einzelwesen seinen letzten Ursprung haette? Seine normgebende Kraft, seine verpflichtende und allgemein verbindliche Bedeutung erklaert sich nur daraus, dass es nicht aus menschlichem sondern aus dem goettlichen Willen geflossen ist, dass es der heilige und allgemein verbindliche Wille Gottes selber ist.

Aber das Sittengesetz ist doch zugleich das Gesetz unseres eigenen geistigen Wesens, darum nichts uns fremdartiges, von aussen an uns herangebrachtes, durch eine allmaehliche Entwicklung erst hinzu gekommenes. Jede Entwicklung kann ja nur gegebene, keimartig vorhandene Anlagen zur Entfaltung bringen, niemals aber voellig neue Anlagen producieren. „Waer’ nicht das Auge sonnenhaft, die Sonne koennt’ es nie erblicken, lebt’ nicht in uns des Gottes eig’ne Kraft, wie koennt’ uns Goettliches entzücken!“ Waere das Sittengesetz nicht das Gesetz unseres eigenen Wesens, es koennte keinen Widerhall finden in unserer Brust. Die Theonomie ist der Autonomie nicht entgegen gesetzt, „wir sind ja goettlichen Geschlechts.“ Der allgemein gebräuchliche Ausdruck für diese moralische Disposition unserer Natur ist: das Gewissen. Die Stimme des allgemeinen Sittengesetzes kommt in dem Gewissen zum Ausdruck und macht sich vor dem Forum des Individuums energisch geltend trotz allem Gewirr und Laerm der sinnlichen Welt. Aber neben dem universellen hat das Gewissen auch individuellen Charakter. Die Individualitaet nach der Stufe ihrer Erkenntnis und sitt-

lichen Reife macht sich in dem Gewissen deutlich bemerkbar. Das Gewissen ist „die Grundthatsache des sittlichen Lebens“ (H. Sommer); wer die Ethik auf Autoritaet, Gewohnheit, Convention, überhaupt nur auf aeussere Factoren gründet, kann der Individualitaet niemals gerecht werden.

§ 18.

FORTSETZUNG.

Wie alle Anlagen, so bedarf auch die sittliche Anlage des Individuums oder sein Gewissen der Ausbildung und Entwicklung. Daraus erklaert sich die Verschiedenheit der Gewissensaeusserungen und der Grad ihrer Lebendigkeit. In verschiedenen Zeiten und verschiedenen Voelkern sagt das Gewissen ganz Verschiedenes aus. Das ist eben seine individuelle Faerbung und Gestaltung, die es nicht abstreifen kann, weil es mit der menschlichen Gesamt-Entwicklung im innigsten und lebendigsten Zusammenhang steht. Das Einzelgewissen steht unter der Macht des Gesamtgewissens d. h. des sittlichen Geistes, der ein Volk oder eine Zeit beherrscht. Bildung und Cultur, Religion und Sitte üben ihren Einfluss auf das Gewissen, und so entsteht ungeachtet des überall gleichen Grundwesens doch eine grosse Verschiedenheit nicht allein in der Energie seiner Lebensaeusserungen, sondern auch in dem Inhalt seiner Kundgebungen.

Die reagirende Thaetigkeit des Gewissens bringt dem Menschen zum Bewusstsein, dass der Uebel groesstes die Schuld ist. Sie wird sich in jedem einzelnen Falle um so prompter und kraeftiger vollziehen, je hoeher die Stufe sittlicher Tüchtigkeit des Individuums ist. Das oft misshandelte und unterdrückte Gewissen verliert die Kraft der Gegenwirkung und wird immer matter und schlaefriger.

Seine antreibende Bethaetigung übt das Gewissen als sittliches Gefühl, als sittliches Bewusstsein und sittlicher Trieb.

Unmittelbar auf den Willen wirken die Gefühle ein; sie sind im Einzelnen sehr verschieden; bald treten sie mit voelliger Bestimmtheit auf, bald mit grosser Unklarheit. Nicht Jeder hat in sittlichen Dingen ein feines Gefühl; in dem Kinde schlummert das sittliche Gefühl und muss erst geweckt und gebildet werden. Das Innenleben der Seele in seiner Gesamtheit ist das Gemüt. Da zur wahren Sittlichkeit vor allem die Innerlichkeit erforderlich ist, so ist das Gemüt von groesstem Einfluss auf das sittliche Leben. Nichts Anderes vermag aber auf das sittliche Gefühl so sehr ein zu wirken, es zu vertiefen und zu kraeftigen, zu beleben und anzuregen als die Religion. Für den religioesen Menschen gewinnt das Gewissen erst die rechte Autoritaet als die Stimme Gottes.

In dem Gebiet des Bewusstseins zeigt sich das Gewissen als die Erkenntnis von dem sittlichen Wert einer einzelnen Handlung oder der Gesamtperson. Die sittlichen Begriffe bilden sich nur allmaehlich aus in dem Einzelnen wie in den Voelkern; daher erklaert es sich, dass die Urteile in sittlichen Dingen so verschiedenartig lauten. Bei der Prüfung von Recht und Unrecht, Gut und Boes spricht im einzelnen Falle die Erkenntnis ein entscheidendes Wort mit. „Die Entwicklung des Gewissens," sagt Martensen, „ist insbesondere durch die Erkenntnis bedingt."

Der sittliche Trieb ist der Vollstrecker unserer Entschliessungen und der Erreger des sittlichen Thuns. Das Gewissen waere zur Ohnmacht verurteilt ohne den sittlichen Trieb; durch ihn finden Gedanken und Gefühle ihre Ausführung, und aus dieser ergibt sich wiederum Laeuterung und Klaerung für das sittliche Bewusstsein.

§ 19.

FORTSETZUNG.

Wenn die Ausbildung des Gewissens durch die bezeichneten

Faktoren bedingt ist, so ist die Bedeutung der Individualitaet auf diesem Gebiete offenbar. Energische Naturen bringen die Gewissensforderung zur Durchführung trotz allem, was sich entgegen stellt; schwaechliche lassen die sittlichen Antriebe oft unerfüllt und ermatten schon bei Beginn des Kampfes. Wo die Intelligenz unentwickelt ist, da ist man vielen Taeuschungen ausgesetzt; der laeuternde und klaerende Einfluss der intellektuellen Thaetigkeit ist unverkennbar, wenn auch hohe Intelligenz oft mit grosser Gewissenlosigkeit verbunden ist. Ungleich entwickelt ist in den Einzelnen das sittliche Gefühl; Leute von tieferem und edlerem Gefühl wenden sich entschieden ab von dem, was anderen keine Gewissensunruhe bereitet.

In dem Gewissen wird der Mensch seiner Abhaengigkeit von einer hoeheren, vielmehr der hoechsten Autoritaet sich bewusst. Trotzige Naturen lehnen sich auf wider diese Autoritaet und verlangen die Freiheit der wilden Begierde. Hinter einer rauhen Schale von Eigennutz und Sinnlichkeit ist des Gewissens edler Kern verborgen. Vorhanden ist er überall, wenn auch nicht in derselben Güte, aber er bleibt oft unentwickelt, so dass es Leute gibt, die sich von aller Moral — vielleicht gegen den Widerspruch ihres besseren Ich los sagen; Paulsen nennt sie in seiner Ethik moralische Nihilisten. Ueberall, wo der religioese Faktor fehlt im individuellen Seelenleben, da ist des Gewissens beste Kraft untergraben; sein Licht leuchtet zwar noch, aber es wird nicht mehr von der Sonne genaehrt.

In jedem Einzeldasein muss das Gewissen aufs neue von der schlummernden Anlage zur entwickelten Faehigkeit und thaetigen Kraft sich entfalten. Diese Entwicklung wird durch persoenliche, sociale, nationale und confessionelle Faktoren beeinflusst. In jedem Individuum sind originelle Kraefte, die zu immer tieferer Erfassung und Verwirklichung der sittlichen

Idee treiben. In einem bestimmten Volk und zu einer gewissen Zeit vollzieht sich der Entwicklungsgang des individuellen Gewissens so ziemlich unter den gleichen Verhaeltnissen. Die Aussagen des Gewissens lauten daher im Wesentlichen übereinstimmend trotz mancher Differenzen im Einzelnen, die sich aus der Verschiedenheit des Charakters und der Erziehung erklaeren lassen. Es werden nur Gradunterschiede wahrnehmbar sein in den verschiedenen Individualitaeten, weil die Stufe sittlicher und geistiger Reife der Person in dem Gewissen sich wiederspiegelt und die besondere Gemuetsart, die vorhandene Denk- und Willenskraft von Einfluss ist.

Groesser und offenkundiger wird die Differenz auf diesem Gebiete, wenn wir verschiedene Zeiten und Voelker ins Auge fassen. Was eine Zeit für gut und recht erklaert hat, das hat eine spaetere Zeit für unrecht und unsittlich angesehen. Im Mittelalter hat das Gewissen geduldet oder vielmehr, wenn wir uns in den Sinn der damaligen Menschen hinein denken, gefordert, dass Ketzer verbrannt wurden. Die sittlich hoechststehenden Personen hielten im Interesse der Gesamtheit solche Strenge für noetig und waren sicherlich überzeugt, damit ihrem Gewissen zu genuegen. Im Altertum haben auch die besten keinen Anstoss an der Sklaverei genommen, sie hielten diese Einrichtung für wohlvereinbar mit der Sittlichkeit. Welche Wandlungen haben die Ansichten über die Stellung des weiblichen Geschlechtes in der Gesellschaft durchgemacht!

Die sittlichen Normen haben sich ohne Zweifel im Laufe der Geschichte in manchen Stücken geaendert; in anderen sind sie sich aber gleich geblieben. Das „Du sollst!“ des Dekalogs gilt heute noch wie vor mehreren Jahrtausenden. Dem Englaender Buckle erschien diese Gleichheit so gross, dass er allen Fortschritt in sittlichen Dingen leugnete. Wir koennen ihm darin nicht beistimmen. Wir sehen eine fort-

schreitende Entfaltung der sittlichen Anlagen des Menschen und der Menschheit und müssen darum annehmen, dass es auch auf diesem Gebiet Veraenderungen und Schwankungen gibt, unbeschadet alles dessen, was in allen Zeiten und unter allen Voelkern sich gleich bleibt. Die sittlichen Grenzsteine sind bisweilen verrückt worden; die Grenzlinien sind bald enger, bald weiter gezogen worden. Für alle Aenderungen aber ist der Prüf-. und Grenzstein gesetzt: „das Gesetz Gottes darf nicht aufgeloest, sondern muss erfüllt werden.“ Nur innerhalb dieser Grenze kommt der Individualitaet Berechtigung zu. Trotz mancher Differenzen im Einzelnen gibt es einen eisernen Bestand, den die sittlich denkende Menschheit nicht antasten laesst. Wer sich dessen erkühnt, der begibt sich in den Bereich des Unsittlichen. Das Gewissen ist seiner Form nach immer und überall das naemliche: es fordert kategorisch die Verwirklichung des Sittengesetzes, sein Inhalt aber zeigt im Einzelnen individuelle Verschiedenheiten und Abweichungen.

§ 20.

DIE PFLICHT.

In einer Welt ohne Individualitaet waere das Gewissen immer und überall das naemliche. Das Gesetz der Individualisirung, das der Welt inne wohnt, bewirkt, dass auch auf sittlichem Gebiet nicht starre, sondern bewegliche und mannigfaltige Formen wahrzunehmen sind. Das durch die Individualitaet hindurch gegangene, von den Einzelnen anerkannte und angeeignete Gesetz ist die Pflicht. Gesetz ist das, was Alle unter allen Umstaenden sollen; Pflicht das, was der Einzelne in seinen Verhaeltnissen und in einem bestimmten Augenblick soll. Ohne Individualitaet gaebe es zwar noch Gesetze, aber keine Pflichten.

Jedem Einzelnen erwachsen besondere Pflichten aus seiner

natürlichen Eigentümlichkeit, aus seiner Zugehoerigkeit zu einer bestimmten Volks- und Religionsgemeinschaft. Es sind ganz besondere Gefahren. die ihm drohen, es sind ganz specielle Sünden, zu denen seine Natur hinneigt. In der natürlichen wie sittlichen Welt nimmt er eine besondere Stelle ein, die er gewissenhaft aus zu füllen hat. Er erwaehlt sich einen bestimmten Beruf, durch welchen all sein Thun und Streben bestimmte Grenzen erhaelt. Aus seiner Lage und seinen Verhaeltnissen heraus ergeben sich für das Individuum besondere Aufgaben, specielle Arbeiten und specielle Leiden. Jeder Einzelne hat einen besonderen Gedankenkreis und eine bestimmte Interessensphaere. Das allgemeine Gesetz erleidet die mannigfaltigste Anwendung im Leben; es offenbart so seine ganze Tiefe und seinen vollen Reichtum und wird von dem Menschen immer vollstaendiger erkannt. Die allgemeinen Forderungen des Sittengesetzes modifiziren sich im Einzelnen und erhalten durch die Besonderheiten des Lebens ein bestimmtes Gepraege. Practica est multiplex: die eine moralische Forderung, dem Sittengesetz gemaess zu handeln, spaltet sich in eine Vielheit verschiedenartiger Forderungen, sobald wir den Boden des praktischen Lebens betreten. Trotzdem loest sich das Gesetz nicht auf in eine Vielheit von Einzelgeboten. Diese haben ja ihre Einheit in der moralischen Persoenlichkeit.

Wie dem Einzelnen so erwachsen auch dem Ganzen, der Gemeinschaft, dem Volk besondere Pflichten und Aufgaben aus der jeweiligen Lage, aus Zeit und Umstaenden, aus natürlicher und geschichtlicher Besonderheit.

„Keine Handlung“, sagt Martensen, „kann ethisch vollberechtigt heissen, wenn nicht das Individuelle in ihr mit dem Allgemeingiltigen zusammen geschlossen ist“.

Die Pflicht fordert immer und überall ihre energische, ausnahmslose Verwirklichung; sie steht hoch über aller Will-

kür und Leidenschaft, allem Belieben und Gelüsten des Individuums. Diejenige Individualitaet hat keine Berechtigung, die sich nicht nach ihr regelt und richtet, die sich nicht an sie gebunden achtet. Aber ebenso wenig darf die Individualitaet von der Wucht und Macht des rigoristisch verstandenen Gesetzes erdrückt werden, sie verleiht ihm ja lebensvolle Waerme und Wirklichkeit.

§ 21.

FORTSETZUNG.

„Die individualisirte Naturanlage disponirt den Menschen in bestimmter, eigentümlicher Weise für sein Persoenlichkeitsleben“, bemerkt Martensen einmal. In dem menschlichen Persoenlichkeitsleben aber ist das sittliche Wollen und Handeln gerade das wesentlichste Stück; mithin bringen auch für letzteres die Individuen nicht die gleiche, sondern eine unterschiedene, besonders geartete natürliche Disposition mit. Das „Ferment des Gewissens“, das in jede Menschenbrust eingesenkt ist, damit es alles durchsaeure, findet bald dieses, bald jenes Hindernis vor. Beim maennlichen Naturell werden diese Hindernisse andere sein als beim weiblichen; beim phlegmatischen Temperament andere als beim cholerischen, beim melancholischen wiederum andere als beim sanguinischen. Jedes Naturell und jedes Temperament bereitet der sittlichen Entwicklung eigentuemliche Schwierigkeiten. Dem: „Du sollst!“ antwortet in der Menschenbrust nicht immer ein freudiges „Ja“, sondern oftmals ein trotziges „Nein“ oder ein halbes, zoegerndes „Ja.“ Der Pflicht, die aus dem allgemeinen Sittengesetz entspringt, stellen sich die Neigungen entgegen, die aus dem individuellen Naturwesen entstammen. Die subjektive Willkür des eigenwilligen und selbstsüchtigen Ichs rüttelt an der Verbindlichkeit und Gültigkeit der mo-

ralischen Forderungen und sucht sich ernster Verpflichtung zu entziehen unter Berufung auf die natürlichen Triebe, die allein massgebend und berechtigt sein sollen.

Ob der Einzelne pflichtmaessig handeln will oder nicht, das kann ihm nicht so frei stehen wie das, ob er spazieren gehen oder daheim bleiben will. Wer sich in seiner individuellen Selbstbestimmung der moralischen Verpflichtung entschlaegt, der wirft damit die moralische Würde von sich und verzichtet auf den Anspruch, als persoenlich-moralisches Wesen geehrt und anerkannt zu werden.

Alle gesunden, zurechnungsfaehigen Menschen haben für die Stimme der Pflicht ein Gehoer, ein Sensorium, aber sie haben nicht alle ein gleich feines Gehoer. Wir dürfen von jedem Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit verlangen, aber wir würden uns einer gefaehrlichen Taeuschung hingeben, wenn wir in jedem das gleiche Mass von Pflichtgefühl und Gewissenhaftigkeit voraussetzten. Der Mensch erkennt Umfang und Tiefe seiner Verpflichtung nur dann, wenn er ernstlich bemüht ist, demgemaess zu handeln. Je mehr das Gewissensferment die ganze Natur des Menschen durchdringt, um so kraeftiger und lebendiger wird das Pflichtgefühl werden. Es ist eine unbestreitbare Thatsache, dass Menschen von hoch entwickeltem Geistesleben oft ein schwaches Pflichtgefühl haben; dass umgekehrt Leute von geringer Bildung ein feines Pflichtbewusstsein und einen regen Pflichteifer bekunden. O. Flügel macht in seinem Buche: „Das Ich und die sittlichen Ideen“ die richtige Bemerkung: „Wo der Gedankenvorrat geringer ist, pflegt die Macht des einmal für gut und richtig anerkannten groesser zu sein, als bei uns, wo sich auch der erkannten Wahrheit allerlei Zweifel und andere moegliche Gedanken zugesellen und unsere Entschluesse von der Gedanken Blaesse angekraenkelt erscheinen lassen“.

Die moralische Anlage ist in und mit jeder Menschennatur

gegeben; aber diese Anlage ist doch haeufig von wildem Gestruepp umgeben und überwuchert. Nicht überall findet die sittliche Idee einen gesunden Naturboden, in dem sie wurzeln und gedeihen kann. Die urspruengliche Organisation und Geistesverfassung der Menschen ist, unter dem moralischen Gesichtspunkt angesehen, keineswegs von der gleichen Art und von dem gleichen Wert; die moralische Veranlagung ist vielmehr so verschieden wie andere Anlagen. Wir reden von religioesen, von aesthetischen Naturen, wir koennen ebenso gut von ethischen Naturen reden, und verstehen darunter solche, die von Haus aus ein ethisches Grundgepraege an sich tragen. Da das Ethische vor Allem auf dem Willen beruht, so ist es die in unterschiedenen Naturen unterschiedene Willensbeschaffenheit, auf die es in erster Linie ankommt. Es gibt Familien, deren Glieder fast alle von einem hervorragenden Pflichtgefühl beseelt sind; es gibt andere, bei denen das Umgekehrte der Fall ist. Freilich ist auch nicht zu übersehen, dass eine richtige Erziehung von allergroesstem Einfluss ist auf die Ausbildung des Pflichtgefühls. Wer in moralisch verpesteter Luft, ohne moralische Gewoehnung, ohne Vorbilder des Idealen aufwaechst, wird schwerlich jemals ein feines Gefühl für Pflicht sich aneignen. Durch die Erziehung muessen Gewissen und Pflichtgefühl aus Verdunkelung und Verwirrung emporgehoben werden.

Die Energie der Willensbethaetigung, der Drang nach Verwirklichung der sittlichen Forderungen ist beeinflusst durch das Temperament. Eine der Entwicklung des Pflichtgefühls günstige Grundstimmung, Empfaenglichkeit für das, was sein soll, werden wir zumeist bei dem cholerischen und melancholischen Temperament voraus setzen dürfen.

Wie das Weib vorzugsweise von seinem Herzen geleitet wird, so ist auch seine Auffassung von Pflicht eine mehr gefühlsmaessige: beim Manne dagegen muss das Pflichtge-

fühl gelaeutert und vertieft werden durch die Erkenntnis; so wird es zum klaren und festen Pflichtbewusstsein. Haftet dem weiblichen Pflichtgefühl die Oberflaechlichkeit als Schatten an, so dem maennlichen die Haerte und Rücksichtslosigkeit. Das Weib ist mit seinem Pflicht- und Taktgefühle auf das Naechste, Kleine und Besondere gerichtet, der Mann auf das Grosse und Allgemeine. Dieser fragt mehr nach den inneren Ursachen und Gesetzen der Sittlichkeit, jenes vorwiegend nach den Formen der Sitte. Der Zwiespalt zwischen Geist und Natur ist im Weibe mehr ausgeglichen als im Manne; darum schwebt die unerfüllte und kategorische Forderung: „Du sollst!“ vorzugsweise über der maennlichen Natur. Es ist vorwaltend des Mannes sittliche Eigenart, „zu kaempfen den Riesenkampf der Pflicht.“

§ 22.

DER GRUNDSATZ.

Das Sittengesetz zu geben, ist nicht des Menschen Sache; wohl aber steht es dem Individuum zu, das Gesetz auszulegen und anzuwenden. Aus der vielfachen Anwendung, aus unseren Lebenserfahrungen bilden wir uns Lebensregeln, nach denen wir dann in aehnlichen Faellen handeln. „Die Mannigfaltigkeit der Lebensregeln gehoert zur Schoenheit des sittlichen Lebens“ (Wuttke). Der Sinn des Gesetzes, die Tiefe und Fülle seines Inhaltes wird uns erst recht klar durch Einzelfaelle und -erlebnisse, durch die Beobachtungen und Erfahrungen im Kleinen. Auf Grund dieser formuliren wir uns feste und klare Grundsaetze oder Maximen, die uns leiten in den Verwicklungen und Schwierigkeiten des Lebens. Sie haben aber nur Bedeutung für uns und nicht für andere. Wie *wir* nach *unseren* Grundsaetzen handeln, so handeln *andere* nach *ihren*. Alle aber ohne Ausnahme müssen nach

guten und richtigen Grundsaetzen handeln d. h. sie müssen diese formen und reguliren, ausbilden und reformiren unter der Herrschaft und steten Controle des Gesetzes. Nur durch dieses bekommen die Grundsaetze eine verpflichtende Kraft. Im Gesetz und seinen Bestimmungen gibt sich der universelle Gotteswille kund; im Grundsatz kommt die individuelle Instanz zu ihrem Recht und ihrer Geltung, indem sie dem Allgemeinen die besondere Faerbung und Schattirung gibt, durch welche jedoch das objektive Gesetz nicht alterirt werden darf. Wie auf einem und demselben Boden mannigfaltige Gewaechse und Früchte wachsen, so erwachsen auch auf dem Boden des Gesetzes mancherlei Grundsaetze. Der Grundsatz ist „die individuell angepasste Auslegung des Gesetzes“, „der begriffsmaessige Ausdruck der Sittlichkeit des Individuums als einer durch seine Individualitaet bestimmten oder seiner sittlichen d. h. sittlich bearbeiteten und gesetzten Individualitaet“. (Nach R. Rothe).

§ 23.

FORTSETZUNG.

So verschieden die Individualitaeten und die Lebenserfahrungen sind, so verschieden werden sich auch die Grundsaetze gestalten. Das maennliche Naturell ist mehr dazu disponirt von Grundsaetzen sich leiten zu lassen als das weibliche. Choleriker und Phlegmatiker halten einmal angenommene Grundsaetze leicht fest, Sanguiniker und Melancholiker neigen zu Veraenderungen. Der verschiedene Standpunkt und Gesichtskreis, die verschiedenen Lebenslagen und -verhaeltnisse, die verschieden geartete und gebildete Urteils- und Geisteskraft, die Staerke oder Schwaeche des Gedaechtnisses, — das alles wird die Grundsaetze modificiren. Von grossem Einfluss auf die Ausbildung der Grundsaetze wird die intellektuelle Thaetigkeit sein.

Man wird diese unvermeidliche Verschiedenartigkeit dulden müssen bis zu jener Grenze, da die Freiheit in Willkür und Ungebundenheit, die Eigenart in -unart, die berechtigte Eigentümlichkeit und Besonderheit in launenhafte Eigenheit und Sonderbarkeit ausartet. „Est modus in rebus, sunt certi denique fines!“ Auf Mass und Grenze deutet das Kantische Moralprincip hin: „Handle so, dass die Maxime deines Handelns geeignet sei, ein allgemeines Gesetz für alle Menschen zu werden.“ Und das Schleiermachers: „Handle jedesmal gemaess deiner Identitaet mit Anderen, nur so, dass du zugleich auf dir angemessene, eigentümliche Weise handelst.“ Moegen die Maximen des Einzelnen strenger oder freier, engherziger oder weitherziger sein, immer müssen sie mit der sittlichen Idee übereinstimmend, fest und klar sein. Der aus dem Zusammenhang mit dem Gesetz losgeloeste, mit ihm unvereinbare Grundsatz verliert alle und jede Verbindlichkeit. Und wie die schlechten Grundsaetze, so verwerfen wir die Grundsatzlosigkeit, die ohne Ruder und Steuer den leichten Wellen der individuellen Neigungen und Triebe sich überlaesst. Auf der Fahrt über das Meer des Lebens schlagen nicht alle genau die naemliche Bahn ein mit ihrem Schifflein; mancher sucht eine neue Fahrstrasse; dieser faehrt mit vollem Dampf dahin, jenem gefaellt ein langsameres Tempo; vor dem Blick des einen liegt die Meeresflaeche spiegelglatt und eben, dem anderen bietet sich eine stürmische, brausende und aufgeregte See. Alle aber müssen Klippen, Strudel und Abgründe meiden, damit sie nicht untergehn. Alle müssen sich orientiren über Richtung und Ziel, indem sie hinauf blicken zu Sonne und Sternen am Himmel: den ewig leuchtenden sittlichen Ideen.

§ 24.

DER LEBENSZWECK.

Die einzelnen sittlichen Aufgaben haben sich dem grossen Lebenszwecke unter zu ordnen, der alle die kleinen Aufgaben einheitlich in sich aufnimmt. Für jeden Einzelnen erscheint der Lebenszweck in besonderer Gestalt und eigentümlichem Gepraege. Mit *meinen* Leibes- und Seelenkraeften habe ich diesen Zweck zu erreichen innerhalb des Lebensgebietes, das mir angewiesen ist. An *meinem* Leibe habe ich das allernaechste Objekt sittlicher Bethaetigung, ihn soll ich in die Sphaere des Geistes emporheben. Mit *meinen* geistigen Kraeften soll ich das Wesen der menschlichen Persoenlichkeit in specifischer Form darstellen und immer mehr zur Erscheinung bringen. Nicht isolirt soll ich bleiben, sondern mein Sein und Koennen dem grossen Ganzen hingeben, damit das Reich sittlicher Persoenlichkeiten gefoerdert werde. Allein trotz aller Hingabe an die Gesamtheit, an der ich nur ein dienendes Glied bin, liegt doch mein Lebenszweck niemals bloss ausser, sondern auch in mir. Die Bestimmung des Menschen kann nicht darin aufgehen, dass er der Allgemeinheit mit seinen Kraeften und Gaben dient, er traegt auch seinen Lebenszweck in sich selber. Den Einzelmenschen zu einem blossen Mittel oder Werkzeug stempeln, das heisst, ihn seiner sittlichen Würde berauben. Er ist Selbstzweck, aber im Rahmen der Gesamtheit. Der einzelne Ton braucht seinen Klang und seine Faerbung nicht aufzugeben, wenn er mit anderen Toenen harmonisch zusammenklingen soll. Die Individualitaet haette für die sittliche Welt keine Bedeutung und in der sittlichen Welt keine Berechtigung, wenn sie nicht einen von Gott gewollten und gesetzten Zweck haette. Ich soll aus meinem natürlichen Wesen einen sittlichen Charakter formen; sittliche Charakterbildung also heisst der Lebenszweck für jeden Einzelnen.

„Im engen Kreis verengert sich der Sinn, es waechst der Mensch mit seinen groess'ren Zwecken." Wo das Leben in den engsten Grenzen verlaeuft, wo es der Befriedigung niedriger Bedürfnisse oder sinnlicher Genüsse gewidmet ist, da kommt die individuelle Persoenlichkeit nur mangelhaft zur Auspraegung. Das Bild der sittlichen Persoenlichkeit muss jeder Einzelne nach seinen Kraeften klar erfassen und als sein Lebensideal mit ernstem Willen und reinem Streben zu verwirklichen suchen. Wie sich Gesetz und Pflicht zu einander verhalten, ebenso verhalten sich Idee und Ideal zu einander. „Vor Jedem steht ein Bild dess, das er werden soll, solang'er das nicht ist, ist nicht sein Friede voll." Dies Idealbild, das uns vorschwebt, traegt so wenig wie das leibliche Antlitz immer die gleichen Züge. Es wird bei dem Durchschnittsmenschen anders aussehen als bei dem gewaltigen, hochfliegenden Geist, der wie der Adler kuehn zu den Hoehen empor steigt.

§ 25.

FORTSETZUNG.

„Alles menschliche Leben weiss sich als werdendes, das, von einem den Menschen bestimmenden Lebensgrund ausgehend, einem bestimmten Lebensziel zustrebt" (Harless). So verschiedenartig nun der uns bestimmende Lebensgrund ist, ebenso verschiedenartig muss das uns bestimmte Lebensziel sein. Mit den uns verliehenen eigentümlichen Geisteskraeften suchen wir dieses Ziel zu erfassen und formen daraus unser Ideal. „Wie der Mensch, so ist sein Gott," hat man gesagt; man kann mit demselben Recht sagen: wie der Mensch, so ist sein Ideal.

In letzter Linie liegt jeder menschlichen Individualitaet ein eigentümlicher, schoepfrischer Gottesgedanke zugrunde; die volle Verwirklichung dieses Gedankens ist unser Lebensziel.

Ein jeder kann nur das werden, wozu er von Natur erschaffen und bestimmt ist. Über die Moeglichkeiten, die in seiner Natur angelegt und bestimmt sind, kann kein Mensch hinaus. Die Schranke seines eigentümlichen Wesens vermag niemand zu durchbrechen. Die Sterne koennen nicht aus ihrer Bahn heraustreten, und der Mensch kann aus dem Kreis nicht heraus treten, der durch Natur und Geburt, durch Geschlecht und Temperament, durch Religion und Nationalitaet um seine individuelle Existenz gezogen ist. Durch alle diese Faktoren ist es bedingt, dass dem Einzelnen sein Lebensziel in besonderer Form und Farbe, auch oftmals in eigentümlicher Truebung und Umnebelung erscheint. Es ist ein Ding der Unmoeglichkeit, dass ein Mann durchaus dasselbe Ideal habe wie eine Frau, ein Katholik dasselbe wie ein Protestant, ein Choleriker dasselbe wie ein Phlegmatiker, der Gebildete wie der Ungebildete, der Fleissige wie der Traege, der Mystiker wie der Praktiker, der Fürst wie der Bettler. Hat nicht jedes Zeitalter seine besonderen Ideale? Sprechen wir nicht von einem antiken, mittelalterlichen und modernen Lebensideal?

Paulsen weist in seiner Ethik auf das Sokratische Daemonion hin, „das seinem eigentlichen Wesen nach nichts anderes ist als das Bewusstsein um eine ganz besondere, individuelle Aufgabe, die seine Bestimmung ausmache. Vortrefflich sagt darüber L. Schmidt: „Das Unterlassen des der individuellen Anlage Widerstreitenden nimmt für Naturen von scharf ausgepraegter Eigentümlichkeit und klar bewusster Lebensbestimmung die Notwendigkeit eines sittlichen Gebotes an: ich kann und darf nicht, waehrend ein Anderer an meiner Stelle es ganz wohl dürfte.“

Wir wundern uns nicht und missbilligen es nicht, dass dem Neger sein Lebenszweck in der Befriedigung der niederen Bedürfnisse der menschlichen Natur aufgeht; wir würden aber mit unserer Verwunderung und Missbilligung keineswegs

zurückhalten, wenn dem Deutschen, Hollaender oder Englaender kein hoeheres Lebensziel vorschwebte. Seine Individualitaet ist eine ganz anders geartete und gebildete; sie ist im Stande, ein hoeheres, geistigeres und umfassenderes Lebensziel ins Auge zu fassen und ihm nachzutrachten.

Aber auch auf derselben Kulturstufe und unter dem naemlichen Volke, unter dem Einfluss derselben Religion wie verschieden sind die Lebensideale, denen wir die Einzelnen nachstreben und nachleben sehen! Die praktisch angelegte Individualitaet hat überall vornehmlich den praktischen Zweck im Auge; einer idealen Natur liegt ganz gewiss der Lebenszweck auf idealem Gebiet. So mancher begnügt sich mit dem Ideal koerperlicher Gesundheit und Tüchtigkeit oder irdischer Glückseligkeit; dem religioesen Menschen, der in Gott lebt und webt, wird nur ein überweltliches Ideal vollgenügend sein: die Seligkeit.

Haben diese verschiedenen Lebensideale eine Berechtigung? haben sie alle die gleiche Berechtigung? Sie sind saemtlich einseitig und enthalten nicht das volle Bild des Lebenszieles, das uns gesteckt ist. So gewiss nun mit jeder Individualitaet eine gewisse Einseitigkeit gegeben ist, so gewiss wird auch in unserem Ideale bald diese, bald jene Seite besonders hervor treten. Das Ideal wird aber um so erhabener und vollkommener sein, je mehr es die verschiedenen Seiten menschlichen Lebens in sich aufnimmt und eint in dem Bilde der sittlichen, geist-leiblichen Persoenlichkeit. Jedenfalls sollte kein wesentliches Stück menschlicher Lebensbethaetigung darin fehlen. Diese ist ja so gut praktisch wie ideal. Das Wesen des Menschen ist reich und vielseitig, zur Verwirklichung seiner Idee gehoeren viele Momente. Sie haben alle ihre Berechtigung, doch so, dass das Natürliche dem Geistigen, das Niedere dem Hoeheren, das Irdische dem Ewigen untergeordnet sei.

§ 26.

DIE VERANTWORTUNG.

Wo Pflicht ist, da ist immer auch Verantwortung. Kraft seines geistigen Wesens fühlt sich das Individuum dem Sittengesetz verpflichtet und deshalb für all sein Thun und Lassen verantwortlich. Wir koennen die Verantwortung, die auf unseren Schultern ruht, auf keinen Anderen waelzen; es handelt sich um unsere eigene Seligkeit oder Unseligkeit, um unser eigenes Heil oder Verderben. Ohne individuelle Verantwortlichkeit keine Moral.

Aber nur in den Grenzen der vorhandenen Moeglichkeiten und gegebenen Verhaeltnisse kann von dem Individuum die Erfüllung der moralischen Gebote geleistet und vollbracht werden; darnach bemisst sich denn auch seine Verantwortung. „Wem viel gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert"; so wird die Verantwortlichkeit individuell modifizirt. „Dem einen gab er fünf Centner, dem anderen zwei, dem dritten einen," so heisst es im Gleichnis (M. 25), und die Empfaenger werden darüber zur Rechenschaft gezogen, wie sie mit den anvertrauten Centnern gewuchert haben. Es wird niemandem einfallen, von einem Kinde, das Naemliche zu verlangen wie von einem Erwachsenen; an den Gebildeten stellen wir mit Recht hoehere Anforderungen als an den Ungebildeten. Je groesser die Gabe, desto groesser die Aufgabe. Die Gleichheit aller vor dem Gesetz wird aber dadurch gewahrt, dass nicht der Mangel der Gabe an uns gerichtet wird, sendern der Mangel an Fleiss und Eifer, an Treue und Hingebung.

Wir sind dafür verantwortlich, dass wir die besonderen Gaben, die eigentümlichen Leibes- und Seelenkraefte, die wir empfangen haben, recht gebrauchen, treu bewahren und moeglichst vollkommen ausbilden. Wer die Gabe, die in ihm

schlummert, nicht weckt, wer auf die Vorzüge wie die Schranken, die in seinem Wesen liegen, nicht achtet, der wird sicherlich dafür gerichtet. Es wird sich raechen, wenn wir uns an solche Aufgaben heran wagen, die über unseren Horizont hinaus liegen, noch mehr, wenn wir uns mit Dingen abgeben, die unter unserer Würde sind oder doch sein sollten. Wie oft ist z. B. das deutsche Volk im Laufe der Geschichte dafür gerichtet worden, dass es die nationale Eigenart nicht zu schaetzen wusste und fremdem Wesen Thür und Thor oeffnete!

Der Grad der Verantwortlichkeit richtet sich nach der Stufe sittlicher Reife, auf welcher das Individuum angelangt ist. Sittliches Gefühl, sittliches Bewusstsein und sittlicher Trieb sind zwar auf jeder Stufe vorhanden; allein je mehr sie vertieft und gelaeutert werden, um so mehr vertieft sich auch das Gefühl der Verantwortung.

Es gibt individuelle Zustaende, welche Zurechnung und Verantwortung aufheben. Haftet diese an dem Ich, so hoert sie dort auf, wo das Personleben in seinen Grundlagen gestoert oder alterirt ist, so dass man nur noch von einem unfreien Triebleben reden kann. Abnorme Krankheitszustaende im Leibes- oder Seelenleben trüben das Selbstbewusstsein und heben die Selbstbestimmungsfaehigkeit auf, damit zugleich Schuld und Zurechnung. Wenn wir einen Menschen gerecht beurteilen wollen, so suchen wir seine Individualitaet nach ihrem Naturgrund, nach ihrem besonderen Entwicklungsgang und ihrer Beeinflussung durch aeussere Faktoren zu verstehen. „Alles erkennen“, heisst manchmal, „alles verzeihen“. Wir stehen da gar oftmals vor undurchdringlichen Raetseln; nur ein Hoeherer vermag zu unterscheiden, was Schicksal und was Selbstbestimmung ist, wie weit die fremde und die eigene Schuld reicht. Das Wort des Dichters: „Ins Inn're der Natur dringt kein erschaff'ner Geist“ gilt nicht nur von der aeus-

seren Natur, sondern auch von dem geheimnisvollen inneren Wesen jedes Individuums in seiner Besonderheit.

§ 27.

DAS ERLAUBTE.

Nirgends auf dem ganzen sittlichen Gebiet tritt die Bedeutung der Individualitaet so sehr hervor als in der Sphaere des Erlaubten. „Alles ist euer“, sagt der Apostel. Der sittlich Starke, Freie und Reine wagt sich hinaus auf die offene See des Lebens, wo Gefahren lauern und Stürme toben; er ist gewiss, dass er ungefährdet heimkehrt. Der Schwache darf solches Wagnis nicht auf sich nehmen, ihm würde es den Untergang bringen. „Es ist Alles erlaubt, aber es frommt nicht Alles.“ In vielen Dingen hat das Gesetz weder ein klares Ja, noch ein bestimmtes Nein; es schiebt eben die Entscheidung dem Einzelnen in die Brust. Dieser hat nach seiner individuellen Persoenlichkeit zu richten und zu entscheiden. Für seine Eigenart und Besonderheit, wie sie durch Naturbestimmtheit und sittlichen Werdegang eben augenblicklich ist, bleibt hier ein breiter Spielraum; die Grenze ist dort, wo er sich sagen muss: „es frommt nicht“. Was der eine bei seiner Individualitaet unbedenklich thun darf, das muss der andere sich versagen. „Eines schickt sich nicht für alle“. Manches erscheint uns im Grunde erlaubt, aber die Rücksicht auf Zeit und Umstaende, auf unsere Stellung und Umgebung, auf unsere Gesundheit Leibes und der Seele gebietet uns Enthaltung. Zwischen gut und boes, zwischen Recht uud Unrecht liegt noch eine mittlere Zone, in welcher die individuelle Selbstbestimmung massgebend ist.

Die Moral wird hier zur Diaetetik. Die rechte Diaet aber ist durchaus individuell; sie muss dem besonderen Leibes-

und Seelenzustand, der Constitution, den Lebensgewohnheiten und Lebensverhaeltnissen angepasst sein.

Zu dem Bereich des Erlaubten gehoeren insonderheit alle Spiele, Unterhaltungen und Vergnügungen. Sie sind dem einen eine unschuldige Erholung, eine wohlthuende Erfrischung und Staerkung, dem andern aber eine verderbliche Reizung, eine Stoerung seines Seelenfriedens, eine Erschlaffung seiner Kraft. Darum hat hier die individuelle Persoenlichkeit auf Grund ihrer besonderen Disposition und ihrer eigenen Erfahrungen das letzte Wort zu sprechen. Allgemeine Gebote und Verbote helfen nichts; auf diesem Gebiet muss das abstract-allgemeine Element der Ethik in den Hintergrund treten vor dem individuell-persoenlichen Factor.

Daher ist denn auch die Verschiedenheit der Ansichten auf dem moralischen Gebiet nirgends groesser und augenscheinlicher als hier. Luther nahm in solchen Fragen eine andere Stellung ein als Calvin. Schiller hat die Schaubühne für eine „moralische Anstalt“ angesehen, der Puritaner haelt die oeffentlichen Schauspiele für den „wahren Pomp des Teufels“. Das individuelle Urteil über den sittlichen Wert oder Unwert der „Adiaphora“ wird immer beeinflusst und bestimmt werden durch Geistesrichtung und Koerperbeschaffenheit, durch Gewoehnung und Erziehung, durch Geschmack und Bildung, durch Lebensweise und sociale Stellung. Es steht uns frei, die Erholung zu suchen, welche uns zu sagt; aber wir werden nicht unterlassen dürfen, zu erwaegen, ob sie gerade uns Anregung bringt oder Erschlaffung. Darin haben wir den Prüfstein ihrer sittlichen Wertung und den Grenzstein ihrer Berechtigung. In der Art und Weise, wie wir das Bedürfnis nach Erholung und Zerstreuung befriedigen, manifestiren wir unsere verborgene Individualitaet nach ihrer natürlichen Grundlage und sittlichen Ausbildung. Denn „wo der Mensch spielt, ist er ganz Mensch“.

§ 28.

DAS CASUELLE.

Das sittliche Handeln verschiedener Individuen wird im besonderen Einzelfalle niemals voellig identisch sein. „Wenn zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe." Hat nicht Jeder seine eigene Art, wie er seine Aufgaben loest, Kaempfe besteht, Bedenken überwindet und über Schwierigkeiten und Hindernisse Herr wird?" Die Einzelhandlung soll ja nichts Abruptes, sondern ein Ausfluss der sittlichen Bildung des Individuums, eine Aeusserung seiner pflichtgemaess bestimmten Individualitaet sein. Im Bereiche des mechanischen Handelns erscheinen die Menschen gleichartig; es ist eben eine bloss aeusserliche Verrichtung, die immer und überall fast in der gleichen Form wiederkehrt. Wir sehen auf dem Exercierplatz unter einer grossen Truppe einen Mann fast genau ebenso sich bewegen, wenden und drehen, vorwaerts und ruckwaerts marschieren wie den anderen; sie sind zu diesem Mechanismus gedrillt. Das sittliche Thun aber ist um so weniger mechanisch, je vollkommener es ist; es fliesst aus verborgenen Quellen; die Eigentümlichkeit der handelnden Person stellt sich in ihm dar. Je mehr wir sittlich handeln d. h. kraft eigener Selbstbestimmung, um so mehr praegen wir unsere ganze Eigenart in jeder Handlung von sittlicher Bedeutsamkeit aus.

Daher laesst sich das sittliche Handeln nicht unter eine aeussere Regel fassen und binden, wenn diese auch noch so kasuistisch ausgebildet waere. Wichtiger, als solche Normen und Regeln für den Einzelfall auf zu stellen, erscheint es, die individuelle Persoenlichkeit so aus zu bilden und zu laeutern, dass sie in den Schwierigkeiten des Einzelfalles sich zurecht findet. Nur sie vermag zu beurteilen, in welcher Beziehung der Einzelfall zu ihrer Gesamtentwicklung steht, zu

der ganzen inneren Welt, die sich in ihr regt und Schonung und Beachtung fordert. Das Gewissen wird ihr sagen: „Du darfst das nicht, wenn du nicht deine individuelle Bestimmung verfehlen willst.“ Das Taktgefühl wird sie vor Fehlgriffen bewahren; das Zartgefühl vor Verletzung fremder Rechte. Durch geschaerftes Urteil und gewissenhafte Überlegung wird sie in der Lage sein, aus der Verwicklung der Umstaende und der Collision der Pflichten den Ausweg zu sehen. Immer muss sie ihre Reflexion anstellen auf Grund des Sittengesetzes und seiner Bestimmungen; dies ist der Boden, den sie nie verlassen darf. So gewinnt sie „eine Fertigkeit und Sicherheit, eine Virtuositaet des Urteilens und Entscheidens im Einzelfalle, welche die eigentliche Gesundheit des sittlichen Bewusstseins ausmacht und gleich weit entfernt ist von Leichtfertigkeit und Voreiligkeit einerseits und von Skrupellositaet, Langsamkeit, Schwaechlichkeit und Feigheit andererseits“ (Rothe). Ein verschiedenartiges Urteilen und Handeln ist auf diesem Gebiet nicht nur zulaessig, sondern unvermeidlich.

Bei richtiger Durchbildung der Individualitaet ist daher eine Kasuistik überflüssig. Sie kann nur dort entstehen, wo man das sittliche Thun nicht als Gewissenssache sondern als eine Sache der Klugheit, der aeusseren Rücksicht, der Tradition oder Convention betrachtet. Eine Berechtigung hat sie nur für die Unmundigen, für eine niedere Stufe des sittlichen Lebens; für das reife sittliche Bewusstsein dagegen ist sie entbehrlich geworden. Fur das letztere erscheint sie als eine Zerreissung und Zerstückelung der Ethik. Aus einem Guss soll das sittliche Leben sein, im Centrum der Persoenlichkeit gegründet, von da ausstrahlend nach allen Richtungen, den Einzelfall subsumirend unter das Ganze des sittlichen Processes.

Es ist nicht zufaellig, dass in der katholischen Kirche die Kasuistik weit mehr ausgebildet ist als in der evangelischen;

es ergibt sich das unmittelbar aus der Eigenart der beiden Kirchen. Wo das Sittliche in der Form des Gesetzes auftritt, da wird sich mit Notwendigkeit die Kasuistik einstellen. Wo aber in weiterer Fortentwicklung das Gesetz in den Hintergrund und die sittliche Persoenlichkeit in den Vordergrund getreten ist, da faellt alle Kasuistik als überflussig von selbst fort.

§ 29.

DIE SITTE.

Mit der Sittlichkeit ist die Sitte nicht identisch. Diese ist das zur Gewohnheit gewordene, zur festen Form erstarrte Sittliche; ein Produkt jener, aber nicht ihr gleich, der Leib, den der sittliche Geist sich schafft. Sie wird nicht von dem Einzelnen geschaffen, sondern von dem Ganzen der Stammes- und Volksgemeinschaft. Daher traegt sie deutlich die Züge der confessionellen und nationalen Individualitaet an sich; auch Ort und Zeit wirken mit, der Sitte ihr besonderes Gepraege zu geben.

Welche Verschiedenheit unter den Sitten und Gewohnheiten der Voelker! Sie ist nicht nur bedingt durch aeussere Unterschiede in Klima, Lage und Lebensweise, sondern durch die Verschiedenheit der Sprache, der Geschichte, der Religion, und im letzten Grunde der innersten Stammes- und Volkseigentümlichkeit. Die Sitten sind nicht constant, sondern in steter Umgestaltung und Fortbildung begriffen. Jedes Zeitalter praegt sich neue Lebensformen und -gewohnheiten. Das sittliche Bewusstsein einer Zeit und eines Volkes gestaltet verschiedenartige und verschiedenwertige Sitten aus.

Dem Einzelnen tritt die Sitte gegenüber als eine objektive Macht, der er sich nicht entziehen kann noch darf, würde er es dennoch thun, so würde er den Zusammenhang mit der Gesamtheit loesen. Da jedoch die Sitte nicht die oberste

sittliche Instanz ist, so kann sie die Drangabe der persoenlichen Freiheit und das Opfer des Intellekts nicht fordern. Sie muss uns Beschraenkungen auferlegen, aber sie kann nicht verlangen, dass wir unser eigenstes Wesen aufgeben. Auch vermag sie ihrer Natur nach nur das aeussere Gebiet des Sittlichen zu regeln und zu beherrschen, in „des Herzens heilig stille Raeume" aber, in die innere Gefühls- und Gedankenwelt, den eigentlichen Quell- und Mittelpunkt alles sittlichen Lebens, den urspruenglichen Sitz der Individualitaet kann sie gar nicht eindringen.

Es ist eine sehr oberflaechliche Definition des Sittlichen, welche Bebel in seinem Buch: „die Frau und der Socialismus" aufstellt: „Sittlich ist, was Sitte ist;" aber für eine niedere Culturstufe wird sie in der That gelten. Da übt die Sitte eine fast unumschraenkte Herrschaft aus; sie ist noch ein undifferenzirtes Ganze. Wo aber das Einzelgewissen einmal geweckt und die individuelle Persoenlichkeit ausgebildet ist, da faengt sie auch an, die geltenden Begriffe von gut und boes, von recht und unrecht zu prüfen, und es ergibt sich haeufig der Conflikt der Individualitaet mit der herrschenden Sitte. Sittlich ist dann nicht mehr, was Sitte ist, sondern was mit dem Gewissen, dieser eigentlichen „Substanz" des Sittlichen übereinstimmt.

Da die Sitte nicht selten Momente enthaelt, welche dem wahrhaft Sittlichen entgegengesetzt sind, so kann es für den Einzelnen geradezu Pflicht werden, gegen das, was allgemeine Sitte geworden ist, aufzutreten und an der Reinigung der herrschenden Anschauungen und Gewohnheiten mit zu wirken, damit die Sitte immer mehr werde, was sie sein soll, naemlich der adaequate Ausdruck, die angemessene aeussere Form und Darstellung inneren Lebens. Solche Conflikte sind vornehmlich dann entstanden, wenn neue Geistesprincipien in die Geschichte eingetreten sind. Paulsen nennt

sie die dramatischen Hoehepunkte des Menschheitslebens. Alle Helden und Groessen der moralischen Welt haben diesen Kampf gekaempft und zum Teil darin ihr Leben gelassen. Die geniale Individualitaet durchbricht, von innerer Glut getrieben, die Schranke des Gewohnheitsmaessigen und Herkoemmlichen, um das sittliche Ideal in neuer und schoenerer Gestalt zu verwirklichen.

Aber nicht immer ist es dieses reine Feuer, das zum Kampf mit der bestehenden Sitte treibt: oft ist es die ungezügelte Leidenschaft, das ungebaendigte Temperament, die Willkür des schrankenlosen Individualismus. Waehrend es der Frau eigen ist, der bestehenden Sitte sich willig unterzuordnen, ihre treue Hüterin zu sein, ist der Mann kraft seiner Natur oft in Versuchung, wider die bestehende Ordnung sich eigenmächtig aufzulehnen. „Manche Jünglinge suchen eine gewisse Genialitaet darin, sich über derartige gemeinsame, geschichtlich entwickelte Begriffe von guter Sitte hinweg zu setzen, sowohl in ihren Gedanken als auch in ihrem aeusserlichen Gebahren. Sie halten das für genial, weil es einmal eine sogenannte Genieperiode in der deutschen Literatur gegeben hat, in welcher geniale, himmelstürmende Jünglinge gegen die vielfach verkehrten und kleinlichen Begriffe, welche ihre Zeit von Zucht und Sitte hatte, anrannten; und da meinen nun manche, das Anstürmen mache das Genie, und je weniger sich einer um die gute Sitte kümmere, desto mehr zeige er sich eben damit als einen aechten Ritter von Geist“ (Weitbrecht, heilig ist die Jugendzeit). So müssen denn auch hier der Individualitaet bestimmte Grenzen gezogen werden. Wer den Kampf beginnt mit der herrschenden Sitte, der prüfe zuvor, ob ihn das Gewissen dazu treibt oder vielleicht Ehrgeiz und Hochmut; ob er für die hoechsten Güter der Menschheit in den Kampf zieht oder für seine Hirngespinste, ob sein Thun ein aufbauendes oder zerstoerendes in seinen

Wirkungen sein werde. Denn wie es notwendig ist, dass der Einzelmensch seiner innersten Anlage gemaess sich entfalte, so ist es auch unbedingt erforderlich, dass die sittliche Gemeinschaft mit ihren schutzenden Schranken und leitenden Regeln erhalten und gefoerdert werde. Luther hat der Gewissensfreiheit ihr Recht gegeben, indem er sagte: „es ist weder sicher noch geraten, etwas wider sein Gewissen zu thun“; er hat aber andererseits auch die subjektivistische Willkür abgewiesen in den Worten: „so verwegen bin ich nicht, dass ich meine Meinung der Meinung aller anderen vorgezogen haben wollte.“ Nach beiden Richtungen ist damit für die individuelle Eigentümlichkeit eine Begrenzung gegeben.

§ 30.

DAS STAATLICHE GESETZ.

Das Sittengesetz wendet sich an die Freiheit des Individuums, das staatliche Gesetz hingegen ist ein Zwangsgesetz. Mit unerbittlicher Gewalt setzt sich die staatliche Ordnung durch und fordert Unterwerfung von dem Individuum. Wenn es aber dem sittlichen Leben und Streben nicht den Nerv durchschneiden will, so darf es in das innere Regen und Bewegen der individuellen Persoenlichkeit nicht eingreifen. Die aeussere Rechtsordnung herzustellen und wider alle individuelle Willkür aufrechtzuerhalten, das ist Aufgabe des Staates. Er muss auf manchen Gebieten des aeusseren Lebens die Freiheit des Individuums beschraenken und eindaemmen, aber er befoerdert damit die wahre Sittlichkeit. Er garantirt jedem Individuum innerhalb der Landesgrenzen Eigentum und persoenliche Sicherheit. Als Traeger der Gerechtigkeit sorgt er, dass Jedem das Seine werde, und erzwingt die Gleichheit aller vor dem Gesetz ohne Rücksicht auf die aeusseren Unterschiede unter den Menschen. So schafft er die Be-

dingungen, unter welchen das sittliche Leben der Individuen entstehen und überall nach seiner Eigenart innerhalb bestimmter Grenzen sich entfalten kann. Der antike Staat vernichtete die individuelle Freiheit und liess das Einzelwesen untergehen im Staatsganzen, seine Bestimmung aufgehen im Staatszweck. Der moderne Staat laesst dem Individuum freie Bewegung, weil seine sittliche Bestimmung vor allem in ihm selbst liegt, und der Staat diese Bestimmung zwar foerdern, aber nicht allein erfüllen kann.

Die Gesetze sind sehr verschiedenartig, weil die Volksindividualitaet mit ihren Bedürfnissen, die Culturstufe und die Staatsform verschiedenartig sind.

Die Allgemeinheit ist der Boden, auf dem der Einzelne steht. Ist dieser Boden durch Recht und Gesetz gegen vulcanische Ausbrüche gesichert, dann kann sich jeder nach seiner inneren Eigentümlichkeit entfalten. Für die verschiedensten Gaben ist Verwendung; an Gelegenheit, sie aus zu bilden, fehlt es nicht. Der Staat hat für jeden eine Stelle, da er das ihm verliehene Mass von Kraeften bethaetigen kann zur eigenen Ausbildung und zur Foerderung des Gesamtwohles; er hat für besondere Tüchtigkeit auch besonderen Lohn. Wo das Gesetz herrscht, da ist jeder Stand, jeder Beruf, jede Thaetigkeit, jede Religion und jede Ueberzeugung geschützt; so pflegt und schirmt die Rechtsordnung die individuelle Besonderheit. Alle Revolutionen haben daher die allgemeine Gleichheit auf ihre Fahne geschrieben. So wenig die Individualitaet gedeihen kann unter despotischer Zwangsherrschaft, ebenso wenig in einer schrankenlosen Freiheit; denn wenn zu ihrer gehoerigen Entwicklung die sittliche Bearbeitung und Laeuterung unerlaesslich ist, so wird sie in der Zügellosigkeit verwildern und entarten.

Aber andererseits ist das Gesetz auch eine Schranke für die Individualitaet. Es ist der Anwalt der Schwachen, im Namen

der Gerechtigkeit sucht es die natürliche Ungleichheit der Menschen so viel als moeglich auszugleichen. Es nötigt den Einzelnen, seine Eigenheit an das Staatsganze hinzugeben und unter Ueberwindung centrifugaler Tendenzen zur Bereicherung des vielgestaltigen Staatslebens beizutragen. Die Individualitaet, die sich lossagt vom Ganzen des Staates und zur Aufloesung der Rechtsordnung beitraegt, verliert die sittliche Berechtigung. Das staatliche Gesetz, das aus dem sittlichen Bewusstsein einer Stammes- oder Volksindividualitaet hervorgeht, ist wie dieses der Fortentwicklung faehig und bedürftig, es kann aber niemals der Willkür und den Launen der Einzelnen preisgegeben werden.

§ 31.

GESETZ UND INDIVIDUALITAET.

Dem starren Gesetzesbuchstaben gegenüber ist die Individualitaet das bewegliche, flüssige Element; und gegenüber den festen, sich gleichbleibenden aeusseren Ordnungen und Institutionen ist sie der Traeger der Freiheit, der das sittliche Leben vor Mechanisirung und Stabilisirung bewahrt. Beide Elemente, das feste und das flüssige, fordern und bedingen einander. Die Individualitaet bedarf der heilsamen Schranken, die ihre Begehrlichkeit einzaeunen, der objektiven Ordnungen, an denen sie sich aus ihren Hüllen emporrankt, der Autoritaet, durch die sie vor Zerfahrenheit gerettet wird. Aber umgekehrt bedarf auch das Gesetz der Individualitaet, sie verleiht ihm das Plastische, das wirkliche, bewegliche und eigenartige Leben. Erstarren müssten die Bestimmungen und Ordnungen des Gesetzes ohne den lebendigen Pulsschlag der menschlichen Individualitaet; sie blieben tote Formen, leere Abstractionen, blosse Doctrinen. Entarten aber müsste andererseits die Individualitaet, wenn ihr nicht die richtige Bahn

für ihre Entwicklung gewiesen würde, wenn sie nicht durch Autoritaet gezügelt würde. Die Individualitaet darf nicht aufgehen in dem Gesetz, sondern das Gesetz muss aufgenommen werden in die Individualitaet und das innere Lebensgesetz derselben werden. Die Individualitaet hat ihre selbstaendige Bedeutung und Berechtigung. Ohne das Medium des persoenlichen Einzelwesens koennte das Gesetz niemals lebendige Wirklichkeit erlangen; es enthaelt nur Gebote und Verbote allgemeiner Natur. In jedem Einzelfall müssen wir durch unser sittliches Urteil erst feststellen, was unsere Pflicht ist.

Nicht auf tote Formen hat es der Schoepfer abgesehen, sondern auf lebendige, eigenartige Persoenlichkeiten, die sich aus freien Stücken dem allgemeinen Gesetz unterordnen, weil es nichts anderes ist als das Gesetz der wahren Freiheit. An wen soll denn die sittliche Forderung sich richten als an das lebendige und bewusste Einzelwesen? Nur dieses ist im stande, die sittlichen Ziele klar zu erfassen und durch Selbstthaetigkeit zu realisieren.

§ 32.

FORTSETZUNG.

Die Individualitaet in ihrer Bedeutung und Berechtigung wird unterschaetzt von allen denen, die der Ansicht sind, dass sie untergehen müsse vor dem drakonischen Sittengesetz und verschwinden vor den allgemeinen Geboten und Ordnungen. Auf diesem Standpunkt wird dem Allgemeinen und Abstrakten der groesste oder alleinige Wert beigemessen und in dem Einzelwesen das Gattungsmaessige, seine universelle Seite hervorgekehrt. Die Individualitaet ist gleichgiltig und nichtssagend wie ein Troepflein im Weltmeer.

Die Individualitaet in ihrer Bedeutung und Berechtigung wird überschaetzt von denen, die sie über oder ausser das Sittengesetz stellen. Die Vertreter dieser Anschauung sagen

mit Wallenstein: „Recht hat jeder eigene Charakter, der übereinstimmt mit sich selbst“ — wenn er auch nicht übereinstimmt mit dem allgemein Sittlichen. Sie haben von der natürlichen Güte des menschlichen Herzens eine überaus optimistische Ansicht, die von der nackten Wirklichheit Lüge gestraft wird. Hier wird das individuelle Ich zum hoechsten Richter in sittlichen Dingen gemacht; seine Bedürfnisse und Velleitaeten werden hoechster Massstab und alleinige Richtschnur; und es ist nicht das ideale Ich gemeint, das sich mit dem Sittengesetz in Übereinstimmung weiss, sondern das reale Ich mit seinen jeweiligen Zustaenden und Begehrungen, die oft genug mit der sittlichen Idee im grellsten Widerspruch stehen.

Von diesem Standpunkt aus wird immer und überall das Einzelne, das Besondere, das Eigenartige betont und ihm gegenüber dem Allgemeinen alleinige Bedeutung und Berechtigung zuerkannt. Die Majestaet des Sittengesetzes wird in den Hintergrund gedraengt durch die zufaellige Einzelerscheinung. Allein losgeloest vom Zusammenhang mit der sittlichen Idee und dem Ganzen verkennt das Individuum sein wahres Wesen und wird zum Prometheus, der raubt und stiehlt, anstatt zu dienen und zu arbeiten. Nein, im Strome menschlicher Vergaenglichkeit und irdischen Wechsels muss das Sittengesetz stehen wie ein rocher de bronce; faellt es, so sinkt das Menschheitsideal in den Staub. Die Gewissensschranken darf das Individuum nie durchbrechen.

§ 33

DIE EMANCIPATION.

Von der sittlichen Verpflichtung und Verantwortung kann man Niemanden loesen, er sei auch, wer er sei. Dagegen ist eine berechtigte Forderung die Emancipation d. h. die Be-

freiung aus einem Zustande unwürdiger Abhaengigkeit und falscher, weil bloss aeusserlicher Autoritaet. Die Emancipation kann nur langsam und allmaehlich vor sich gehen im Einklang mit der langsam voranschreitenden Civilisation. Nur den Mündigen kann man emancipiren, den Unmündigen muss man unter aeussere Autoritaet stellen, weil ihm die innere fehlt. Es ist aber der natürliche Entwicklungsgang im Kleinen wie im Grossen, dass aus Unmündigen und Bevormundeten Mündige und Freie werden. Von aeusserem Zwang und Druck befreit, kann das Individuum seine Eigenart erst entfalten und durch freie Selbstthaetigkeit seine sittliche Bestimmung erfüllen.

In der Voelkerwelt eröffnet die Emancipation dem nationalen Trieb und Zug freie Bahn. Innerhalb des Volksganzen steigen die einzelnen Staende allmaehlich aus der Stufe der Unmündigkeit zur Mündigkeit auf. Immer aber muss verlangt werden, dass die Emancipation keine Lossagung ist von aller Autoritaet und aller Zusammengehoerigkeit, wie der Radicalismus verlangt; sie muss der Sittlichkeit foerderlich und nicht schaedlich sein. Nur der ist reif dazu, der sich an die innere Autoritaet gebunden weiss und dadurch vor Missbrauch der Freiheit geschützt ist. Je hoeher das Gefühl sittlicher Verpflichtung und Zusammengehoerigkeit in einem Volk entwickelt ist, desto groesser kann die Emancipation sein, desto breiter der Spielraum, der dem Individuum zu eigenartiger Bewegung und Thaetigkeit, zur Ausgestaltung seines besonderen Wesens gewaehrt werden kann. Nicht die natürliche, sondern die sittlich gebildete und gefestigte Individualitaet kann die Emancipation beanspruchen.

Die Emancipationsbestrebungen haben zur Voraussetzung die wesentliche Gleichheit aller Menschen, die sittliche Bestimmung aller. Wenn und sofern sie daher Schranken umstürzen und beseitigen, welche Willkür oder Eigennutz auf-

gerichtet hat, sind sie berechtigt. Sie werden aber unberechtigt und müssen unheilvoll wirken, wenn sie die in der Natur liegenden Unterschiede übersehen und Schranken überspringen, welche die Natur selbst aufgerichtet hat. „Die Frauenemancipation findet an der Ungleichartigkeit der Geschlechter eine dauernde Schranke" (Runze). Wohl moeglich, dass sociale Misstaende der Gegenwart dazu draengen, der Frau andere Erwerbszweige zu erschliessen und das Gebiet ihrer Thaetigkeit zu erweitern. Aber sie gleichstellen mit dem Manne, im oeffentlichen wie im Privatrecht, das heisst, ihre Naturbestimmtheit verkennen. In leiblicher wie seelischer Hinsicht hat die Frau andere Kraefte und Neigungen als der Mann, durchgehends ist sie anders organisirt; so ist es also nicht bloss in dem Herkommen, sondern in ihrer natürlichen Begabung und Ausstattung wohlbegründet, dass sie eine andere Thaetigkeit ausübt und eine andere Stellung in der Oeffentlichkeit einnimmt als der Mann. In welchen Kreis nun ihre Wirksamkeit einzuschliessen sei, darüber gehen allerdings die Ansichten aus einander. „Jede Zeit wird in Theorie und Praxis zu untersuchen haben, wie sie die Gaben und die Stellung des weiblichen ebenso wie des maennlichen Geschlechtes zu würdigen und den Verhaeltnissen entsprechend gerecht zur Geltung zu bringen hat. Eine endgiltige Entscheidung mag wohl in der Idee und dem zukünftigen Gottesreich, aber nicht unter den wirklichen Verhaeltnissen dieses Erdenlebens gefunden werden" (Bornemann).

§ 34.

DIE ERZIEHUNG.

Was ein Individuum wird, das wird es nicht bloss durch sich selbst, sondern auch durch seine Erzieher. Ein absolut auf sich selbst gestelltes Individuum ist ein Unding, schon deshalb, weil das Individuum als unentwickeltes, unmündi-

ges Kind in die Welt tritt, also der Erziehung und Leitung bedarf. Die Erziehung ist die vornehmste und wichtigste Obliegenheit der erwachsenen Generation, insonderheit der Eltern und der speciell damit beauftragten Personen.

Sie muss eine vielseitige sein d. h. die Entwicklung aller in den Menschen gelegten Kraefte, Triebe und Faehigkeiten ins Auge fassen. Bei einer einseitigen Erziehung bleiben manche in der Individualitaet ruhende Anlagen unausgebildet. Wer will im Voraus sagen, welche Anlagen und Kraefte einem Individuum vorzugsweise gegeben sind? Wer kann vorherwissen, wie eine Pflanze sich entwickelt, wie ein Baum waechst?

Vielseitigkeit ist aber nicht Zersplitterung und Zerstreutheit. Durch diese koennen zwar ausgedehntes Wissen und oberflaechliche Kenntnisse vermittelt werden, aber keine wahre Geistesbildung. Was nicht in Fleisch und Blut übergegangen, also unser individuellstes Eigentum geworden ist, das geht für unsere wahre Bildung verloren. Und nicht bloss auf das geistige Gebiet hat die Erziehung sich zu erstrecken, sondern auch auf das leibliche, damit ein gesunder Geist in einem gesunden Koerper sei. Der Schwerpunkt aber aller Erziehung liegt in der religioes-sittlichen Durchbildung der Individualitaet, ohne welche ja eine innere Harmonie der mannigfaltigen Kraefte nicht erreichbar ist.

Die Erziehung muss ferner eine individuelle sein d. h. Rücksicht nehmen auf die Eigenart des Zoeglings. Nicht der Mensch an sich d. h. ein abstraktes Gattungswesen kann Objekt oder Ziel der erzieherischen Thaetigkeit sein, sondern der konkrete Einzelmensch in seiner Familien-, Volks- und Raceneigentümlichkeit, mit seinen bestimmten Anlagen und Faehigkeiten. Nicht ertoetet, sondern gelaeutert soll die Eigenart des Einzelnen werden, damit er als ein lebendiges Glied dem grossen Koerper der Volksgemeinschaft eingefügt werde. Herbart sagt: „Die Erziehung darf nicht nur wie in einer Fabrik

arbeiten, sie muss jeden Einzelnen vornehmen". Mit Hilfe der Erziehung soll der Einzelne das werden, wozu er veranlagt ist.

In und mit der Individualitaet ist dem Erzieher der bildsame Stoff für seine Thaetigkeit gegeben. So verschiedenartig dieser Stoff ist, so verschiedenartig werden auch die Erziehungsgrundsaetze und -methoden im Einzelnen sein. Sie weichen in der That nicht nur in verschiedenen Zeiten und Voelkern, sondern zu einer und derselben Zeit, in einem und dem naemlichen Volke wesentlich von einander ab. Theoretische Meinungen, religioese Ueberzeugungen, praktische Rücksichten machen ihren Einfluss geltend. Die maennliche Erziehung ist eine andere und muss eine andere sein als die weibliche; die Verschiedenheit des Geschlechts modificirt Wege und Ziele der Erziehung. Auf die individuelle Leibesbeschaffenheit, auf das angeborene Temperament muss der Erzieher die groesste Rücksicht nehmen. Indem er die Individualitaet des Zoeglings beobachtet, wird er grundverschiedene Naturen entdecken: verschiedenes Mass von Intelligenz, verschiedene Willenskraft, verschiedenartige Neigungen und Begierden, weiche und harte Gemueter, wilde und sanfte Naturen, reine und unreine Herzen, scharfe und stumpfe Geister, kraeftige und schwaechliche Koerper — kurz ungleiche Beschaffenheit des Leibes und des Geistes. Dieser Naturbestimmtheit muss die Erziehung sich anpassen, sie veredlen, vervollkommnen, laeutern, ohne ihre Eigentümlichkeit zu verwischen oder auszuloeschen. Was wird man von einem Baumeister halten, der den ursprünglichen Plan eines Baues bei der Ausführung nicht festhaelt, sondern etwa mehrere Stilarten vermengt, das obere Stockwerk anders ausbaut als man nach dem unteren erwarten musste? In denselben Fehler geraet der Erzieher, wenn er ohne Rücksichtnahme auf die ursprüngliche Art und Ausstattung, die Leibesdisposition und Geistesrichtung seines Zoeglings vorgeht.

In der Individualitaet liegen aber auch die schwersten Hemmnisse der Erziehung. Wie das natürlich Gute in einem Menschen zu erhalten ist, so ist die natürliche Unart zu bekaempfen und wo moeglich auszurotten. Es gibt trotzige und eigensinnige Naturen, die aller erzieherischen Einwirkung den staerksten Widerstand entgegen setzen. „Der eigentliche Leichtsinn, der sich im Vergessen, in der Unordnung, Unstetigkeit, in den sogenannten Jugendstreichen zeigt, ist ein Uebel der individualen Anlage“ (Herbart). Die natürliche Lebhaftigkeit muss gedaempft werden; die Traegheit, die so vielen im Blut zu liegen scheint, bedarf des scharfen Spornes. „Die geringsten Fehler koennen wachsen durch die Gewohnheit; die geringste Begierde, wenn ihr kein Zügel angelegt ist, kann sich in Leidenschaft verwandeln“ (Herbart). Es gibt Naturen, die durch sanfte Worte sich leiten und in die richtigen Bahnen lenken lassen; andere koennen nur durch unnachsichtige Zucht im rechten Geleise erhalten werden. Wie die originalen Kraefte des Individuums geweckt werden müssen, so muss die Einseitigkeit seiner Veranlagung moeglichst ausgeglichen werden. Es waere verhaengnisvoll, wenn wir das Kind nach Rousseaus Recept einfach sich selbst überliessen und dem Erzieher nur die Rolle des unthaetigen Zuschauers anweisen wollten, in der Hoffnung, die unbehinderte Natur werde aus sich selbst alle schoenen Blüten hervortreiben. Vielmehr muss der Erzieher energisch eingreifen, muss lenken und regieren, wilde Schoesslinge abschneiden, weil sie den edlen Trieben Licht und Luft nehmen würden, das Alles aber unter steter Berücksichtigung und Schonung der Eigentümlichkeiten des Zoeglings.

Notwendig muss dem Kinde durch Erziehung und Unterricht vieles Neue und Fremdartige beigebracht werden. Neue Vorstellungen werden in ihm geweckt, neue Gedanken stroemen ihm zu, neue Impulse steigen in ihm in die Hoehe.

Seine ursprüngliche Eigenheit braucht dadurch nicht zu verschwinden; im erweiterten Bette fliesst der Strom seines Individuallebens weiter, bereichert durch viele Nebenflüsse. „Es kann viel Werth haben“ — bemerkt einmal Herbart im Umriss paedagogischer Vorlesungen — „wenn heranwachsende junge Leute manches für sich lesen und treiben; sie entwickeln sich nach ihrer Eigentümlichkeit, indem sie nach eigner Wahl thun, was ihnen zusagt.“ Durch Aufnahme neuer Stoffe und Kraefte wird die eigne Kraft nicht geschwaecht, sondern erhoeht. Zur Bewahrung der ursprünglichen Eigenart ist allerdings unerlaesslich ein continuirliches Wollen, beharrliches Streben, eine Gleichfoermigkeit, welche Herbart bezeichnend „das Gedaechtnis des Willens“ nennt (Umriss paedag. Vorl. § 147).

Ziel der Erziehung ist die zum tüchtigen Charakter gewordene Individualitaet. Eine Erziehung, welche dieses Ziel nicht im Auge behaelt, ist moralisch verwerflich und unberechtigt. Was am Anfang der Erziehung unbestimmt, fliessend und bildsam ist, das muss am Ziel fest und bestimmt geworden sein. Wenn die Zeit kommt, dass der Zoegling aus der Zucht der Eltern und Erzieher entlassen wird und dann in der Luft der Freiheit seine Individualitaet mit voller Macht zum Durchbruch kommt, dann muss diese so weit gelaeutert und gefestigt sein, dass sie in sittlichen Bahnen verbleibt und aus freien Stücken nach dem Ziel strebt, zu dem sie bisher von Anderen hingelenkt wurde. „Suche dich zu unterscheiden!“ — so sagte einmal ein sterbender Vater zu seinem Sohn; der neunjaehrige hat des Wortes Sinn geahnt, der werdende Mann hat seine Wahrheit verstanden und geübt. Die Ausbildung der Individualitaet ist eine der wichtigsten Erziehungsaufgaben.

§ 35.

DIE LEBENSALTER.

Lotze zieht eine geistreiche Parallele zwischen den Temperamenten und den Lebensaltern. Für die Individualitaet sind diese von nicht geringerem Gewicht als jene. Wenn auch die Individualitaet durch alle Lebensalter hindurch in ihren Grundzügen die naemliche bleibt und demgemaess ein Ganzes bildet, so nimmt sie doch auf den verschiedenen Stufen der leiblichen und geistigen Entwicklung verschiedenes Gepraege an.

Fliessend und unbestimmt ist die Individualitaet im Kindheitsalter; sie hat noch eine grosse Anpassungsfaehigkeit. Als Ganzes ist sie wohl keimartig vorhanden, aber in ihren Einzelheiten noch gaenzlich verborgen; eine Knospe, die noch der Entfaltung harrt. Die leibliche Seite hat das Uebergewicht, der Geist schlummert. Der Unterschied der Geschlechter ist schon vorhanden, doch noch latent. „Sieh in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt, Jungfrau und Juengling, sie deckt beide die Knospe noch zu“. Die kindliche Individualitaet aeussert sich im freien Spiel wie in unwillkürlichen Ausbrüchen des Zorns und Eigensinns und offenbart so dem kundigen Beobachter ihre Licht- wie Schattenseiten. Warum ist uns in den Biographieen grosser Maenner die Kindheitsgeschichte von besonderem Interesse? Wir wollen das Werden und Wachsen der hervorragenden Individualitaeten beobachten. „Wir lauschen dem Kindermund und suchen in den ersten Worten der leise erwachenden Gedankenwelt das Wetterleuchten künftiger Groesse“ (Schneller).

Das Sittliche zeigt sich auf dieser Stufe nur als Gesetz, als aeusseres Ge- und Verbot, das durch die erziehenden Personen dem Kinde nahe gebracht wird, um seine Sinnesart zu bilden und seinen Willen zu lenken.

Im Jünglingsalter beginnt die sittliche Freiheit, ist aber mit Unfreiheit und Unselbstaendigkeit noch gepaart. Die Individualitaet befindet sich noch in gaehrender Bewegung und fliessender Entwicklung, doch nimmt sie bereits festere Formen und bestimmteres Gepraege an. Der Jüngling wird sich im Ringen nach Erkenntnis der eigenen Kraft bewusst. An keine feste Lebensstellung gebunden, durchmisst er die Welt am Wanderstabe. In der Freiheit atmet und lebt er, was hindert ihn, sein eigentümliches Wesen zu entfalten? Er sucht frei seinen Umgang, waehlt seine Freunde, bestimmt sich Arbeit und Erholung, so führt er ein eigentümliches Dasein. Das Leibesleben hat sich zur Blüte entfaltet, frisch sprudeln die Quellen der geistigen Kraft. Die hoechsten Ideale schwellen des Juenglings Brust; Traeume von paradiesischem Glück umgaukeln seinen Sinn. Ist es zu verwundern, dass er der eigenen Kraft zuviel vertraut und das eigene Wesen überschaetzt? „In den Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling.“ Die Geschlechter haben sich in dieser Lebenszeit bereits scharf gesondert; das Temperament ist schon ausgebildet. „Die Fehler der Individualitaet werden mit den Jahren zum Teil groesser, zum Teil kleiner“ (Herbart). Der Leichtsinn ist der Jugend ein froher Gefaehrte, aber auch ein gefaehrlicher Feind, ein schlimmer Geselle. Leidenschaften, die in dieser Lebenszeit sich einnisten und festwurzeln, sind meistens niemals wieder auszurotten. Es kommt darum viel darauf an, dass das Jünglingsalter unter sittliche Zucht und Regel, Leitung und Bewahrung gestellt werde. Das sittliche Bewusstsein zeigt sich noch haeufig unklar und schwankend, aus der natürlichen Individualitaet droht ihm fortwaehrend Verwirrung und Verirrung. Für die Ausbildung sittlicher Grundsaetze, für das Werden und Reifen des sittlichen Charakters sind diese Jahre von bestimmendem Einfluss; in ihnen faellt meistens die Entscheidung, ob die Knospen und Blü-

ten am Baume der Individualitaet zur Entfaltung kommen, oder ob ein verderblicher Reif darauf faellt, dass sie verwelken und verdorren.

Mit der maennlichen Reife und Selbstaendigkeit beginnt auch die volle Zurechnungsfaehigkeit des Individuums. Wie es sich nach der materiellen Seite zu einem ausgewachsenen Leibe mit fester Gestalt und bestimmten Gesichtszügen entfaltet hat, so ist aus dem geistigen Werdegang der Charakter hervorgegangen. Das Sittliche ist nun nicht mehr ein bloss gesetzliches Handeln, sondern freie Manifestation der mündigen Persoenlichkeit, die das Gesetz in ihre Selbstbestimmung aufgenommen hat. Die Persoenlichkeit ist aber in jedem eine eigentümliche, wie in der aeusseren Erscheinung, so im innersten Wesen auf eigene Art ausgepraegt. Die Unterschiede des Geschlechts, des Temperaments, der Bildung, der Sinnesart, der Geistesrichtung und Gemütsbeschaffenheit — sie sind fest und bestimmt geworden. Man erwartet mit Recht von dem ausgereiften Menschen, dass er über sich selbst sich klar geworden ist; man achtet den gering, der — wie der landlaeufige Ausdruck sagt — nicht recht weiss, was er will. Wie er im Aeusseren einen Platz gefunden hat, da er stehen und wirken kann, so muss er sich überhaupt „mit Bewusstsein und Anstrengung eine eigene Welt gebildet haben, in der sein Geist gedeihen kann“ (Schleiermacher). Kraft eigenen Urteils muss er in Fragen der individuellen Sittlichkeit das Richtige treffen. Durch selbstaendiges und charaktervolles Handeln muss er die angeborne und angebildete Eigenheit behaupten. Durch Selbstbeherrschung muss er die individuellen Leidenschaften niederhalten und das eigene Wesen in die richtige Beziehung zu fremder Art und zur Gesamtheit setzen. Durch Produktivitaet sucht er die eigene Art auszubreiten und der Welt den Stempel seines Geistes aufzudrücken. Er muss aber die Grenzen seiner Faehigkeiten kennen und

die sittlichen Schranken sehen, die nicht überschritten werden durfen. „Er stellt die Persoenlichkeit unter das Gesetz, aber er laesst sie nicht aufgehen in einem bloss abstrakten Gedanken, sondern haelt sie fest in ihrer rechtmaessigen Eigentümlichkeit, so dass sie bis zu einem gewissen Punkte ihr eigenes Gesetz ist“ (Wuttke). Als Zeitpunkt, da der Entwicklungsgang der Individualitaet in der Regel zu einem festen Abschluss gekommen ist, dürfte das dreissigste Lebensjahr angesehen werden.

Aber „durch Vollendung naehert jede Natur sich ihrem Gegensatz“ (Schleiermacher). Wenn das individuelle Leben zu seiner vollen Kraft und Eigenheit gediehen ist, dann meldet sich auch bereits der Tod an. Im Greisenalter verliert die Blume der Individualitaet ihre Frische. Das Leibesleben bewegt sich jetzt in absteigender Linie, seine Formen sind starr, kalt und fast unveraenderlich geworden. Das sittliche Leben verliert an Ausdehnung und Kraft, aber es gewinnt an Ruhe, Klarheit und Festigkeit. Der Tod hebt zwar die irdische Weise des Daseins auf, trifft aber nicht den inneren Kern der Persoenlichkeit, die auch in einer hoeheren Ordnung der Dinge existiren kann, wozu sie eben durch ihre sittliche Bethaetigung auf Erden reif werden soll.

§ 36.

DIE SÜNDE.

Das sittliche Leben des Einzelnen wie der Gesamtheit verlaeuft keineswegs ungestoert und in normalen Bahnen, in gesunder, stetig fortschreitender Entwicklung. Die Sünde bringt Verwirrung und Stoerung in das sittliche Gebiet. Da aber die Zurechnung durch sie nicht aufgehoben wird, so erscheint sie nicht als etwas, das sein und bleiben soll, sondern vielmehr als das zu Überwindende und zu Beseiti-

tigende. Sie ist nicht ein flüchtiger Schatten, eine leise Trübung, eine kleine Hemmung, sie ist ein radical Boeses, ein in der Endlichkeit und Selbstsucht des Individuums wurzelndes Princip, dem Gesetz des Geistes widerstreitend. Die natürliche Individualitaet bedarf einer gründlichen Correctur, wenn sie in das sittliche Gebiet erhoben werden soll. Wer die Bedeutung der Individualitaet auf sittlichem Gebiet verkennt, der übersieht auch den unheilvollen Einfluss individueller Selbstsucht.

Aeussere Verhaeltnisse koennen den Menschen bis zu einem gewissen Grad bestimmen. Eigentümliche sociale Uebelstaende rufen auch eigentümliche Verbrechen und sittliche Misstaende hervor. Aber weit mehr wird der Mensch — auch in malam partem — von innen heraus bestimmt. Seine allerschlimmsten Gebrechen wurzeln in unmaessigen Begierden, in schrankenlosen Leidenschaften, in überreizten Trieben, in Willensschwaeche, in eigentümlichen Abnormitaeten der Anlage oder der Entwicklung.

Mit der ursprünglichen Eigenart haben wir zugleich manche sittlich bedenkliche und gefaehrliche Naturbestimmtheit empfangen. Wie die Vorzüge, so vererben sich die Fehler d. h. die Keime und Anlagen dazu. In unserer Naturorganisation liegt eine Praeformation oder Praedisposition zu Tugenden und Lastern. Angeborne Neigungen und Gefühle schlimmer Art, ein sündhafter Hang setzen der Ausbildung des Pflichtgefühls den schaerfsten Widerstand entgegen. Die Grundfehler, welche in der sittlichen Entwicklung zu überwinden sind, stecken in unserer eigenen Natur; sie sind in jedem von besonderer Art. Da ist es ein einseitiges und entartetes Temperament, dort ein wandelbarer, unbestaendiger Wille, anderswo eine schwache Erkenntnis, die den sittlichen Zweck nicht zu erfassen vermag, oft auch koerperliche Stoerungen wie der überreizte, vorzeitig geweckte Geschlechts-

trieb, die sinnliche Gier in ihren verschiedenen Formen: alles schwere Hindernisse für die Verwirklichung der sittlichen Idee. Mit Recht schaetzt man eine gesunde Natur sehr hoch und der Volksmund sagt: Natur geht über Lehre.

Viele Menschen sind derselben Krankheitsgefahr ausgesetzt: die einen erkranken sofort, die anderen erst spaet, der dritte Teil bleibt ganz verschont; die einen werden schwer krank, die anderen überwinden leicht die Krankheitsstoffe und scheiden sie wieder aus. Diese Verschiedenheit erklaert sich nicht bloss aus der Verschiedenheit der aeusseren Verhaeltnisse und der Pflege, sondern aus der Verschiedenheit der koerperlichen Disposition. So bringt aber auch der moralischen Ansteckung, dem sittlichen Gift ein jeder eine eigene Disposition entgegen. Es steckt nicht in jeder Natur der gleiche Zuendstoff.

Aus den dunklen Regionen des Unbewussten steigen oft Gedanken, Wünsche, Begehrungen an das Licht unseres Bewusstseins, vor denen wir erschrecken. Sind sie nicht die Schatten unserer Eigenart? sind sie nicht die Ausgeburten unserer noch nicht genügend moralisirten Natur? Ja, wir blicken manchmal mit Schrecken hinab in den dunklen Schacht unseres verborgenen Wesens. Über der Tiefe unseres Gemütes webt und schwebt nicht nur der reine Gottesgeist; hier walten auch unheilige Geister und verderben den Boden, in welchen die Wurzeln der Sittlichkeit eingesenkt sind.

Wenn das Gewissen in uns erwacht und uns den grellen Widerspruch zeigt zwischen der allgemeinen sittlichen Idee und unserer individuellen Wirklichkeit, ist dieser Abstand immer und überall der naemliche?

Die überkommene Natur mit ihren eigentümlichen Fehlern ist aber nicht unverbesserlich, wie die Pessimisten behaupten, es bleibt ja in ihr, wenn auch in verschiedener Art und Gradabstufung, Willensfreiheit und Gewissen. Werden die moralischen Kraefte geweckt und zu energischer Bethaetigung

angetrieben, so ist eine sittliche Fortschrittsbewegung, so ist Erloesung und Wiedergeburt wohl moeglich; der schlimmeren Erkrankung müssen eben gesteigerte Heil- und Bildungsmittel entgegengestellt werden. Es ist die Aufgabe der sittlich-religioesen Entwicklung, die Quelle des Boesen nach Moeglichkeit zu verstopfen. So sehr die gottgewollte Eigentümlichkeit des Einzelnen zu schonen ist, — wo sie in Widerspruch geraet mit Sittengesetz und Gewissen, da hoert ihre Berechtigung auf, und sie ist etwas, das nicht sein soll, das durch die sittlichen Kraefte zu überwinden und auszumerzen ist.

§ 37.

FORTSETZUNG.

„Wir sind allzumal Sünder" — das ist ein Stück der wesentlichen Gleichheit aller Menschen; aber auch auf diesem Gebiet zeigt sich ihre individuelle Verschiedenheit. Alle sündhafte Abnormitaet nimmt ebenso wie das Normale in dem Individuum unter seinen besonderen Entstehungs- und Lebensverhaeltnissen, unter seinen Entwicklungs- und Bildungszustaenden, unter seiner Gemüts- und Geistesart besondere Gestalt und Praegung an. Bald tritt das Boese in der Form des Trotzes auf, sich auflehnend wider Gesetz und Recht, rüttlend an den Saeulen der Ordnung, bald in der Form der Schwachheit und Ohnmacht; bald ist es der theoretische Zweifel: sollte Gott gesagt haben? — bald die praktische Genusssucht: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot!" Schlangenartig weiss es sich zu winden und den individuellen Verhaeltnissen und Zustaenden vortrefflich anzupassen. In hundert wechselnden Gestalten geht es über die Erde, wirft sich ein neues Gewand um und bleibt doch im Grunde immer und überall dasselbe: Gesetzesübertretung, Pflichtverletzung, Ungehorsam wider die Stimme des Gewissens.

Was für den einen eine Versuchung ist, das ist es für den anderen durchaus nicht. Für jeden gibt es besondere Versuchungen und Proben, die er zu bestehen hat. Die Weltklugheit behauptet, dass ein jeder seinen Preis habe, um den er feil ist; dieser Preis waere dann jedenfalls individuell verschieden. Die Sünde wird um so mehr Herr über den Menschen, je mehr sie mit seinem eigensten Wesen verschmilzt und seinen eigensten Besitz in Beschlag nimmt. Sie graebt dann ihre unschoenen Züge in sein Antlitz ein. Wir lesen es in Auge und Angesicht, dass das individuelle sittliche Bewusstsein vergiftet ist.

Die Ausgeburten des egoistischen Princips nehmen nicht minder individuelle Differenz an als die Erweisungen der sittlichen Idee. Soll ein Mensch sittlich gehoben werden, so kann das nur geschehen unter Berücksichtigung seiner individuellen Natur, die zu manchen Tugenden, aber auch zu manchen Lastern neigt, sei es von Haus aus, sei es infolge ihrer Entwicklung.

In jeder Individualitaet sind Abgründe, „tiefer als die Hölle;“ sie hat Einseitigkeiten und Beschraenkungen, Haerten und Ecken. Goethe sagte von Lavater: „Wenn ein vortrefflicher Mann ein dunkles Eck hat, dann ist es recht dunkel“. Optimi corruptio pessima. Je reicher die Individualitaet angelegt ist, desto groesser sind auch die in ihr enthaltenen Moeglichkeiten abnormer Entwicklung. Der Pessimismus sieht die sittliche Aufgabe darin, die Individualitaet voellig aufzuheben; aber damit würde zugleich alle wahrhaft sittliche Entwicklung aufgehoben und dem sittlichen Streben der Lebensnerv durchschnitten. Unsere Aufgabe ist vielmehr die, die Individualitaet zu veredeln, von den ihr anhaftenden Schlacken zu reinigen und sie den Gewissensforderungen immer conformer zu machen. Der rohe Diamant muss geschliffen werden. Die natürliche Individualitaet muss berichtigt und umgestaltet werden.

§ 38.

DIE SELBST- UND SOCIALPFLICHTEN.

Wenn der Individualitaet Wert und Bedeutung für das sittliche Leben nicht abzusprechen ist, wenn ihr sogar ein schoepferischer Gottesgedanke zu Grunde liegt, so ergibt sich daraus für jeden die Pflicht, das zu erhalten, was sein eigentümliches „Selbst“, sein ureigener Besitz ist, den er mit keinem anderen auf dem Erdboden teilt. „Durch Selbstverkauf geraet der Mensch in Knechtschaft“, sagt Schleiermacher. Wer sein eigenes Wesen preisgibt, der wird fremden Wesens Knecht. Das Kapital, das uns zur Verfügung steht, dürfen wir weder wegwerfen noch vergraben, wir müssen es erhalten und mehren, verwenden und gebrauchen, ja damit wuchern, sonst bleibt es ein totes Kapital. Wir selbst in erster Linie sind verantwortlich dafür, dass aus den eigentümlichen Gaben, die wir unser nennen, etwas Rechtes werde, es soll das denkbar Hoechste daraus werden. Wenn einer offenbare Vorzüge an seinem Leibe vor anderen empfangen hat und er verdirbt sie durch frevlen Leichtsinn oder schnoeden Missbrauch, trifft ihn dann nicht gerechter Tadel? Aber auch die Eigenart des Geistes, der mit dem Leibe vermaehlt ist, sollen wir erhalten, seine Faehigkeiten ausbilden, seine Kraft bewahren, die in ihm angelegten Moeglichkeiten zur schoenen und erquickenden Wirklichkeit werden lassen. „Immer mehr zu werden, was ich bin, das ist mein einziger Wille“ (Schleiermacher).

Wer aber sich selbst bewahren will, der muss sich kennen. Das: „Conserva te!“ hat zur Voraussetzung das: „*Γνῶθι σεαυτόν*!“ Ruhige Contemplation kann heilsam sein, aber sie führt nicht selten zu hochmütiger Selbstbespiegelung, zu müssiger Spielerei und Taendelei, zu angstvoller Selbstquaelerei; handelnd und duldend lernt der Mensch sich selber

kennen. Wer auf das Meer des Lebens sich hinauswagt, der wird bald erfahren, wie viel Kraft in ihm ist. Erkenne dich selbst, deine Eigentümlichkeit, dein Temperament, deine Begabung, deine Fehler!

Und weil in unserer Individualitaet manche Fehler wurzeln, darum heisst die Selbstpflicht nicht nur: bewahren, sondern veredeln, vertiefen, erweitern. Nicht in ihrer natürlichen Rohheit und Particularitaet soll unser Eigenwesen erhalten werden, es muss bearbeitet, cultivirt, in den Bereich des wahrhaft Sittlichen und Humanen erhoben werden. Also Selbstbewahrung, aber zugleich Selbstbereicherung, -vertiefung und -überwindung. „Von der Macht, die alle Menschen bindet, befreit der Mensch sich, der sich uberwindet.“ Fichte kennt nur *eine* Tugend, die, sich selber als Person zu vergessen; aber dieser Selbstvergessenheit steht, recht verstanden, die Selbstbehauptung nicht entgegen. „H. C. Oersteds Grundsatz: „Vergiss dein Selbst, aber verliere es nicht!“ drückt treffend aus, worum es sich hier handelt.“ (Hoeffding, Ethik S. 118). Wenn das Individuelle nur das schlechthin zu Vergessende waere, dann kaeme ihm keine Bedeutung und Berechtigung zu.

Selbstbehauptung und Selbstüberwindung machen zusammen die rechte Selbstbildung und Selbstentwicklung aus. Ziel aller Selbstbildung muss der Charakter sein. Die Selbstpflicht wird modifizirt durch den Geschlechtsunterschied, der ja das Grundwesen der Individualitaet bestimmt. Das Temperament soll von uns immer mehr bewaeltigt werden, damit es die Selbstbestimmung nicht aufhebe, sondern ihr gehorche. Confessionelle und nationale Eigenart darf wohl abgeschliffen, aber nicht aufgehoben werden, damit das allgemeine Menschentum in jedem Einzelnen in besonderer Nuancirung erscheine. Immer aber muss alle Selbstthätigkeit sich binden an das für Alle verbindliche Gesetz. Es ist darum die eine

und grosse Selbstpflicht, nach Massgabe unserer Individualitaet das menschgewordene Sittengesetz darzustellen.

Die sittliche Berechtigung des Individuellen hoert dort auf, wo es zum Gemeinen, Ordinaeren und Trivialen wird, wo das Naturwüchsige und Originale zum Rohen und Ungebundenen entartet.

Wie es wider Pflicht und Sittengesetz ist, das Eigene wegzuwerfen wie einen unnützen Ballast, so ist es auch pflichtwidrig, es nur für uns zu haben und zu verwerten, und nicht auch für die Gemeinschaft. Zu den Selbstpflichten treten hinzu die Socialpflichten. Die Selbstpflicht hat ihre natürliche Unterlage an der originalen Seite des Einzelwesens; seine Particularitaet hingegen ist die Naturbasis für alle Socialpflicht. Schwach und einseitig, schwankend und unbestimmt müsste unsere Individualitaet bleiben, wenn sie nicht gebildet würde durch das Zusammensein mit andersgearteten Individualitaeten. Wir geben unsere Eigenart, unsere besonderen Kraefte und Faehigkeiten hin an die Gemeinschaft und empfangen dafür aus ihrem Schoosse Staerkung und Laeuterung. Ohne Hingabe ist Sittlichkeit nicht denkbar — die Rose, welche sich selber schmückt, muss zugleich den Garten schmücken.

Wenn wir aus unserem engen Kreise hinaus treten, stossen wir bald auf fremde, unsympathische Art. Was uns so klar scheint wie das Sonnenlicht, das will einem anderen durchaus nicht einleuchten; seine Ansichten sind vielleicht den unseren diametral entgegengesetzt. „So viel Koepfe, so viel Sinn.“ Unsere Interessen collidiren mit denen anderer. Trotzdem bleibt es unsere Pflicht, die Gemeinschaft zu suchen und zu foerdern. Isolirung ist der Tod des sittlichen Lebens und Strebens. Zwischen dem eigentümlich gebildeten Individuum und der Gemeinschaft kann keine unüberbrückbare Kluft bestehen; beide sind ja auf einander angewiesen, und eines kann ohne das andere nicht bestehen. Kollisionen

koennen nicht ausbleiben; durch sie wird das Individuum in seine Schranken zurückgewiesen, und die Gemeinschaft zu immer vollkommenerer Organisation genoetigt. Die allgemeine Wohlfahrt steht hoeher als des Einzelnen noch so berechtigte Eigentümlichkeit; salus publica suprema lex esto! Wir müssen unsere besonderen Ansichten immer aufs neue prüfen auf ihre Begründung und Berechtigung, fremde Art und Bildung zu verstehen suchen und auf anderen Standpunkt uns versetzen; ja, nach des Apostels Wort, den anderen hoeher achten als uns selbst (Phil. 2, 3). Die Individualitaet hat keine absolute Bedeutung und Berechtigung, sondern nur eine begrenzte — begrenzt durch die Bedeutung und Berechtigung der Gemeinschaft. Egoismus und Altruismus sind keine unversoehnbaren Gegensaetze, wo das Hauptgebot erfüllt wird: „Liebe deinen Naechsten wie dich selbst!"

§ 39.

SCHLUSSBETRACHTUNG.

Als Einzelwesen fühlt sich der Mensch dem Sittengesetz und Gott als dem Gesetzgeber verpflichtet. An das Einzelgewissen wendet sich zunaechst die sittliche Forderung. Auf der moralischen Anlage im Gewissen ruht Zurechnung und Verantwortung, ruht sittliches Fühlen und Wollen. Das sittliche Leben beginnt erst dort, wo der menschliche Geist, von der bloss aeusserlichen Macht und Autoritaet befreit, die Berechtigung und Bedeutung seiner inneren Welt erkennt und sich aufrafft, um durch sittliches Handeln eine schoene und bessere Welt zu erbauen.

Nehmen wir den individuellen Factor aus dem sittlichen Gebiet hinweg, so nehmen wir der Sittlichkeit das Leben, die Realitaet; es bleiben nur übrig allgemeine Ideen und Gesetze, Forderungen und Einrichtungen. Allerdings die Macht

des Gewissensgesetzes, der allgemeinen sittlichen Weltordnung wird uns erst recht fühlbar gemacht durch die Allgemeinheit, durch die Ordnungen der Familie, des Staates, der Kirche, der Gesellschaft; allein würden wir diese Macht anerkennen, wenn das Rechte und Gute nicht in unserer Individualitaet wurzelte? Das Gewissen findet in der Gemeinschaft zwar seine Ausbildung, hat aber in ihr nicht seinen Ursprung. Das ist doch nur wahrhaft sittliches Thun, das „aus unserem innersten, wahrhaftesten Ich unmittelbar hervorquillt“ (Vilmar). So ergibt sich für einen jeden die sittliche Aufgabe: „Γένοιο, οἷος ἐσσι“ (Pindar). Werde durch freies Wollen und Thun, was du der schoepferischen Anlage nach bist. Sittliches Leben koennte nicht zu stande kommen, wenn nicht jeder Einzelne den sittlichen Forderungen die sittlich veranlagte Individualitaet entgegenbraechte. Das Gesetz gibt Richtschnur und Ziel, die Individualitaet verleiht Leben und Wirklichkeit. Das sittliche Ideal, das nicht die Individualitaet in sich aufnimmt, sie berücksichtigt und foerdert, ist ein unrichtiges oder wenigstens unvollstaendiges; es leidet an abstracter Allgemeinheit. Die sittlichen Kraefte des Einzelnen finden in der Gemeinschaft ihre Ausbildung, aber sie haften doch an der Individualitaet.

Wenn das Sittliche nicht denkbar ist ohne Freiheit, so ist nicht erforderlich, dass der Einzelne seine Eigenart aufgebe, sondern nur, dass er sie unter den Regulator des Sittengesetzes stelle. „Das Handeln“, sagt Rothe, „ist ein pflichtmaessiges nur, sofern der Handelnde in dasselbe so vollstaendig als moeglich seine sittliche Eigentümlichkeit hineinlegt, so dass es, wie es ist, nur das seinige sein kann, schlechterdings nicht das eines andern“. Nicht zwingend tritt die sittliche Forderung an uns heran, damit erkennt sie die individuelle Freiheit an. Das sittliche Leben soll einem grünenden Baume, einem lebendigen Koerper gleich sein; streichen

wir in ihm den individuellen Faktor, so haben wir ein starres Knochengerüste ohne Seele und ohne Fleisch und Blut, einen kahlen Baum ohne Blaetter und Blüten. Die Blaesse haftet dem Gesetzes buchstaben, haftet aller Theorie, auch der Sittenlehre an; die Individualitaet dagegen traegt die Farbe des frischen Lebens. Ein und dasselbe Gesetz kann in verschiedener Art und Weise erfuellt werdeu; ein und dasselbe Ziel kann von verschiedenen Seiten und auf verschiedenen Wegen erreicht werden, nicht nur auf der breiten Hauptstrasse, sondern auch auf Seitenwegen; doch duerfen diese nicht Abwege sein, die in den Abgrund fuehren.

§ 40.

FORTSETZUNG.

Die Natur hasst die Monotonie; mannigfaltiges Leben geht aus ihrem Schoosse hervor; jedem Einzelwesen praegt sie unverkennbar den Stempel der Eigenart auf. Kann all' das vielgestaltige Leben unter eine und die naemliche Regel gefasst werden? „Gibt es verschiedene, neben einander berechtigte Gestaltungen des Menschheitslebens, so gelten ja notwendig auch verschiedene Regeln der Lebensführung“ (Paulsen). In das Innerste unser Besonderheit reicht das Sittengesetz nicht hinein. Es ist allgemein, das wirkliche Leben aber in seiner lebensprühenden Mannigfaltigkeit hat einen ganz concreten Inhalt. Durch die Wechselwirkung der inneren, in unserer Natur ruhenden Kraefte und der aeusseren Factoren wird dieser Lebensinhalt gebildet. In den Lebenswirrnissen, in den Schwierigkeiten des Einzelfalles laesst uns das Gesetz mit seinen abstrakten und idealen Forderungen oftmals im Stich. Da müssen wir denn kraft eigener Bildung das Urteil faellen, und dieses Urteil wird verschieden lauten nach Massgabe unserer Glaubens- und Gewissensstellung, unserer per-

soenlichen Art und Entwicklung, unserer Erfahrung und Uebung, Erkenntnis und Gewandtheit; es darf jedoch nie das Gepraege der Eigenmaechtigkeit, Unbesonnenheit oder Laxheit an sich tragen.

Die Einzelhandlung erhaelt ihr sittliches Gepraege erst durch den Zusammenhang mit der ganzen Lebensentwicklung. „Was bei dem einen recht und gut ist, kann in dieser Eigentümlichkeit bei dem anderen vielleicht Unrecht sein, waehrend doch das Sittengesetz für Alle dasselbe ist“ (Wuttke). In verschiedenem Sinn und Geist kann die sittliche Forderung ausgelegt und angewandt werden. Wenn die Sitte nicht zur aeusserlichen Form, zur toten Gewohnheit werden soll, dann muss unsere innere Eigentümlichkeit hinein gelegt werden. „Es soll“ — wie Schleiermacher sagt — „die Sitte der inneren Eigentümlichkeit Gewand und Hülle sein, zart und bedeutungsvoll sich jeder edlen Gestalt anschmiegend, und, ihrer Glieder Mass verkündend, jede Bewegung schoen begleiten.“ Im gleichgiltigen, aeusseren Handeln werden die Menschen sich leicht gleichen, im wahrhaft sittlichen Handeln kann diese Gleichheit nur in geringerem Mass vorhanden sein, denn in ihm spiegelt sich die Geistes- und Charaktergestalt, die ganze persoenliche Eigenart des Einzelnen ab. Ein jeder steht vermoege seiner Wesenseigentuemlichkeit, seines Entwicklungsganges, seiner Bildung und Erziehung den sittlichen Forderungen in besonderer Weise gegenueber, bald aengstlich, bald frei, hier empfaenglich, dort widerstrebend, hier oberflaechlich aufnehmend, dort tiefer eindringend.

Wie Alles auf Erden, so ist auch das Sittliche der Entwicklung und Veraenderung unterworfen. Wo aber Entwicklung ist, da fehlt es nicht an Unterschieden und Gegensaetzen, an divergierenden Ansichten und mancherlei Dissonanzen. Gesetze und Gebraeuche aendern sich, Einrichtungen veralten, Staats- und Gesellschaftsformen wandeln sich. Neue Zeiten und

neue Verhaeltnisse schaffen neue Probleme. Erst durch das Leben werden die sittlichen Kraefte geweckt und die sittlichen Urteile ausgebildet. Je reicher und vielseitiger das Leben, um so verschiedener auch die sittlichen Urteile. Wenn man dieser Verschiedenheit eine relative Bedeutung und Berechtigung zuerkennen muss, so ist doch jener Standpunkt gaenzlich unberechtigt und verwerflich, der die Pflicht selbst verneint.

„Sitten und Gesetze eines Volkes sind nichts anderes als der Ausdruck seines so gestalteten, eigentümlichen Willens“ (Paulsen). Wird also dieser Wille umgestaltet durch religioese, intellektuelle oder moralische Faktoren, so werden auch die Sitten, Gewohnheiten und Gebraeuche davon nicht unberührt bleiben. Wo neue Geistes- und Willenskraefte eintreten, da sind auch neue sittliche Impulse. In hervorragenden Individualitaeten sind oftmals reformatorische Ideen.

Es ist hergebracht, dass in der Moral die Allgemeingiltigkeit und Unveraenderlichkeit der sittlichen Forderungen betont wird. Das hat jedenfalls seinen guten Grund. Erst muss Ernst und Heiligkeit der Pflicht dem Menschen eingepraegt sein, ehe ihm Freiheit gelassen werden kann zu eigentümlicher Bewegung und Thaetigkeit. Vor der Majestaet des Sittengesetzes muss man sich erst niedergeworfen haben, ehe man zu freiem Handeln aufstehen darf. Schleiermacher bekennt von sich: „Lange genügte es auch mir, nur die Vernunft gefunden zu haben; und die Gleichheit des Einen Daseins als das Einzige und Hoechste verehrend, glaubte ich, es gaebe nur ein Rechtes für jeden Fall, es müsse das Handeln in allen dasselbe sein und nur, wiefern doch jedem seine eigene Lage, sein eigener Ort gegeben sei, unterscheide sich einer vom andern; nur in der Mannigfaltigkeit der aeusseren Thaten offenbare sich verschieden die Menschheit; der innere Mensch, der Einzelne sei nicht ein eigentümlich

gebildet Wesen, sondern überall ein jeder an sich dem andern gleich".

Es gibt nur eine Moral, aber in verschiedenen Erscheinungsformen und Ausgestaltungen, wie es nur ein Leben gibt, aber in der verschiedensten Gestalt. Wenn Künstler und Genies bisweilen eine Ausnahmestellung gegenüber dem Sittengesetz verlangen und Freiheit beanspruchen für alles, was genial und schoen sei, so gilt auch ihnen, dass sie ihre Eigentümlichkeit nur innerhalb der sittlichen Schranken walten lassen dürfen. Künstlerische oder geniale Ungebundenheit ist so wenig sittlich berechtigt als die irgend eines anderen Menschen. Es gibt keine Ausnahmemoral, sondern nur eine Individualisirung derselben. Je hoeher der sittliche Geist steigt, um so groesser wird Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet, weil die Gefahr der Schrankenlosigkeit weiter zurücktritt. Auf niederer Stufe der Sittlichkeit muss das Individuelle mehr in den Hintergrund treten, das Auge richtet sich auf die sicheren Leitsterne der allgemeinen Gesetze. Auf dem sittlichen Gebiet gelangt man durch Dienen zum Herrschen und durch Unterwerfung zur Freiheit, zur freien Entfaltung der Individualitaet.

B., im Umkreis der Tugendlehre.

§ 41.

DIE TUGEND.

Was die Pflicht fordert, das leistet die Tugend. Sie ist die Tüchtigkeit zum pflichtgemaessen Handeln. Diese kann ihren Sitz nur in dem Individuum haben, ist also von individueller Art. Im sittlichen Handeln sehen wir uns doch zuletzt immer auf uns selber angewiesen, auf die eigene Kraft ge-

stellt. „Da tritt kein and'rer für uns ein, auf uns selber steh'n wir da ganz allein“.

Die individuelle Leistungsfaehigkeit ist aber eine verschiedene. Im Handeln aeussert und bethaetigt sich die individuelle Natur nach ihrer Kraft oder Schwaeche. Ist sie nicht nur im Aeusseren, sondern dem Kerne nach verschieden, so muss diese Verschiedenheit sich kundgeben in den Handlungen. „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiss ich auch sein Denken und sein Handeln.“

Die Pflicht erstreckt sich nicht allein auf das Aeussere der That, sondern auch auf die Motive. Sittlich gut und tugendhaft ist nur die Handlung, die aus reinen Beweggründen hervorgeht. Somit ist die Tugend nicht bloss Kraft zum Handeln, sondern auch Reinheit der Gesinnung; jene ruht in dem starken Willen, diese in dem gelaeuterten Fühlen und Denken.

In der verschiedenen Geistesart besteht zuletzt der Unterschied der Individualitaeten. Daraus ergibt sich eine verschiedene Art, die Dinge zu betrachten und handelnd auf sie einzuwirken. Und die ursprünglich schon ungleiche Geistesart nimmt durch Erziehung und andere einwirkende Faktoren eine ungleiche Entwicklung. Die Tugend ist, aeusserlich angesehen, eine Fertigkeit; ihre Ausgestaltung wird also davon abhaengen, wie sehr wir durch Gewoehnung und Lebenserfahrung geübt sind in dem bestimmten Handeln, das wir tugendhaft nennen. Das tugendhafte Handeln fliesst aber aus inneren Quellen — so wird demnach viel darauf ankommen, dass diese Quellen lauter und rein sprudeln. Nicht überall ist die Lauterkeit der Absicht, die Festigkeit und Ausdauer des Willens, die gesunde Urtheilskraft — darum ist auch nicht überall die gleiche Tugend.

In jeder Individualitaet liegen von Haus aus die Keime mancher Tugenden; „es gibt ein unmittelbares, unreflektirtes

Ethos, wie es sich in Pietaetsgefühlen, in dem Gefühl der Scham, der Reue, in der naiven Unschuld des Herzens ausspricht“ (Prof. Dr. Frederichs). Andere Tugenden müssen in stetem Kampf der Individualitaet abgerungen werden. Dem maennlichen Naturell eignen an und für sich manche Tugenden, dem weiblichen andere. Jede Volksindividualitaet hat ihre Vorzuege und Fehler, nationale Tugenden und nationale Laster. Würden wir das ausrotten, was von Natur uns eignet, so würden wir mitausrotten die Keime mancher Tugenden. Unsere besondere Art und Weise koennen wir nicht aufgeben, unsere besonderen Faehigkeiten und Kraefte sollen wir erhalten, sofern sie taugen zu sittlicher Arbeit.

Schon die alten Philosophen haben die Frage aufgeworfen, ob es nur eine Tugend gaebe oder deren viele. Es gibt nur *eine* Tugend; denn überall, wo sie ist, da ist sie die Kraft sittlich zu handeln, die Tüchtigkeit, die Forderungen der Pflicht zu realisiren. Ihre Erweisungen aber sind mannigfaltig. Ein jeder muss mit seinen Kraeften und Faehigkeiten das sittliche Ideal verwirklichen; so gewinnt die Tugend in jedem besondere Gestalt und eigenartige Erscheinung. Sie findet da und dort einen originalen Boden, auf dem sie neue, frische, kraeftige Blüthen treibt.

§ 42.

DIE MOTIVE.

Alles Handeln ist individuell verschieden: „Omne agens agit prout est“ (Thomas von Aquino). Im Handeln aeussert sich unsere Eigenart, im Handeln bildet sie sich aber auch, bildet sich aus und bildet sich um: „Omme agens fit prout est.“ Wenn das menschliche Wesen in jedem Einzelnen in specifischer Form und besonderer Praegung erscheint, dann kann das Handeln keineswegs gleichfoermig sein. „Das mensch-

liche Einzelwesen", sagt Rothe, „kann nicht darüber hinaus, seine menschlichen Funktionen unter der Bestimmtheit seiner conkreten Individualitaet zu vollziehen". „Das Wollen vollzieht sich in Abhaengigkeit von dem gesamten inneren Leben überhaupt, wie sich dasselbe im Einzelindividuum eigentümlich ausgestaltet hat" (Spitta).

Der innere Process der Motivation verlaeuft in den Einzelnen in eigenartiger Weise. Der eine wird durch diese, der andere durch jene Anregungen in Bewegung gesetzt. Was für den einen das kraeftigste Movens ist, das erweist sich an einem anderen nach seiner Seelenverfassung voellig unwirksam. Für edlere Motive ist nicht in jedem die gleiche Empfaenglichkeit oder Zugaenglichkeit vorhanden oder geweckt. Wer entwirrt die feinen Faeden, die im Mittelpunkt des individuellen Bewusstseins zusammenlaufen? Unter dem Einfluss trüber Stimmungen, vielleicht auch koerperlicher Stoerungen, krankhafter Dispositionen reifen oft unglückliche Entschliessungen. Die augenblickliche Lage, die Lebensweise, die Lebenserfahrung — sie alle wirken auf unsere Urteile und Entschlüsse ein. Launen sind sittlich nicht berechtigt, aber dem Einfluss der inneren Stimmung und aeusseren Lage vermag doch niemand sich voellig zu entziehen. Es erscheint uns bisweilen selbst unbegreiflich, wie wir in einem bestimmten Augenblick gerade so urteilen oder handeln konnten. Im wachen Zustande erscheinen uns die Traumgebilde der Nacht voellig fremd und unverstaendlich. Aehnlich ergeht es uns mit krankhaften Vorstellungen, mit überwundenen Leidenschaften.

„Ueber den Geschmack ist nicht zu streiten", lautet ein Sprichwort, er ist etwas ganz Individuelles. Das Sprichwort gilt auch von den ethischen Geschmacks- oder Werturteilen. Sie lauten ausserordentlich verschieden, denn sie sind Aussprüche einer voellig individuellen Instanz.

Die sittliche Tüchtigkeit ruht vor allem darauf, dass das

geistige Leben gefoerdert ist und die sinnlichen Triebe niederhaelt. Dem Geiste ist aber eine grosse Beweglichkeit eigen. Wenn Thales den Gedanken das Schnellste in der Welt genannt hat, so ist damit doch auch gesagt, dass der Geist rasch von einem Ding zu einem anderen ueberzugehen vermag, dass er eine Sache bald von dieser, bald von jener Seite angreift, dass seine Vorstellungen sich wandeln. Das Denken ist zwar auf das Allgemeine gerichtet, hat also universelle Tendenz, wird aber nichtsdestoweniger durch individuelle Faktoren beeinflusst. „Der Forscher und Denker" — sagt Paulsen einmal — „und das Mütterchen im verlorenen Gebirgswinkel, sie koennen die Welt nicht mit denselben Gedanken denken." Auf der Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet ruht auch Bedeutung und Berechtigung der eigenen Ueberzeugung, sofern sie nicht sittlich verwerflich ist oder die allgemeine Wohlfahrt gefaehrdet. Zu einer Sache „der Ansicht" darf das Sittliche niemals gemacht werden.

Das innere Leben eines jeden Individuums ist eine eigenartige Welt, in die keines Menschen Auge dringt. Da erwachen besondere Triebe und Begehrungen; die Tugend besteht in der Herrschaft der hoeheren Triebe über die ungeordneten, niederen Begehrungen. Da regen sich eigenartige Gefühle — nur die unedlen und unreinen sind zu bekaempfen. „Jeden Akt des Gefühls vollzieht jeder als einen solchen, den kein anderer ebenso vollziehen kann" (Schleiermacher). Gerade die Gefühlswelt steht in naechster Beziehung zum Willen; aus ihr direkt kommen die Antriebe zum Handeln. Was der populaere Sprachgebrauch „Herz" nennt, das ist für das sittliche Leben von groesster Bedeutung und Tragweite. Es ist heilsam und notwendig, dass die Koepfe geweckt werden, aber es ist noch heilsamer und notwendiger, dass die Herzen gereinigt werden. „Der Menschheit schoenste Thaten wachsen wie Lilien aus dem Herzen".

§ 43.

DER CHARAKTER.

Die Individualitaet ist eine gegebene Groesse; mit ihr ist unser Schicksal gewissermassen entschieden, unser Charakter bestimmt und unsere Zukunft festgelegt. Allein doch nur zum Teil. Denn die gegebene Individualitaet ist nur eine unentwickelte; sie harrt der ordnenden und bildenden Hand; sie ist der reichsten Gestaltung und Bildung faehig. Der Schoepfer hat zwar dem Fluss der Entwicklung ein bestimmtes Bette gewiesen und für alle Entfaltung vorhandener Keime bestimmte Grenzen gesetzt; aber innerhalb dieser Grenzen liegt das weite Feld freier Entwicklung. Diese Entwicklung muss eine sittliche sein, eine Bildung des Willens, eine Charakterentwicklung.

Durch die Tugend wird aus der natürlichen Individualitaet der sittliche Charakter; er ist nichts anderes als die sittlich bestimmte, gereinigte, gebildete und gefestigte Individualitaet, die infolge sittlicher Entwicklung aus fliessender Unbestimmtheit zu festem Gepraege erhobene Individualitaet. Gaebe es nicht mannigfaltige und vielseitige Individualitaeten, so würde auch den Charakteren die Mannigfaltigkeit und Vielseitigkeit fehlen. Der Stoff, aus dem Charakter gebildet werden muss, ist in eigentuemlicher Zusammensetzung gegeben; darum ist jeder Charakter in seiner Weise einzig.

Analog der physischen Entwicklung vollzieht sich die Charakterbildung durch Assimilation und Produktion. Sie bedeuten für das sittliche Leben das, was Ein- und Ausatmen für die Leiblichkeit sind. Zur Erweiterung und Bereicherung unseres natürlichen Besitzes bedürfen wir der Aufnahme fremden Stoffes, den wir aber verarbeiten und uns aneignen müssen. Nur im Verkehr mit anderen, durch haeufige Be-

rührung mit andersgearteten Individualitaeten, durch Vorbilder des Guten wie des Boesen staehlt sich die sittliche Kraft und bildet sich der sittliche Charakter. Aber wie gross auch unsere Assimilationsfaehigkeit sein mag, immer bleibt doch das Übergewicht auf Seiten unserer ursprünglichen Art und Natur. Das Angeborene ist maechtiger als das Angeeignete und Erworbene. Die Individualitaet in ihren Grundzügen ist bei Einzelnen wie bei Voelkern unveraeusserlich. Wenn das Fremdartige das Eigenartige überwiegt, so entstehen nicht Charaktere, sondern Zwittergestalten. Der Charakter ist veraenderlich, doch nur innerhalb bestimmter Grenzen.

Die Kraft, die nicht gebraucht wird, erlahmt und ermattet immer mehr. Darum muss zur assimilirenden die produktive Thaetigkeit kommen. Was in uns lebt und webt, das geben wir kund vor aller Welt durch charaktervolles Wirken, durch energische Berufsarbeit. „Es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt.“ Durch Thaetigkeit und Uebung werden unsere Gaben erhalten und gemehrt.

Die natürliche Individualitaet steht unter dem Naturgesetz, die charaktervolle Individualitaet dagegen unter dem Sittengesetz, jedoch so, dass dieses nicht ausser, sondern in ihr lebt.

§ 44.

FORTSETZUNG.

Es gibt Menschen, die sich in ihrer aeusseren Erscheinung, in Miene und Geberde, in Haltung und Bewegung nur wenig veraendern. Sehen wir sie nach jahrelanger Trennung wieder, so finden wir sie fast unveraendert. Andere dagegen finden wir nach kurzer Zeit merklich veraendert. Unter Arbeiten

und Leiden des Lebens nimmt ihr Aeusseres ein anderes Gepraege an.

Ebenso ist es mit dem inneren Charakter. Manche wissen ihren Charakter unter allen wechselvollen Erlebnissen fast unveraendert zu erhalten, ihre Grundsaetze mit eiserner Festigkeit zu behaupten. „Ob alles im ewigen Wechsel kreist, es beharret im Wechsel ein ruhiger Geist.“ In der Voelkerwelt sind die Juden ein Beispiel dafür, wie man durch Jahrtausende hindurch unter den widrigsten Verhaeltnissen seinen Nationalcharakter bewahren kann. Es gibt aber auch Menschen und Voelker von mehr beweglichem und veraenderlichem Charakter. Sie weisen das Neue und Fremde nicht sproede von sich ab, sondern nehmen es in sich auf. Sie werden dadurch beeinflusst, vielleicht in mancher Hinsicht umgewandelt, aber sie halten ihr Ursprüngliches doch fest.

Und Festigkeit und Zuverlaessigkeit sind unerlaessliche Kennzeichen des Charakters. Wo sie fehlen, da ist Charakterlosigkeit. Ein reichangelegter und kraftvoller Geist wird imstande sein, ohne sich selbst aufzugeben, Fremdes sich zuzueignen. Ein schwacher wird sein Eigentümliches leicht verlieren unter den Anschwemmungen der Bildung und Cultur.

Der Charakter ist nichts Angeborenes, sondern etwas Erworbenes, Erkaempftes, durch beharrliches Streben Errungenes. Er bildet sich bald leichter, bald schwerer, bald schneller, bald langsamer. Er haengt vor Allem ab von dem Wollen, von der Selbstbestimmung des Menschen. „Keiner ist ein Opfer seiner Organisation.“ Es bleibt ihm ja die — wenn auch nicht unumschraenkte — Faehigkeit der Selbstbestimmung. Durch sorgfaeltige Erziehung, durch Selbstzucht und Selbstbildung koennen Fehler der Anlage überwunden und gegebene Maengel ausgeglichen werden, wie das krumme Holz gerade gebogen werden kann. Das Naturell ist bald ein günstiger, bald ein ungünstiger Boden für die Entstehung und

Ausbildung des Charakters. Ein gutartiges Naturell findet man haeufig mit Willensschwaeche verbunden, ein boesartiges mit starkem Willen. Aber auch das beste Naturell ist noch lange kein Charakter. Dieser bildet sich aus, indem Naturell und Temperament durch feste sittliche Grundsaetze und starke Willenskraft ethisirt und die natuerlichen Leidenschaften ueberwunden werden. Für die Charakterbildung hat also die Individualitaet soweit Berechtigung, als sie unter sittliche Norm sich bringen laesst. Nur allmaehlich kann der Charakter sich gestalten und vollenden unter consequenter Lebensführung. „Was ist denn“ — fragt Feuchtersleben — „das Leben selbst, als die sich behauptende Kraft des Individuums, das Begegnende einem inneren Gesetz zu unterwerfen, das Fremde sich anzueignen, und so in steter Bewegung beharrlich, zwar im Zustand, nie aber im Wesen sich zu aendern?“ Die Charaktergestaltung ist ein continuirlicher Process. Voellig fertig, abgeschlossen und vollendet ist ein Charakter niemals; denn solange wir leben, stehen wir im Fluss der Entwicklung.

Wenn der Charakter die sittlich ausgebildete Individualitaet ist, so muss er so verschiedenartig sein als diese von Haus aus ist oder durch Entwicklung wird. „Niemand kann sich beliebigen Charakter geben d. h. einen ausserhalb des Umfangs seines Geschlechtes, seiner Volkstümlichkeit und seines Temperamentes liegenden“ (Wuttke). Nur innerhalb dieser Grenzen kann er durch sittliche Selbstbestimmung den Charakter bilden; die Erziehung muss ihn dazu anleiten. Die Erfahrungen des Lebens wirken mit. Unter Sturm und Wetter erstarkt die Eiche und trotzt Allem, was sie stürzen oder brechen will. Geschlecht und Temperament, Nationalitaet und Religion, Naturanlage und eigentümlicher Werdegang bedingen die grosse Verschiedenheit der Charaktere. Sie sind oft so verschiedenartig wie Feuer und Wasser.

Es gibt religioese Charaktere, d. h. solche, denen eine ausgesprochene Religiositaet das kennzeichnende Gepraege gibt; wiederum gibt es andere, denen man unschwer abfühlt, wie sehr bei ihnen die Religion im Hintergrunde steht. Bald waltet das Verstandesmaessige vor, bald die Gefuelswelt. Wir treffen Charaktere an, denen ein angenehmer Grundzug von Milde und Freundlichkeit eingedruckt ist, denen sich Jedermann gerne naht; es gibt andere, bei denen der strenge Grundzug vorwaltet, der Ernst, der ihnen ein finsteres Aussehen gibt, die Gemessenheit, „die Würde und Hoehe, welche die Vertraulichkeit entfernt." Von manchem Charakter geht eine angenehme Waerme aus, ein anderer verbreitet um sich eine eisige Kaelte. Es ist für den einen charakteristisch, in der Naehe, im engen Kreis zu bleiben, für den anderen, in die Weite hinaus zu streben. Eine ruhige Besonnenheit liegt über dem Wesen mancher Menschen ausgebreitet; anderen hinwieder ist es eigen, lebhaft zu conversieren, thatkraeftig zu handeln, ohne viel Ueberlegung zuzugreifen, feurig vorwaerts zu stürmen. Für die letzte Verschiedenheit bietet die neuere Geschichte ein treffendes Beispiel in den beiden Charaktergestalten Moltke und Bismarck. Jeder Charakter ist gleichsam nach Einnahmen und Ausgaben ein besonderer Haushalt.

Die verschiedenartigen Charaktere sind natürlich nicht von gleichem Wert, von derselben Qualitaet. Neben den grossartigen, geschlossenen, energischen Charakteren stehen andere von minder scharfer Auspraegung und geringem Edelgehalt. Ihre abweichende Art ist berechtigt, soweit sie auf Unterschieden der Anlage oder der Entwicklung beruht und darum unvermeidlich ist. Die Eigenart wird aber im Charakter leicht zur Einseitigkeit und Abgeschlossenheit, zur Schroffheit und Haerte, ja sogar zur Grausamkeit und Despotie. Der kraeftige Charakter darf nicht zum Eigensinn werden, der

milde nicht zur Schwaeche; der bewegliche und freie Charakter nicht zur Leichtfertigkeit und Unstetigkeit, der ruhige nicht zur Traegheit und Gleichgiltigkeit. Der maennliche Charakter soll nicht zur tyrannischen Rücksichtslosigkeit ausarten, der weibliche nicht zur sklavischen Unterwürfigkeit werden. Der religioese Charakter darf nicht zu Fanatismus oder Unduldsamkeit werden. Nationale Einseitigkeit und Überspanntheit ist verwerflich und gefaehrlich. Auch hier gibt es Grenzen, jenseits deren die Entartung oder Unsittlichkeit beginnt.

§ 45.

DIE LIEBE.

Unter den so verschieden gearteten und gestalteten Charakteren wird Gemeinschaft hergestellt durch die Liebe. Sie ist die Brücke, welche über die trennenden Unterschiede hinüber und herüber führt. Sie achtet den andern in seiner Art und Bildung, ja sie hilft ihm zur Ausbildung seiner eigentümlichen Faehigkeiten.

Ohne Individualitaet waere Liebe gar nicht moeglich. Sie beruht ja auf dem Ergaenzungsbedürfnis, und dieses hat seine Begründung in der Partikularitaet des Individuums. Für sich allein vermag es seinen Lebenszweck nicht zu erreichen; schon an den ersten Klippen würde es zerschellen. Darum schliesst es sich mit anders gearteten und gerichteten Wesen seiner Gattung zusammen. „Nicht Isolirung, sondern Zusammenschluss!“ so heisst die Parole in der moralischen Welt! Nicht Fürsichsein, sondern Füreinandersein! Nicht Geschiedenheit und Abgeschlossenheit, sondern Vereinigung und Zusammenwirken der schwachen Einzelkraefte! Dieses Zusammensein und Zusammenwirken hebt ja die individuelle Besonderheit nicht auf. Durch Berührung mit Anderen werden wir erst unserer eigentümlichen Gaben uns bewusst. Mit

den Augen der Liebe erkennen wir die fremde Eigenart. In der Individualitaet hat die Liebe ihre natürliche Begründung und damit zugleich die Gewissheit ihrer Verwirklichung.

Wahre Liebe ist nur denkbar unter solchen, die gleich und doch verschieden sind. Gleich müssen sie sein dem Wesen nach, verschieden aber der Einzelerscheinung und -gestaltung nach; gleich nach ihrem Gattungscharakter, verschieden nach ihrem Individualcharakter. Die Gleichheit aller Menschen besteht eben darin, dass sie die schoepferische Anlage und Bestimmung zur Persoenlichkeit in sich tragen; ihre Verschiedenheit darin, dass ein jeder in specifischer Weise diese Anlage besitzen und diese Bestimmung erfüllen soll.

Je ausgepraegter die Individualitaeten sind, um so groesser ist Anziehung und Abstossung zwischen ihnen. Wir finden auch hier wie in der Physik das Gesetz: gleichartige Pole stossen sich ab, entgegengesetzte ziehen sich an. „Liebe, du Anziehungskraft der geistigen Welt“ — so ruft Schleiermacher aus — „kein eigenes Leben und keine Bildung ist moeglich ohne dich; ohne dich müsste Alles in gleichfoermige, rohe Masse zerfliessen“.

Die Einheit ist nur dann eine lebensvolle, wenn sie die Mannigfaltigkeit in sich schliesst. Zu einer solchen Einheit kann die Menschheit nur werden durch die Liebe, welche wir darum mit dem Apostel das Band der Volkommenheit nennen.

Die Naechstenliebe soll eine allgemeine sein, und doch hat sie Grenzen und Schranken. Eine solche Begrenzung kann in der fremden Individualitaet liegen: sollen wir die Bequemlichkeit, Traegheit und Gleichgiltigkeit des anderen dulden oder foerdern? Eine Begrenzung liegt auch in der eigenen Individualitaet: sollen wir das eigene Leben, das eigene Haus, den eigenen Beruf hintansetzen und versaeumen, um fremde Angelegenheiten zu besorgen? „Das eigene Leben ist der

Acker, der in besonderem Auftrage einem jeden zum Anbau übertragen worden ist“ (Paulsen). Nicht an alle sondern nur an einen Einzigen hat Jesus die Forderung gerichtet, alles zu verkaufen. Den Grund haben wir in der sittlichen Eigentümlichkeit des reichen Jünglings zu suchen.

In der Art und Weise, wie die Kardinaltugend der Naechstenliebe intensiv und extensiv bethaetigt und geübt wird, kommt der sittliche Reifegrad der Individuen und Voelker zum Ausdruck. Wie die Sittlichkeit bei manchen nur eine verfeinerte und geregelte Sinnlichkeit ist, so die Menschenliebe nur ein übertünchter oder verschleierter Egoismus. Bei Naturvoelkern ist es keine Seltenheit, dass Greise oder auch Kinder und Kranke erschlagen werden aus Mitleid mit ihren Gebrechen, nach unseren Anschauungen ein Akt der Barbarei und nicht der Naechstenliebe (O. Flügel, das Ich und die sittlichen Ideen). Es gibt nicht selten Charaktere, die nur von der eisernen Notwendigkeit des Gesetzes, nicht auch vom freien und warmen Hauch der Liebe getragen sind. Es muss ein Zug der Sympathie, des lebhaften Mitgefühls in unserer Eigenart sein, wenn die Tugend der Naechstenliebe zur vollen Ausbildung kommen soll. Und es darf ferner wahre Religiositaet nicht fehlen. In der innigen Gottesliebe liegt die tiefste Wurzel und sicherste Gewaehr aller edlen Menschenliebe.

Die Geschichte lehrt und beweist, dass die Tugend der Naechstenliebe auf keinem Boden besser und schoener gediehen ist als auf dem der christlichen Religion. Zwar sie ist auf ihm nicht ursprünglich entstanden. Kannte man ja doch im Alten Testament schon das vornehmste Gebot; auch in Griechenland und Rom fehlte es nicht an edleren Zügen von Menschenliebe. Aber dessenungeachtet kann man mit Recht sagen, „dass die Welt vor Christus im Grossen und Ganzen eine Welt ohne Liebe war“ (Uhlhorn). Nicht nur

fehlte die breitere Verwirklichung der Naechstenpflicht, sie war auch noch beschraenkt auf den Freund, auf die Religions- und Volksgenossen. Es hiess noch: „homo homini ignoto lupus est.“ Erst im Christentum hat diese Tugend die nationalen Schranken durchbrochen und eine vollere Entfaltung gefunden.

§ 46.

DIE TUGEND UND DIE LEBENSSTUFEN.

Die Gattung faengt in jedem Einzelnen wieder von vorn an, wenn ihm auch die Errungenschaften früherer Geschlechter durch Vererbung und Erziehung zu gut kommen. Auf dem sittlichen Gebiet bildet das eigene Streben und Ringen die conditio sine qua non. Durch den besonderen Lebens- und Entwicklungsgang eines jeden, durch Geschlecht und Temperament nimmt die Tugend in dem Individuum auf jeder Lebensstufe besondere Gestalt an.

Die maennliche Tugend ist eine andere als die weibliche. Selbstaendigkeit, Mut und Entschlossenheit — solche Eigenschaften suchen und schaetzen wir an dem Manne; sie sind specifisch maennliche Tugenden; eine Frau hingegen zieren vor allem Hingebung, Sanftmut, Aufopferung — sie sind also vorzugsweise weibliche Tugenden.

Jeder Volkscharakter, jedes Temperament hat die Neigung zu bestimmten Tugenden, aber freilich auch zu bestimmten Lastern. Es muss Aufgabe der Erziehung, der Selbstbeobachtung und Selbstveredlung sein, jene zu erhalten und zu mehren, diese zu überwinden.

Die Tugend des Knaben ist eine andere als die des Mannes. Jede Lebensstufe hat ihre besonderen Tugenden; durch die Gesamtheit derselben offenbart sich erst die ganze Individualitaet. Die Tugenden des Knaben sind, entsprechend

seiner physischen Eigenart, die auf Wachstum hinweist — Lerneifer und Gehorsam. Das Jünglingsalter ist die Vorstufe des Mannesalters; dem Jüngling ist darum eigen das Ringen nach Kraft und Selbstaendigkeit, nach Unabhaengigkeit und Freiheit. Die Tugend des Mannes ist die Treue, die er sowohl in seinem Hause als in seinem Berufe zu beweisen hat. Wie seine physische Entwicklung zu festen Formen gelangt ist, so muss er auch in ethischer Hinsicht ein fester Charakter geworden sein. Charakterlosigkeit ist unmaennlich. Die Tugend des Greises ist Zurückgezogenheit, die durch seine somatische Eigentümlichkeit gefordert wird. Aber trotz der Verschiedenheit der Lebensalter ist doch die eine und selbe Individualitaet mit ihren Grundzügen auf allen Entwicklungsstufen von der Kindheit bis in's Greisenalter wohl erkennbar. „Das Kind ist der Vater des Mannes". Stufenweise wirkt sich die Individualitaet aus im Verlauf der menschlichen Lebenszeit und Lebensentwicklung.

Wir werden als Originale geboren, darum sollen wir nicht als Copieen sterben. Ein jeder hat das Recht, eine eigene Entwicklung durchzumachen, sein Eigenstes, das ihm der Schoepfer verliehen, zu erhalten, aber freilich auch die Pflicht, es zu mehren, zu foerdern, zu versittlichen. Wie die natürliche Individualitaet der Ausgangspunkt der sittlichen Entwicklung ist, so der sittliche Charakter ihr Ziel. Die Tugend aber ist das Medium, durch welches dieses Ziel erreicht wird.

§ 47.

DER EINZELCHARAKTER UND DIE GESAMTHEIT.

Die Bedeutung der Individualitaet beruht darauf, dass jede Einzelseele einen unvergleichlichen Wert hat. Sie soll werden, wozu der Schoepfer sie bestimmt und angelegt hat. Jedes Individuum soll zu einem Charakter heranreifen, der sich

von der Masse deutlich abhebt und von allen übrigen wahrnehmbar unterscheidet. Auf dem sittlichen Gebiet gilt nicht Massenarbeit, sondern Einzelarbeit, Einzelsein, Einzelentwicklung, Einzelkampf. Die Menge ist charakterlos, aber von der Menge wohl zu unterscheiden ist die organisirte Familien-, Volks- und Religionsgemeinschaft. Sie ist selbst wieder Traeger einer sittlichen Aufgabe, sie stellt eine Gesamt-Individualitaet dar, die einen besonderen Charakter bewahren und ausbilden soll. Der sittliche Geist, der in einer Familien-, Volks- oder Religionsgemeinschaft waltet, praegt sich den einzelnen Gliedern dieser Gemeinschaft ein, jedoch nicht jedem in der gleichen Weise. Die verschiedensten Charaktere finden sich unter den Genossen eines Stammes oder Volkes, unter den Bekennern einer Religion, unter den Gliedern einer Familie.

Im Lauf der Geschichte bildet sich aus der Volksindividualitaet der Volkscharakter. Klima und aeussere Natur sind nicht ohne Einfluss darauf, vorwiegend aber wird er bestimmt durch die Entwicklung, welche das geistige Leben eines Volkes nimmt.

Unsere Individualitaet soll in keiner Gemeinschaft, sie heisse wie sie wolle, voellig aufgehen; aber wie die vielen Baeume im Wald, die dicht neben einander stehen und gemeinsam wachsen, sich gegenseitig die gerade Richtung geben, so muss auch unsere Einzelindividualitaet durch andere Individualitaeten, von denen sie sich bald sympathisch angezogen, bald antipathisch abgestossen fühlt, in die richtigen Bahnen gedraengt und vor Auswüchsen und Ausartung bewahrt werden. Wir bedürfen der Kraft der Gesamtheit, um zu erstarken. „Es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei.“ Es ergibt sich für jeden Einzelnen die heilige Pflicht: „Ans Vaterland, ans teure schliess’ dich an, das halte fest mit deinem ganzen Herzen.“ „Immer strebe zum Ganzen, und kannst du

selber ein Ganzes nicht werden, schliess' als dienendes Glied an ein Ganzes dich an." Wir sollen bei unserer sittlichen Überlegung nicht bloss fragen: „Was frommt uns, unserem individuellen Dasein?" sondern auch: „Wessen bedarf die Gesamtheit zu ihrer Existenz? wie erhalten wir sie gesund und kraeftig?" Durch das Individuelle darf dem Gemeinsamen sein Recht nicht verkuemmert werden. Gaebe es nur schroffe und abgeschlossene Einzelcharaktere — die Gesamtheit würde bald zerbroecklen und alle Gemeinschaft ihrem Zerfall entgegengehen. Von der Felsmasse loesen sich einzelne Teile los, um zu verwittern; wo aber organisches Leben ist, da ist immer innigste Verbindung des Einzelnen mit dem Ganzen. Jedes Glied des menschlichen Koerpers lebt sein Eigenleben, keines ist dem andern gleich, jedes besitzt und bewahrt seine Eigenart, aber es lebt zugleich das Leben des ganzen Koerpers mit und ist aufs innigste mit ihm verflochten. Jeder Ast am Baum hat besondere Art und Gestalt, aber er ist doch mit dem Stamme aufs engste verwachsen. Mitteilende und hingebende Liebe gehoeren zum Wesen des Einzelcharakters. Je mehr man diesem eine selbstaendige Bedeutung beimisst, um so mehr muss man seine unaufloesliche Verknüpfung mit dem Ganzen betonen. Der Einzelcharakter hat sich dem Volks- und Nationalcharakter anzupassen und an ihm zu prüfen; in der Gesamtindividualitaet spiegle sich die Einzelindividualitaet. Der Einzelne mit seiner Eigenart muss sich im Rahmen der Gesamtheit bewegen; durch die ihm zukommende Bedeutung und Berechtigung darf die Gemeinschaft nicht entwertet werden.

§ 48.

DER CHRISTLICHE CHARAKTER.

Der christliche Charakter ist der Charakter, der in einem Abhaengigkeitsverhaeltnisse steht zu Jesu Christo, durch

seinen Geist beeinflusst und bestimmt wird und hierdurch sein eigentümliches Gepraege erhaelt. Aber dieser Einfluss ist für die Individualitaet kein aufloesender, sondern ein foerdernder. Es soll ja die Individualitaet nicht in ihrem natürlichen Zustande bleiben, sondern ihrer sittlichen Bestimmung entgegengeführt werden. Dafür gibt es aber kein besseres Befoerderungsmittel als die christliche Religion.

Sie ist Weltreligion, und doch traegt alles in ihr durch und durch persoenlichen Charakter. Universelles und Individuelles durchdringen sich in ihr aufs innigste. Für alle Voelker ist Jesus Christus gekommen, sie sollen alle an dem Segen Abrahams teilhaben; aber ebenso sehr ist er für jede einzelne Seele gesandt, wie er ja selbst sagt: „Ich bin nicht gekommen, der Menschen Seelen zu verderben, sondern zu erhalten". Jede Person, jedes Temperament, jedes Geschlecht, jedes Volk und jeder Stamm hat vor ihm Bedeutung und Berechtigung, wenn und soweit nicht Boeses und Gottwidriges sich einmengt. Jede Naturbestimmtheit ist gut, wenn sie zum Organ werden kann für Gottes Geist. Jede Blume soll unter dem Strahl der Sonne zu eigenartigem Wachsen und Blühen sich entfalten, und jede menschliche Art soll vergeistigt, gehoben, veredelt und verklaert werden unter der Sonne des Menschengeistes: Jesus Christus. Freilich ist nicht in jeder Menschennatur die naemliche Empfaenglichkeit vorhanden für den christlichen Geist. „Der Glaube ist nicht Jedermanns Ding" d. h. nicht jede Individualitaet ist von vornherein dafür offen und zugaenglich.

„Gott will nicht", sagt einmal Luther, (Erl. Ausg. 34,35) „durch das Evangelium die Natur ausreissen, sondern laesset bleiben, was natürlich ist, richtet's aber auf die rechte Bahn". Und ein anderesmal (S. 250): „Sofern nicht Sünde mit regiert, ist keine natürliche Bewegung boese".

„Von Gottes Gnade bin ich, das ich bin", das ist die

hoechste Weihe für jede Eigenart, ihr goettliches Recht. Auch in der christlichen Gemeinde gibt es zu allen Zeiten viele Unterschiede; „es sind mancherlei Gaben; aber es ist ein Geist;“ für alle Unterschiede des Individuellen gibt es eine Grenze der Berechtigung: „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein“.

In dem Jüngerkreise sehen wir ganz verschiedene Charaktere vertreten. Die Geschichte der christlichen Kirche weist die verschiedenartigsten Persoenlichkeiten auf, in denen allen Christus eine eigentümliche Gestalt gewonnen hat. Wie sehr ist Luthers Eigenart verschieden von der eines Melanchthon oder Calvin! Bischof Sailer war eine andere Persoenlichkeit als Bischof Ketteler. Der christliche Grundtypus muss vorhanden sein, aber die einzelnen Züge koennen eine grosse Mannigfaltigkeit zeigen.

Stellen wir eine Charaktergestalt aus den ersten Jahrhunderten der christlichen Kirche neben einen christlichen Charakter aus der Neuzeit, so springt die Verschiedenheit beider in die Augen. Zwischen katholischen und protestantischen Charakteren besteht eine weitgehende Differenz. Trotz des Allgemein-christlichen, das in beiden zur Erscheinung kommt, ist doch in jedem von beiden eine andere Welt- und Lebensanschauung, ein anderer Geist. Der christliche Geist hat die Maenner beseelt, welche kaempfend die Welt eroberten und diejenigen, welche in der stillen Gottesminne ihre hoechste Seligkeit fanden. Er hat jene beseelt, welche in der Demut und Unterwerfung vor Allem des Christen Pflicht sahen, und jene, welche die Freiheit eines Christenmenschen hoch priesen. So kommt der eine christliche Geist in den verschiedensten Charakteren zur Auspraegung und Ausgestaltung. Das Christentum ist in eine Entwicklung und damit zugleich eine Individualisirung eingegangen. Es ist in den allgemeinen Entwicklungsgang des menschlichen Geisteslebens verflochten

und darum hemmenden und foerdernden Einflüssen ausgesetzt. In das Christliche mischen sich haeufig andere, fremdartige Elemente ein. Die Grenzen des specifisch Christlichen sind fein und darum schwer bestimmbar; denn Christliches und Allgemein-Menschliches sind keineswegs Gegensaetze; das erstere ist vielmehr die Vollendung des letzteren.

Wenn Paulus von sich sagt: „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir“ (Gal. 2,20), so bezeugt er damit die Fortdauer seines individuellen Lebens unter der Herrschaft des christlichen Geistes. Wie wohl Christus in ihm Leben und Gestalt gewonnen hat, so ist doch seine Individualitaet geblieben. Im Schoosse des eigenartigen Einzeldaseins soll der christliche Charakter ausreifen; heiligen und reinigen will Christus die Individualitaet, sie von den Schlacken der Selbstsucht und Particularitaet befreien, nimmermehr sie ausloeschen. Wie der Riese Antaeus aus der Berührung mit der Mutter Erde Kraft schoepfte, so schoepft unser Personleben Kraft und Nahrung aus dem individuellen Naturgrund, an den es gebunden ist, wie die Blume an die Wurzel. Wir sollen nicht in der Luft schweben, sondern fest auf der Erde stehen, aus dunklem Erdenschooss zu Lichtesfülle und Charakterstaerke uns emporarbeiten. Der Geist, zumal der Geist in seiner sittlichen Reife, also der christliche Geist, muss im Mittelpunkte der Individualitaet wohnen und herrschen: „Christus lebt in mir.“ Unser eigentümliches Fühlen, Denken und Wollen soll sich vom christlichen Geist durchdringen lassen; aber dieser findet nicht überall in gleicher Weise Eingang.

§ 49.

SELBSTBEWAHRUNG UND TREUE.

Es kann jeder nur mit seinem eigenen Kopfe denken; doch muss man von ihm verlangen, dass er die Gesetze der

Logik beachtet. So kann auch jeder nur mit seinem Willen, seinen Grundsaetzen und seiner Gesinnung gemaess, handeln, doch muss von ihm gefordert werden, dass er die allgemeinen, immer und überall giltigen Gesetze nicht übertritt. Alle Moral ist Selbstthaetigkeit, normalmaessige Bethaetigung der eigenen Kraft. Darum muss das besondere Mass von Kraeften und Faehigkeiten, die in jeder sittlichen Persoenlichkeit vorhanden sind, bewahrt, geschont und gepflegt werden. Was erforderlich ist, unseren Charakter zu bewahren, das ist individuell verschieden; wir müssen erproben, was einen heilsamen, foerdernden und bewahrenden, und was einen zerstoerenden, aufloesenden Einfluss ausübt auf unsere geistig sittliche Eigenart. Die Bewahrung bezieht sich auch auf das leibliche Leben. Wie viel von Arbeit und Anstrengung, und wieviel von Erholung und Vergnügen andererseits uns heilsam und gut ist — das bemisst sich nach unserer Individualitaet.

Der Inbegriff aller individuellen Tüchtigkeit ist der Charakter. Würden wir ihn aufgeben, so würden wir uns selbst aufgeben, unsere Ehre und Freiheit. Ein schroffer, abstossender Charakter waere immer noch besser als die Charakterlosigkeit.

Die Selbstbewahrung hat allerdings zur Voraussetzung die Selbsterziehung und Selbstbeherrschung. Was wir bewahren sollen, das ist nicht die sündhafte und ungeheiligte Individualitaet; im Kampf mit ihr, unter steter Überwindung derselben muss der sittliche Charakter gebildet werden.

Diese Bildung kann nicht vor sich gehen ohne Veraenderung, sie kann sogar zu einer gaenzlichen Umschaffung oder Umbildung werden. In inneren Krisen, unter grossen Leiden praegt der Schoepfer und Lenker der Geschichte den Menschen wie den Voelkern ein neues Bildnis auf. Allein die Grundzüge des ursprünglichen Charakters bleiben doch und sind deutlich wieder zu erkennen. Alles Werden und Wach-

sen, auch das sittliche, kann doch nur vor sich gehen auf gegebener Grundlage. Allen moeglichen Variationen liegt ein Thema zu Grunde, das immer wieder durchklingt. In allen denkbaren Combinationen und rechnerischen Manipulationen erscheinen dieselben Grundzahlen immer wieder.

Darum kann kein Charakter werden ohne die Treue. Treu und unentwegt müssen wir aufblicken zu dem Ideal, dem Urbild unseres gottgewollten Wesens; unbeirrt müssen wir streben, das zu werden, was wir werden sollen; unerschütterlich festhalten, was durch Natur und Erziehung in uns angelegt, was durch Arbeit und Kampf gewonnen ist. Wir müssen das Eigene wahren und behaupten, auch unter widrigen Verhaeltnissen. Es darf nicht verdorben werden, denn es ist ein Segen darin.

„Jedes lebende Wesen will sein Leben leben“ (Paulsen). Es liegt in jedem der Trieb nach Entfaltung der eigenen Kraefte. Dieser Trieb ist berechtigt, wenn er in den Dienst der Charakterbildung gestellt wird. Ohne spontane, von innen heraus kommende Thaetigkeit ist wahre Sittlichkeit nicht moeglich. Es besteht freilich die Gefahr, dass die Selbstbewahrung zur Selbstsucht, die Treue zum Eigensinn werde. Wir sollen uns niemals schaemen, Neues zu lernen und an zu nehmen, aber wir sollen andererseits auch stets die Alten bleiben. Es ist nicht denkbar, dass aus der mehr oder weniger fliessenden und unbestimmten Individualitaet der feste und ausgepraegte Charakter werde ohne die conservativen Tugenden der Selbstbewahrung und Treue, der Treue gegen unsere bessere Natur. Recht verstanden gilt auch hier des Apostels Wort: „Niemand hat je sein eigenes Fleisch gehasst“ (Eph. 5,29).

§ 50.

SELBSTAENDIGKEIT UND FREIHEIT.

Wie der Einzelne ein Recht hat, zu sein, so hat er auch ein Recht, er selbst zu sein. Mit Stolz sagt der Englaender: „I am little, but I am I." Der Egoismus macht dieses Recht geltend im Widerspruch mit den Anforderungen der Gemeinschaft und mit fremdem Recht. Die Selbstaendigkeit hingegen fordert nur, dass das eigene Selbst nicht unterdrückt, sondern von fremdem Wesen unvermischt erhalten bleibe. „Kraft der uns eignenden Naturbasis entfaltet sich unsere Denk- und Willensart allmaehlich zu selbstaendiger Kraft und zwar entsprechend dem ihr eingesenkten individuellen Lebenskeime." (A. v. Oettingen).

Die Selbstaendigkeit kann nicht auf allen Stufen der individuellen Entwicklung die gleiche sein. Der Unmündige und sittlich Unreife muss sich leiten und bilden lassen, nach innen wie nach aussen ist sein Dasein ein abhaengiges; sein inneres Wesen ist noch einem verschlossenen Buche gleich. Es ist aber das Recht des Mündigen, seine Eigenart in sittlichen Grenzen geltend zu machen. Er drückt Allem, mit dem er in Berührung kommt, seinen Stempel auf. Der berechtigte Stolz des Mannes ist die Freude an den ihm verliehenen Gaben, an dem ihm eigenen sittlichen Wert, an einem selbstaendigen Wirken und Schaffen. Der Unselbstaendige hat den Blick fortwaehrend auf andere gerichtet, der Selbstaendige blickt hinein in das eigene Selbst und wahrt seinen Charakter.

Es gibt Leute, die zur Selbstaendigkeit nicht geboren sind. Sie koennen der Stützen und Krücken nicht entbehren. In ihrer Individualitaet ist das passive Element vorwiegend. Ihre Faehigkeiten sind gering; sie haben nicht die Kraft, der

Aussenwelt selbstaendig sich entgegen zu stellen. Der Mann ist mehr zum selbstaendigen Denken und Handeln angelegt als das Weib. Ein ungünstiges Temperament, der Druck aeusserer Verhaeltnisse hemmt die Ausbildung des selbstaendigen Charakters. So gibt es auch Voelker, z. B. das polnische, welche ihre Selbstaendigkeit im Laufe der Geschichte nicht zu behaupten vermochten.

Der individuellen Selbstaendigkeit sind Grenzen gezogen; eine absolute Selbstaendigkeit gibt es für niemanden. Sie darf fremde Unabhaengigkeit und Ehre nicht antasten und mit dem allgemein verbindlichen Gotteswillen nicht in Widerspruch treten. Es gibt eine Selbstüberschaetzung, ja Selbstvergoetterung, der alles andere, die ganze Welt, nur ein Mittel ist, dem Ich zu dienen. Es gibt eine Selbstgenügsamkeit, die, wie auf eine abgesperrte Insel, so in das eigene Wesen sich zurückzieht. Keine Selbstaendigkeit des Charakters ohne innere Freiheit.

Die aeusseren Freiheiten sind verschieden unter die Menschen verteilt je nach Alter und Geschlecht, nach Stand und Beruf, nach Staatsform und Confession. Das Mass von Beschraenkungen, welche dem Einzelnen für die Bethaetigung seiner Freiheit auferlegt werden müssen im Interesse der Gesamtheit, wird zu verschiedenen Zeiten und in verschiedenen Voelkern verschiedentlich bestimmt. Waere aber aeussere Freiheit allein hinreichend zur Entfaltung der Individualitaet, so müsste diese in der Wildnis am allerbesten gedeihen. Zu den tiefsten Bedürfnissen jedes Individuums gehoert eben das Bedürfnis nach sittlicher Ausbildung und Veredelung. Nur in sittlich reiner und gesunder Luft vermag die Menschenseele den Flug zu nehmen zu den ihr gesteckten Zielen und ihre Eigentümlichkeit voll und ganz zu entfalten. Die wahre Freiheit besitzt nur der starke und reine Charakter. Wer von den Wallungen des Temperaments, von Trieben

und Vorurteilen abhaengig ist, der ist nicht frei. „Mir stellt der Geist, die innere Welt, sich kühn der Welt, dem Reich des Stoffes, der Dinge gegenüber,“ sagt Schleiermacher; er spricht damit die Unabhaengigkeit des selbstaendigen Charakters gegenüber fremdartigen, aeusserlichen Einflüssen aus, die unsere sittliche Entwicklung schaedigen koennten.

§ 51.

DIE GERECHTIGKEIT.

Die Freiheit fordert Raum für die eigene Individualitaet und ihre Bewegung, die Gerechtigkeit gewaehrt ihn der fremden Individualitaet. Wer die Bedeutung und das Recht der Individualitaet anerkennt, darf andere nur nach ihrer Eigenart beurteilen; und weil uns diese immer bis zu einem gewissen Grade dunkel bleiben wird, darum gilt das Wort: „Richtet nicht!“

Die Gerechtigkeit misst mit objektivem Masstab, aber sie berücksichtigt doch die persoenlichen Besonderheiten und Eigentümlichkeiten. Wo nur nach allgemeinen Grundsaetzen und nach der Schablone verfahren wird, da besteht immer die Gefahr, dass aus dem summum jus summa injuria werde. Zwar niemals darf irgend einer individuellen Besonderheit zu lieb die Rechtsidee verletzt werden, aber da dieser wie allen Ideen die abstrakte Allgemeinheit anhaftet, so wird sie den mannigfaltigen Unterschieden des Lebens und der Wirklichkeit oft nicht gerecht.

Hat denn nun wirklich jeder Mensch Anspruch auf das gleiche Recht? Die Gerechtigkeit scheint's zu fordern. „Als das naechste und natürlichste Princip bietet sich der Gerechtigkeit das Princip der Gleichheit dar: einer ist einer, die Interessen des einen sind soviel wert, als die Interessen des anderen“ (Paulsen). Schon Ulpian stellt den Satz auf,

„dass alle Menschen gleich und frei geboren seien.“ Das Naturrecht fordert unter Berufung auf die natürliche Gleichheit aller Menschen, dass sie „gleichberechtigt“ sein sollen: „Gleiches Recht für alle“.

Ohne Zweifel besteht eine wesentliche Gleichheit unter den Menschen. Dieser Gleichheit entspricht es, dass keiner rechtlos sein darf, dass aeussere Unterschiede wie Rang und Stand vor dem Gesetz nicht massgebend sein koennen. „Was dem einen Recht ist, das ist dem andern billig“. Aber neben dieser wesentlichen Gleichheit gehen doch ganz betraechtliche Unterschiede einher. Schon im Naturzustande fehlen diese Unterschiede nicht; gerade hier hat sich das Recht des Staerkeren ausgebildet. Die Cultur vermehrt die Unterschiede, sie fügt zu den natürlichen noch die gesellschaftlichen und Bildungsunterschiede. Das historische Recht bildet daher Privilegien aus für die hoeheren Staende, den Adel, die Freien. Sie werden berechtigt und notwendig sein, solange die bevorzugten Staende wirklich die alleinigen Traeger der Cultur sind; denn die Rechte ruhen auf Pflichten und Leistungen. Die fortschreitende Cultur hat aber auch eine ausgleichende Tendenz; sie schützt den Schwachen und umgibt den Starken mit Schranken. Die niederen Staende steigen in die Hoehe und kommen den oberen naeher an Wert und Leistungsfaehigkeit. Dann werden die überkommenen Privilegien unhaltbar und müssen fallen im Namen der Gerechtigkeit. Thatsaechlich sind seit der franzoesischen Revolution die Standesprivilegien aus dem Rechte verschwunden und insofern ist Rechtsgleichheit hergestellt.

Aber wenn auch viele Unterschiede im Laufe der Zeit sich verwischen oder verringern, alle koennen nicht aufgehoben werden, die in der Natur begründeten bleiben bestehen. Den Kindern kann nicht dasselbe Recht gelten wie den Eltern. Auch die Frauen sind im Rechte den Maennern nirgends in

der Welt voellig gleichgestellt. Eine moderne Stroemung draengt zwar auf die Gleichstellung der Frauen mit den Maennern, sie findet aber in den Frauen selbst nicht lauter Fürsprecherinnen und in der Natur eine unüberwindliche Gegnerin.

§ 52.

DIE TOLERANZ.

Die Toleranz bezieht sich auf das geistige Leben der Menschen. Sie ertraegt fremde Art und Sitte; sie duldet und schont die Ueberzeugung des Naechsten, weil und soweit sie die für seine Individualitaet passende Form und Stufe der Erkenntnis ist. Die Wahrheit kann unmoeglich von allen in gleicher Weise erkannt werden; es haben ja nicht alle dieselben Geistesaugen. Was dem hervorragenden Individuum moeglich ist, das ist für das niedere einfach unerreichbar; darum gilt es die Schwachen zu tragen. Unüberwindliche Hindernisse hemmen oft eine bessere Erkenntnis, eine edlere Religiositaet, eine feinere Sitte. Die Gaben sind ungleich verteilt; verschiedene Personen und verschiedene Verhaeltnisse, innere und aeussere Maechte, beeinflussen die Entstehung und Entwicklung unserer Ueberzeugungen, wie sollten also Ansichten und Meinungen, Lebens- und Weltanschauungen, religioese und politische Ueberzeugungen die naemlichen sein? Für den einen ist ein Fundament seiner ganzen Welt- und Lebensanschauung, was dem andern nur nebensaechliches Beiwerk, vielleicht entbehrliche Verzierung ist. Die Toleranz entspringt aus der Erkenntnis, dass die Individualitaet ihre Bedeutung und Berechtigung hat, aus dem Verstaendnis für die mancherlei Bedingungen, unter denen das geistige Leben entsteht, für die verschiedenartigen Bedürfnisse der Individuen. „Gott hat mancherlei Arten, die Leute zu

erziehen. Die einen haelt er kurz am Zügel und verstattet ihnen nur ein geringes Mass von dem, was man gewoehnlich Freuden und Freiheiten nennt; den anderen laesst er weiteren Spielraum und gestattet ihnen dieses und jenes, ohne sie doch deshalb aus seiner Zucht entlaufen zu lassen" (Weitbrecht).

Früheren Zeiten war die Tugend der Toleranz fremd. Zu den kennzeichnenden Merkmalen niederer Kulturstufen scheint es zu gehoeren, dass die Ansicht allgemein verbreitet ist, die Wahrheit und die Sitte koenne und dürfe nur eine sein. Vielleicht ist es notwendig, dass beide, die Wahrheit wie die Sitte, vorerst in ihrer Einheit dem Geistesleben eines Volkes eingepraegt werden, ehe sie in individuelle Vielheit auseinander gehen. Ist diese Individualisirung einmal eingetreten, dann macht sich auch die Notwendigkeit der Toleranz geltend. Sie wird um so mehr geübt werden, je mehr wahre Bildung sich ausbreitet, die fremdes Wesen uns verstehen lehrt, und aechte Liebe, die auch in dem Irrenden noch den Bruder sieht.

Ueber die Grenzen der Toleranz gehen die Ansichten weit aus einander. Verschiedene Charaktere urteilen in dieser Frage sehr verschieden. Die einen wollen vor allem die Sitte ungefaehrdet erhalten sehen und die Gemeinschaft, die sie ausgebildet hat; die anderen lassen um alles die Freiheit nicht antasten oder schmaelern. Diese richten den Blick auf das Individuum und seine Eigenart, jene auf die Gesamtheit und ihre Bedürfnisse. Wie Augustin den Grundsatz ausgesprochen hat: Cogite intrare!, so sind heute noch viele der Ansicht, dass ohne Zwang die sittliche Gemeinschaft nicht erhalten werden koenne und dass der Toleranz enge Schranken gezogen werden müssen. Thatsaechlich wird diese Tugend von unterschiedenen Personen, Nationen, Confessionen in unterschiedener Weise und verschiedenem Grad geübt. Auf

jeden Fall kann die Toleranz keine unumschraenkte sein. Sie hat eine objektive Grenze an der Wahrheit und Sittlichkeit. Was unwahr und unsittlich genannt werden muss, darf auf Schonung und Duldung keinen Anspruch machen. Sie hat ferner eine subjektive Grenze an der Ueberzeugungstreue. Wer eine feste und klare Ueberzeugung hat — und ohne Ueberzeugung kein Charakter, — der wird sich nicht scheuen, sie kund zu geben, zwar nicht zu jeder Zeit und zur Unzeit, aber bei gegebenem Anlass. Unmoeglich koennen alle die verschiedenen Meinungen, die sich geltend zu machen suchen, als gleichwertig und gleichberechtigt von uns anerkannt werden. Sonderbare Blüten treibt oft das geistige Leben der Menschen, es fehlt nicht an radicalen und extremen Ansichten, welche die Grundlagen von Haus und Staat, von Religion und Sittlichkeit untergraben. Jeder charaktervolle Mensch und ebenso jede Gemeinschaft hat darum nach dem Prophetenwort: „Liebet Wahrheit und Frieden!“ zu prüfen, wie weit Abweichungen und Neuerungen zu dulden sind. Wo wir Gewissensüberzeugung sehen, wo Wahrheitsernst und Sittenreinheit zu finden sind, da hat die Toleranz ihr unbestreitbares Recht. Wo hingegen Willkür und Ungebundenheit, Leichtfertigkeit und Frivolitaet, Heuchelei und Unwahrhaftigkeit ihr Wesen treiben, da heisst die Losung: Kampf! Schwaechliche Concessionen und opportunistische Rücksichten vertragen sich nicht mit dem lauteren und wahrhaftigen Charakter. Auch Christus ist nicht allein gekommen, Frieden zu bringen, sondern ebenso sehr das Schwert.

§ 53.

DIE VOLLKOMMENHEIT.

Nur der Anlage nach ist dem Individuum der Schatz seiner besonderen Gaben, die Summe seiner Kraefte von Haus

aus gegeben; es ist seine Sache, diesen Anlagen zur Ausbildung und Entfaltung zu verhelfen, diesen Schatz zu erhalten und zu mehren. Und die Moeglichkeit der allseitigen Vervollkommnung, die Perfektibilitaet ist in der Individualitaet mit gegeben. Die Vollkommenheit demnach, welche der Einzelne erreichen kann, besteht in der möglichst allseitigen und gründlichen Ausbildung seiner natürlichen Anlagen, seiner Individualitaet nach ihrer idealen Bestimmung. Und weil der Mensch durch Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung zur individuellen Persoenlichkeit veranlagt ist, so besteht seine Vollkommenheit in der moeglichst vollendeten Ausbildung seines persoenlichen Charakters. Was jemand von Natur ist, und was er durch sittliches Streben wird, erringt und erwirbt, das zusammen bildet seine individuelle Vollkommenheit. Von seiner Individualitaet wird es abhaengen, ob er dem allgemeinen Vollkommenheitsideal sich naehert oder fern bleibt. Aber nachjagen muss ein jeder diesem Ideal: „Ihr sollt vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist!“

Und wenn uns die Unerreichbarkeit dieses Zieles schmerzt, so blicken wir hoffend in eine hoehere Ordnung der Dinge hinein, wo wir vollendet werden sollen, wenn wir auf Erden Treue und Bestaendigkeit bewiesen haben. Bismarck soll einmal geaeussert haben: „Waer's mit dem Tode aus, dann waere unser Leben das An- und Ausziehen nicht wert.“ Es waere thoericht, nach einem Ziele zu streben, das doch in alle Ewigkeit nicht erreicht werden koennte. Ja, es winkt uns ein hohes und herrliches Ziel, des Schweisses wohl wert.

Da die Individualitaet ein gebundenes Dasein bedeutet, ein Leben in engen Grenzen und Schranken, so kann die Vollkommenheit für jeden nur eine relative sein. Sie umfasst aber unser ganzes, geistleibliches Dasein; je harmonischer und allseitiger dieses ausgebildet ist, um so vollkommener

wird es sein. Der Fluss der Entwicklung nimmt durch die Charakterbildung feste Form und bestimmtes Gepraege an, aber zur Ruhe soll er doch auf Erden niemals kommen; der Charakter ist nicht bloss ein Gewordensein, sondern auch ein Werden. Die aesthetische Seite der Vollkommenheit ist die Schoenheit, das Erscheinen des Sittlichen in der individuellen, von ihm verklaerten Leiblichkeit.

§ 54.

DER BERUF.

Die allgemeine Aufgabe der Menschheit spaltet sich für die Einzelnen in verschiedenartige Einzelaufgaben oder Berufsarten. Nur für einen besonderen Beruf haben wir Neigung und Kraft; darum müssen wir unseren Beruf waehlen nach unserer Individualitaet, zu der auch die bestimmten Lebensführungen und Verhaeltnisse eines jeden hinzugerechnet werden müssen. Nicht jedem wird die Berufswahl leicht. Wohl hat mancher eine ganz ausgepraegte Neigung zu irgend einer Berufsart; andere hingegen werden nur unter schweren Conflikten ihrer eigentlichen Faehigkeiten sich bewusst. Je reicher veranlagt und je unbestimmter eine Individualitaet ist, um so schwieriger wird die Berufswahl sein. „Die Entwicklung zu unvergleichlicher Persoenlichkeit," bemerkt Lotze, „ist nicht durch ein bestaendiges, edles Spiel mit den allgemeinen Faehigkeiten, sondern nur dadurch zu erreichen, dass diese Faehigkeiten in ernster Arbeit der Durchführung einer individuellen Lebensaufgabe gewidmet werden. Nur in dieser freiwilligen Hingabe der Kraefte, die ihm die Natur geschenkt und die Erziehung entfaltet hat, an die Verfolgung eines bestimmten Zieles gewinnt der Einzelne die Gaben seiner Gattung zu persoenlichem Eigentum für sich und bildet sie in einem, das ganze Leben erfüllen-

den Entwicklungsgange zu einer Eigentümlichkeit aus, durch welche er mehr als ein vollendetes Exemplar seines Allgemeinbegriffs wird“.

„In der Beschraenkung zeigt sich erst der Meister“ — in dem erwaehlten Beruf haben wir Schranke und Grenze für unsere Thaetigkeit. Wer in das Allgemeine hineinlebt, wird nichts Besonderes werden und nichts Grosses wirken koennen; wenn wir aber mit allem Ernst und Eifer auf dem engen Gebiet unseres Specialberufs thaetig sind, so leisten wir sowohl uns selbst als der Gemeinschaft den besten Dienst. Durch unsere Berufsthaetigkeit haben wir Gelegenheit, einem Stück der Aussenwelt unser Gepraege aufzudrücken; wir empfangen aber auch andererseits aus unserer Berufsarbeit bestimmende Einflüsse, die unsere Eigenart modificiren und consolidiren. Wer kann denn Tag für Tag einem Dienste sich widmen, ohne aufs innigste mit ihm zu verwachsen? Zur Charakterbildung ist die Berufsthaetigkeit unumgaenglich. „Indem wir gestalten, gestalten wir uns selbst“.

Das Wohl des Einzelnen liegt innerhalb, nicht ausserhalb der Gemeinschaft; darum muss er freudig seinen bestimmten und specifischen Beitrag „zur Realisierung des Zweckes der Gemeinschaft als solcher leisten“ (Rothe); die Gemeinschaft andererseits darf den Einzelnen nicht als Mittel betrachten, sondern muss sich also organisiren, dass er in seinem Beruf die Bethaetigung seiner Eigenart und die Befriedigung seines individuellen Lebenszweckes findet.

Das Princip der Arbeits- und Berufsteilung in der menschlichen Gesellschaft entspricht dem Gesetz der Individualisirung in der Schoepfung und hat sich als segensreich erwiesen auf allen Lebensgebieten. Mit dem Steigen der Cultur und dem Wachsen menschlicher Bedürfnisse specialisiren und differenziiren sich die Berufsarten immer mehr. Es gibt maennliche und weibliche Berufsarten. Die modernen Bestrebungen,

den Frauen die maennlichen Berufsgebiete zu erschliessen, konnten keinen grossen Erfolg haben, weil die Kraefte des weiblichen Koerpers wie des weiblichen Gehirns den Anforderungen der meisten maennlichen Berufsarten sich nicht gewachsen zeigten. Die weibliche Begabung aeussert sich in anderer Richtung und auf anderem Gebiet als die maennliche. Wie die verschiedenen Individualitaeten sich ergaenzen müssen, ebenso müssen die einzelnen Berufsarten sich dienend und helfend zu einander verhalten. Ein Beruf aber ist immer und überall der naemliche: die natürliche Individualitaet zur tugendhaften und charaktervollen, zur einheitlichen, in sich geschlossenen Individualitaet aus zu bilden.

Aus seinem Stand und Beruf erwachsen jedem besondere Interessen; diese Sonderinteressen müssen mit dem Wohl des Ganzen in Einklang gebracht werden.

§ 55.

DIE UNTUGEND.

„Chacun a les défauts de ses vertus.“ Die individuelle Eigenart kommt nicht nur in Tugenden zum Vorschein, sondern auch in Maengeln, und beide stehen in einem gewissen Verhaeltnis und Zusammenhang. Wo viel Licht ist, da ist auch viel Schatten, und „am meisten Unkraut traegt der fettste Boden“. Jedes Gepraege hat zwei Seiten, eine Avers- und eine Reversseite. Die Individualitaet hat eine lichte und eine dunkle Seite. Die Tugend kommt darum nicht so zu stande, wie die Blume, wenn sie nur in gutem Boden steht, von selbst Knospe, Blüte und Frucht bringt; nein, in bestaendigem Kampf muss sie errungen werden. Willkür und Selbstsucht, die in der Einzelseele sich maechtig erheben und alles sittliche Leben mit Vernichtung bedrohen, sie müssen unbedingt gebrochen werden.

Der Traege weigert sich, zu kaempfen gegen seine Untu-

genden, indem er sich mit der Ausrede entschuldigt: „Es ist nun einmal meine Art so.“ Als ob nicht diese natürliche Art durch ernstliches Ringen und Streben veredelt und gebessert werden koennte! Freilich machen wir dabei die Erfahrung, welche schon Horaz in den Worten ausgesprochen hat: „Naturam expellas furca, tamen usque recurret.“ Fehler des Naturells und Temperaments, durch lange Gewohnheit eingewurzelte Untugenden kehren immer wieder. Wenn sie auch einmal überwunden waren, bei günstiger Gelegenheit brechen sie aufs Neue hervor.

Durch den Einzelcharakter erhalten nicht nur die Tugenden, sondern ebenso die Untugenden ein besonderes Gepraege, eine bestimmte Begrenzung, eine eigenartige Richtung. In dem Einzelnen erscheint die Unsittlichkeit, wenn er sich ihr hingegeben hat, in besonderer Gestalt, die bald von sinnlicher, bald von geistiger Art ist, hier feiner dort groeber. Die vorherrschende Richtung und Entwicklungsstufe im leiblich-geistigen Wesen des Individuums praegt auch den Untugenden die kennzeichnenden Merkmale auf.

Ein uncultivirtes, von Gott abgewendetes Seelenleben bringt besondere Untugenden hervor; ein überwucherndes, ungeregeltes Leibesleben zeitigt schlimme Früchte anderer Art. Idiosynkrasieen machen den Einzelnen für besondere schaedliche Einwirkungen empfaenglich. Extravaganzen, geschlechtliche Verirrungen haben oft ihren Grund in abnormen Leibeszustaenden; Vorurteile wurzeln haeufig in ungelenker Denkthaetigkeit oder falscher Erziehung. Es gibt specifisch maennliche und specifisch weibliche Untugenden; es gibt Standesunsitten, Familien- und nationale Laster. Die Bildung macht die Untugenden raffinirter und bewusster. Ein Charakter kann an vielen Fehlern leiden, wie ein Leib an mancherlei Gebrechen; aber oft ist es nur ein einziges Laster, was den Charakter verdirbt und den Boden unterwühlt für den Bau

der Sittlichkeit. „So jemand das ganze Gesetz haelt und sündigt an einem, der ist es ganz schuldig“ (Jac. 2,10). Unter den mancherlei Lastern gibt es Gradunterschiede. Je mehr die gerade mir anhaftende Untugend meine persoenliche Ehre antastet und der sittlichen Freiheit mich beraubt, um so bedenklicher und gefaehrlicher ist sie.

§ 56.

SCHLUSSBETRACHTUNG.

Sittliches Wollen und Koennen, sittliche Gesinnung und Fertigkeit finden wir nicht bei der Gattung, sondern allein bei den Individuen. Wiewohl die sittliche Gemeinschaft die Heim- und Bildungsstaette jeder Tugend ist, da sie den Einzelnen von seiner egoistischen Particularitaet zur Universalitaet und Humanitaet hinaufhebt, so hat doch die Tugend conkretes Leben nur in der individuellen Persoenlichkeit. Je mehr diese ihr besonderes und eigenartiges Sein in das tugendhafte Handeln hineinlegt, um so mehr wird sie ein selbstaendiger, eigentümlicher Charakter.

Bei der Verschiedenheit der Individualitaeten muss die Tugend in jedem besondere Gestalt und Praegung annehmen. Über dem Streben nach Bildung und Tugend brauchen wir unsere eigentümliche Natur nicht zu opfern. Die Charaktere müssten alle gleich sein, wenn es keine Individualitaeten gaebe. Die Nationalitaet und Confessionalitaet, das Geschlecht und Temperament geben jedem Charakter seine bestimmte und lebensvolle Farbe, und ein bischen Leben ist mehr wert als eine Fülle von Abstraktionen. Gleich dem Baumstamm soll die Individualitaet fest im Boden wurzeln, damit sie um so kraeftiger in die Hoehe ragen kann.

„Jede Tugend setzt einem inneren Habitus voraus“, so lehrt die Ethik. Wie ungleich ist aber der innere Habitus der

Menschen! Das Wesen des Individuums ist schon vor der Geburt durch mancherlei Faktoren beeinflusst, so dass einige Philosophen (Kant und Schopenhauer) eine vorzeitliche Entscheidung durch eine intelligible That oder eine intelligible Charakterbildung angenommen haben. Anlage und Vererbung bestimmen den Einzelmenschen in seinem Werden. Er kann eine sittlich gesunde Organisation mitbringen, aber auch eine korrupte Geistes- und Leibesverfassung. Samenkoerner der Tugenden und der Untugenden sind in ihm verborgen. Ist er in die Welt eingetreten, so ist er den verschiedensten Einwirkungen von Personen und Verhaeltnissen ausgesetzt. Das Leben mancher Menschen ist nur eine physische Entwicklung, durch welche Kraefte und Organe des Leibes zur Entfaltung gelangen; bei anderen ist nur eine Verstandes- oder Talententwicklung wahrnehmbar; es sollte aber bei allen eine Charakterentwicklung vor sich gehen.

Die Charakterentwicklung jedoch ist bald mit geringeren, bald mit groesseren Schwierigkeiten verbunden. Sie ist vor allem davon abhaengig, wie viele Gaben des Geistes und Gemütes in einen Menschen gelegt sind. Diese bilden die Basis für den Auf- und Ausbau des Charakters, in jedem Menschen eine besondere und eigenartige Basis! „Man kann nicht aus jedem Holze einen Mercur schneiden.“ Jede Natur hat aber den Trieb zur Entwicklung in sich. Im Laufe der Entwicklung treten ihre Eigentümlichkeiten spontan hervor ans Licht. Es gibt im Natürlichen wie im Sittlichen verschiedene Stufen der Entwicklung.

Das Stück Eigenart, das wir unser nennen, bedarf der Pflege, wenn es zum eigentümlichen Charakter werden soll. Ehe wir diese Pflege in die eigene Hand nehmen koennen, ist sie den Eltern und Erziehern überlassen. Die besonderen Einflüsse, die von ihnen auf uns ausgehen, bestimmen aufs tiefste unsere Charakterbildung. Von ihrem Beispiel haengt

es vornehmlich ab, ob das natuerliche Schicklichkeitsgefuehl ausgebildet wird oder nicht.

Auch andere Personen, mit denen wir in den Jahren der Bildsamkeit in haeufige Berührung kommen, gewinnen unwillkürlich und unmerklich Einfluss auf unser Wollen und Streben, Denken und Handeln. Die conkreten Verhaeltnisse, in die wir uns gestellt sehen, koennen für unsere Eigenart ein Hemmschuh und eine drückende Fessel, aber auch ein Foerderungs- und Bildungsmittel sein. Die Wirklichkeit, das Leben mit seinen Aufgaben und Anforderungen, mit Lust und Leid, Erfolg und Enttaeuschung ist für jeden Einzelnen eine besondere Schule, in der sein Charakter gebildet und gestaehlt werden soll. „*Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται.*“

Aus der Verschiedenheit der natürlichen Eigenschaften wie der Erziehung und ganzen Lebensentwicklung folgt, dass die sittliche Kraeftigkeit und Charakterstaerke nicht die gleiche sein kann in jedem. Sie modificirt sich in mannigfaltiger Weise unter den mannigfaltigen Einflüssen, denen die Einzelnen von Geburt an ausgesetzt sind. Wie nicht in allen Adern das naemliche Blut fliesst,. so sind nicht in jedem Leben gleich starke sittliche Impulse; und wie die Leibeskraefte ungleich sind, so ist auch Kraft und Reife des Charakters verschieden. Der Mensch ist abhaengig von seinen Vorstellungen und Gefühlen. Er wird um so hoeher stehen, je mehr Vorstellungs- und Gefühlsvermoegen in ihm sittlich durchgebildet sind. Grosse Gedanken, ein reines Herz und ein starker Wille, das ist der Boden, auf dem ein vortrefflicher Charakter gedeiht. Eine einseitige Verstandesbildung, eine ungenügende Halbbildung ist in der Regel verderblich für die sittliche Kraft und Tüchtigkeit. Fremder Einfluss und eigene Wesensbeschaffenheit bestimmen darüber, welche Hoehe wir zu erreichen vermoegen. Kein Charakter ist so vollendet, dass

er alle Tugenden in sich vereinigt; er nennt nur ein specifisches Mass von Tugenden sein eigen.

Auf niederer Stufe der Civilisation werden andere Tugenden ausgebildet als auf hoeherer Stufe. Dort sind es Tapferkeit und Mut, hier Selbstbeherrschung, Mitleid, Liebe. In einem Volk oder Zeitalter schaetzt man diese Tugenden, in einem anderen jene besonders hoch. Die Roemer kannten die Tugend der Demut nicht, sie hatten nicht einmal ein Wort dafür; sie ist eine specifisch christliche Tugend. In jedem Land, unter jeder Sonne wachsen Pflanzen und Blumen, aber doch nicht die naemlichen überall, und nicht allerorten gleich schoene, kraeftige und vollkommene.

C., im Umkreis der Güterlehre.

§ 57.

DAS REICH GOTTES.

Alles, was dem Sehnen des Menschen entspricht und auf die Entfaltung seines wahren, gottgewollten Wesens einen foerderlichen Einfluss ausübt, ist für ihn ein Gut. Als sittliches Wesen hat er ein unausloeschliches Sehnen und Verlangen nach Verwirklichung der sittlichen Forderungen; in dieser Verwirklichung findet er hoechste und wahrste Befriedigung. Das hoechste Gut kann darum nichts anderes sein als die umfassende Realisirung des sittlichen Zweckes selber. Wir heissen die gottgewollte Ordnung der Dinge, in welcher die sittlichen Ideale ihre objektive Verwirklichung gefunden haben, das Reich Gottes. Dieses Reich ist das Ziel der Geschichte und kann darum in seiner Totalitaet erst am Ende der Tage in die Erscheinung treten, aber angebahnt und

partiell verwirklicht ist es schon laengst und muss es im Laufe der Geschichte immer mehr werden.

Es ist eine Einheit, welche die groesste Vielheit und reichste Mannigfaltigkeit in sich schliesst. Als universale Gemeinschaft kann es die groessten Unterschiede, ja Gegensaetze zusammenfassen: hier ist kein Jude noch Grieche, kein Knecht noch Freier, kein Mann noch Weib, kein Weiser noch Unweiser, kein Reicher noch Armer — sie spiegeln ja in ihrer individuellen Besonderheit alle das Bild Gottes und Christi wieder. Die Glieder dieses Reiches sind eins in der Liebe, in der Gemeinschaft mit Gott, aber nicht eins in ihren Gaben und Kraeften. Die Gemeinde der Glaeubigen ist der Leib, an dem Christus das Haupt ist; die Glieder eines Leibes sind aber sehr ungleich ihrer natürlichen Beschaffenheit wie ihrer Dienstleistung nach. Sie haben nur das gemeinsam, dass sie unter einander und mit dem Gesamtorganismus aufs innigste verbunden sind. Paulus erkennt solche Unterschiede an, wenn er sagt: „Eine andere Klarheit hat die Sonne, eine andere Klarheit hat der Mond; eine andere Klarheit haben die Sterne; denn ein Stern übertrifft den andern nach der Klarheit“ (1 Cor. 15, 41). Auch im Reiche Gottes gibt es keine farblose Einheit, sondern eine lebensvolle Mannigfaltigkeit, Mannigfaltigkeit der Berufe, der Gaben, der Charaktere. Die Kinder Gottes haben nicht unterschiedslose Gestalt und Miene. Wie sollte auch eine Gemeinschaft denkbar sein ohne Unterschiede! In der rechten Lebens- und Liebesgemeinschaft werden die Unterschiede nicht aufgehoben, sondern verklaert, gelaeutert und auf das rechte Mass zurückgeführt. Durch die persoenlichen Unterschiede wird die Harmonie des Ganzen nicht gestoert. Einheit ist nicht Einerleiheit und Einfoermigkeit.

Die Idee des Reiches Gottes ist auf religioesem Boden entstanden; aber sie umfasst nicht nur das religioese, sondern

das gesamte sittliche Gebiet. Sie ist das hoechste Ideal für das Einzelleben wie für die Gesellschaftsordnung. Ist dieses Ideal verwirklicht, dann ist die Eigenart der Einzelnen wie der Voelker zur vollen Auspraegung gelangt; die Einzelpersoenlichkeiten gleichen sich nicht, aber sie lieben und verstehen sich. Die Annaeherung an dieses Ideal, die Bewegung zu diesem Ziele hin kann nur auf der gegebenen Naturbasis geschehen. Auch am Ziele wird man noch die ursprünglichen Züge der Naturbestimmtheit in den Einzelnen wie im Ganzen wahrnehmen Durch die Vielheit und Verschiedenheit der Einzelwesen soll der unendliche Reichtum der goettlichen Gnade und Herrlichkeit zur Erscheinung und Darstellung kommen. In allen ist Gottes Bild, alle stehen unter Gottes Leitung, die jedem auferlegt, was er tragen, von jedem fordert, was er leisten kann.

Der Feind, den das Reich Gottes in seinem Kommen mehr und mehr zu überwinden hat, ist „die Welt." Nach aussen soll es in der Welt wachsen wie ein Senfkorn, nach innen soll es die Welt durchdringen wie ein Sauerteig. Das kann aber nur von Stufe zu Stufe geschehen, je nach dem Mass der individuellen Empfaenglichkeit. Nicht von allen wird die Forderung erfüllt: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!"; und auch dort, wo sie erfüllt wird, ist noch ein grosser Unterschied in dem Ernst und Erfolg des Strebens. Ueberall steht das Unkraut neben dem Weizen, und mitten in dem Apostelkreis findet sich der Verraeter. Von den einen heisst es: „sie sind nicht fern vom Reiche Gottes", von den anderen: „ihrer ist das Himmelreich."

Jeder darf in seiner Art und mit seinen Gaben kommen, nur muss sein Herz erneuert und wiedergeboren werden. „Es sei denn, dass jemand von neuem geboren werde, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen." Damit ist eine

Grenze gezogen für die Zugehoerigkeit zum Gottesreiche. Unterschiede des Ranges, der Bildung, des Vermoegens, welche in der Welt gelten, sind für das Reich Gottes gleichgiltig. „Gott sieht das Herz an.“ Und dieses Menschenherz ist überall gleich und doch verschieden, verschieden nach den Formen, in denen es auftritt, nach den Wegen, die es einschlaegt, und auf denen es Gott sucht, „ob es denn ihn fühlen und finden moechte“.

Auf dem Gebiet des Heidentums kennt man als hoechstes Gut nur einen Zustand der Wohlfahrt und Glückseligkeit. Im alten Testament deckte sich ursprünglich das Reich Gottes mit der Theokratie; die Propheten ahnten, dass es von geistiger Art und hoeherem Ursprunge sein müsse. Durch Jesus Christus ist sein wahres Wesen enthüllt und seine Verwirklichung eingeleitet; er ist das Centralindividuum, das, einem Magnete gleich, die übrigen in seine Naehe zieht. Der lebensvolle Keim ist in die Geschichte gesenkt, dass er treibe und wachse; aber unter den individuellen Gestaltungen des Menschen- und Voelkerlebens ergeben sich mancherlei Gestaltungen des *einen* Gottesreiches. Die hervorragenden Rüstzeuge, die Gott sich erwaehlt, weisen seiner Entwicklung die Bahn. Alle Fortschritte der Menschheit müssen dazu mitwirken, dass Gott werde alles in allen. „Menschen mit Menschen, Staemme mit Staemmen, Voelker mit Voelkern sollen durch die erloesende Liebe vereint werden, und aus dem Chaos der Menschheit soll ein einheitliches, sittliches Reich der Geister hervorgehen, eine organische Verbindung aller Kraefte, Gaben und Güter, Aemter und Personen.“ (Niemann).

Indem der Einzelne sich ein Bild macht von dem Reiche Gottes, nimmt es in seinem Geiste bewusster oder unbewusster Weise individuelle Zuege an; denn ein jeder hofft, dass seine Gedanken, Wünsche und Hoffnungen in der Zukunft

ihre Verwirklichung finden werden. Daher erklaeren sich die verschiedenartigen, oftmals absonderlichen Vorstellungen, die man sich macht von dem Inbegriff aller Güter: dem Reiche Gottes.

§ 58

DAS LEBEN.

Voraussetzung und Vorbedingung jedes sittlichen Processes ist das Leben, und zwar das Leben in conkreter Gestalt, in seiner individuellen Eigenart. Jedes Einzelleben geht von besonderem Grunde aus, nimmt in seinem Fortgang besondere Gestaltung an und erreicht ein eigenartiges Ziel. Wer jede Individuation des allgemeinen Weltwillens als ein Uebel, als ein zu Beseitigendes und zu Verneinendes betrachtet, der entzieht dem Sittlichen seinen natürlichen Grund und Boden und nimmt dem Streben nach den hoechsten Gütern die Kraft. Der Güter hoechstes ist das Leben nicht, aber ein Gut ist es sicherlich doch.

Auch von diesem Gute gilt, dass es ungleich verteilt ist unter der Menschen flücht'gem Geschlecht. Wie verschieden ist das Leben der Menschen nach seiner leiblichen wie geistigen Seite, nach seiner aeusseren Erscheinung und seinem inneren Gehalt! Mit einem verschiedenen Mass koerperlicher und geistiger Kraefte sind die Menschen ausgestattet, mit ungleichem Mass der Güter gesegnet. Hier überschaeumender Lebensmut, volle Kraft und Gesundheit, dort Siechtum und Schwaeche. Das individuelle Lebensgefühl ist ein sehr ungleichartiges. Spiegelglatt und eben laeuft dem einen das Leben dahin, der andere wandelt auf rauher Bahn. Welcher Unterschied der Lebensschicksale zwischen Goethe und Schiller! Mühelos scheint dem einen alles zuzufallen, dem anderen wird nichts ohne die groesste Anstrengung zu teil. Arm und

dürftig sind für soviele Menschen die Lebensverhaeltnisse, die Lebensmittel, daneben wohnen andere in Pracht und Fülle. Geistiges Leben will sich bei manchem nur schwer entwickeln, bei anderen entfaltet es sich leicht zur schoensten Blüte. Jeder Mensch lebt sein eigenes Leben, kein anderer lebt es genau ebenso. Jedes Volksleben traegt ein besonderes Gepraege wie kein zweites, und das Leben ist nicht nur im Aeusseren verschieden, sondern auch in seinen verborgenen Tiefen. Der Südlaender lebt anders als der Nordlaender, der Bergbewohner nicht ebenso wie der Bewohner der Ebene. Jeder Stand hat seine eigene Lebenshaltung und seine besonderen Lebensgewohnheiten. Erst im Sarge werden sich die Menschen voellig gleich, das Leben bringt immer neue Unterschiede unter ihnen hervor, neue Daseinsformen, neue Lagen und Verhaeltnisse. Neben den gleichartigen Grundzuegen machen sich bedeutsame Unterschiede bemerkbar. Die goettliche Schoepferkraft manifestirt sich dadurch, dass sie das Leben in immer neuen Formen und Erscheinungen, in reichster Fülle, in unendlicher Mannigfaltigkeit hervor gehen laesst. Was einmal gewesen, kehrt nicht wieder. Waere das Leben der Menschen immer und überall das naemliche, es müsste fürwahr ertoetend langweilig sein in der Welt. Sie waere einem Ameisenhaufen gleich, wo alle dieselbe Arbeit thun, einer Gegend, in welche keine Erhoehung angenehme Abwechslung bringt.

Die Lebenserfahrungen schlagen sich nieder und verdichten sich in dem individuellen Geiste zur Lebensanschauung. Die verschiedenartige Welt- und Lebensanschauung der Einzelnen ist abhaengig von Naturell und Temperament; von Geistes- und Willensrichtung, von der religioesen und sittlichen Stellung. Ein duesterer Sinn findet Duesteres, wohin er blickt; „ernst liegt das Leben vor der ernsten Seele.“ Ein heiteres Auge sieht ueberall Freudiges und Erhebendes. Ein sittlicher

Mensch betrachtet alles von der sittlichen Seite, und ein idealer von der idealen. Dem religioesen Menschen verkündigen die Himmel die Ehre Gottes, der irreligioese durchforscht Himmel und Erde, ohne Gott zu finden. Ein leichtes Temperament nimmt alles von der leichten Seite, ein trüber Spiegel zeigt trübe Bilder. „Ist mir Herz und Auge sonnig, lacht die ganze Welt mir wonnig.“ Die pessimistische und optimistische Weltanschauung entsprechen einer besonderen Naturveranlagung im Bunde mit der Lebenserfahrung.

Von des Lebens Arbeit hat jeder seinen bestimmten Teil; von des Lebens Leid und Weh wird ihm sein Mass zugewogen; von Lebensfreude und Lebensglück bekommt er seinen besonderen Anteil zu schmecken. Von Gütern wie von Uebeln des Lebens hat der Mann einen anderen Teil als das Weib, das Kind einen anderen als der Erwachsene, der Reiche einen anderen als der Arme.

Der Socialismus sieht in dieser Ungleichheit eine schreiende Ungerechtigkeit; er will die Lebensverhaeltnisse so nivelliren, dass alle an dem naemlichen Strange ziehen und jedem das gleiche Lebensglück und der naemliche Lebensgenuss zu Teil wird. Allein er müsste das Leben und die Menschen selbst aendern, wenn er seine Plaene verwirklichen wollte. Manche Ungerechtigkeit ist wohl aus der Welt zu schaffen durch eine bessere Gesellschaftsordnung, durch gerechte Verteilung, durch Fürsorge für die niederen Klassen; aber Ungleichheiten bleiben noch genug bestehen. Wuerden sie verschwinden, so wuerde viel eigenartiges Denken, Fuehlen und Wollen mitverschwinden.

Dennoch kann am hoechsten Lebensglück jeder teilhaben trotz aller aeusseren Unterschiede. Wir dürfen ja den wahren Wert des Lebens und seine hoechste Bestimmung nicht in irdischer Glückseligkeit suchen, sondern in seiner sittlichen Aufgabe und seinem sittlichen Gehalt. Es ist nicht eine

Staette des Geniessens, sondern ein Schauplatz ernster, sittlicher Thaetigkeit. Innere Befriedigung, wahre Würde gewinnen wir nur durch die Loesung ernster Aufgaben, die treue Erfüllung unserer Pflichten. Lebensmut, Lebensfrische und Lebensfreudigkeit, Arbeitslust und Dulderkraft sind an die Bedingung geknüpft, dass wir unser, wenn auch kleines Dasein, in den Dienst der sittlichen Ideale stellen. Ist unser Inneres von sittlicher Begeisterung erfüllt, dann erscheint uns das Uebel der Welt in einem ganz anderen Licht. Es ist ein Mittel und Werkzeug in der Hand der Vorsehung zur Erziehung der Menschen und zur Erreichung des sittlichen Endzwecks. Der wahre Sonnenschein für Herz und Gewissen ist das Bewusstsein sittlichen Wertes und das Gefühl hoeherer Bestimmung. Auch der Aermste ist nicht eine flüchtige Welle auf dem Ocean des Lebens, sondern eine sittliche Persoenlichkeit. Keiner ist bestimmt, von den Raedern des Culturwagens zermalmt zu werden. „Das ganze Leben wird geadelt und geweiht durch das Bewusstsein der sittlichen Bestimmung, die sich in ihm verwirklichen soll, deren Verwirklichung als hoechstes Glück erlebt wird“ (H. Sommer). Die verschiedenen Menschen fassen die Lebensschicksale und Lebensführungen in verschiedenem Sinn und Geiste auf, aber alle müssen sie in sittlichem Geiste auffassen; dann kann ihnen das Gefühl der Befriedigung nie völlig abhanden kommen. „Nicht die Ereignisse, die uns das Leben bringt, entscheiden über unser Glück; der Geist, in dem wir sie erfassen, ist es, der uns glücklich oder unglücklich macht“ (v. Hillern).

§ 59.

DAS EIGENTUM.

Der Eudaemonismus sieht den Lebenszweck in der Erreichung eines moeglichst hohen Glückszustandes, in der An-

sammlung aeusserer Güter. Wenn wir diese Anschauung als eine gaenzlich unethische und das wahre Wesen des sittlich Guten verkennende bezeichnen müssen, so ist doch so viel wahr an ihr, dass zum individuellen Dasein eine Summe zeitlicher Güter, ein gewisses Mass von Besitz und Eigentum gehoert. Die ethische Selbstaendigkeit, die Bildung und Bewahrung eines selbstaendigen Charakters, ist nicht moeglich ohne die wirtschaftliche Unabhaengigkeit. „Ein menschenwürdiges Dasein ist nicht denkbar ohne den Besitz dessen, was zum Lebensunterhalt unbedingt noetig ist.“ (Martensen). Wie an dem eigenen Leib, so bethaetigen wir unsere Freiheit an dem, was uns gehoert, an unserem Besitz und Eigentum; für seine Verwaltung tragen wir die Verantwortung; wir haben in ihm gleichsam eine Erweiterung unseres individuellen Seins, ein Objekt, dem wir den Stempel unserer Eigenart eindrücken koennen, ein Mittel, das wir in den Dienst der Ausbildung unserer individuellen Persoenlichkeit stellen koennen, eine Sicherung unserer Existenz für Gegenwart und Zukunft. „Das Privateigentum ist gleichsam die aeussere Ergaenzung zu der innerlichen Willensfreiheit und Charaktereigentümlichkeit. Ohne Privateigentum würden die Menschen allmaehlich zu Sklavenseelen und Schablonennaturen werden“ (Lemme, Abriss der socialen Frage). Wer nichts besitzt, wird von den Bedürfnissen des Augenblicks niemals frei. Von dem Besitz haengt die Art der Ernaehrung ab und von ihr die physische Entwicklung, ohne welche es keine geistige gibt. Der Besitzende hat die Mittel, seine Lebensweise nach seinen eigenartigen Bedürfnissen und individuellen Wünschen einzurichten, der Mittellose muss sich das oftmals versagen. Und wieviel haengt von einer gesunden, naturgemaessen Lebensweise ab! Auf den Unterschieden des Besitzes beruhen auch die Unterschiede der Wohnung und Kleidung.

Die Verschiedenheit des Besitzes ist eine unausbleibliche

Folge der verschiedenen Arbeitskraft, der ungleichen Geistesfaehigkeiten und sittlichen wie koerperlichen Tüchtigkeit. Koennte man einmal eine allgemeine Gleichheit des Besitzes unter einer groesseren Anzahl von Menschen herstellen, sie würde sicherlich nicht lange andauern. Der eine würde sein Gut mehren durch Klugheit und Sparsamkeit, Kraft und Ausdauer, der andere haette es bald verprasst. Solange die Menschen ungleich sind, werden und müssen auch ihre Besitzverhaeltnisse ungleich sein. Und diese Verhaeltnisse sind von Einfluss nicht nur auf das aeussere Leben, sondern auch auf die Charakterbildung. Ein Übermass von Gütern wie das Gegenteil sind die Quelle sittlicher Maengel, am geeignetsten für die Bildung eines gesunden Charakters dürfte die Mittellage sein, bei der das Zuviel ebensosehr wie das Zuwenig ausgeschlossen ist.

Die Ungleichheit des Besitzes hat sich allerdings im Laufe der historischen Entwicklung ins Ungeheure gesteigert. In heutiger Zeit steht dem Kapitalismus auf der einen Seite, der Pauperismus auf der anderen gegenüber. Die Individualitaet ist auf diesem Gebiete vielfach schrankenlos geworden. Der thatsaechliche Besitz des Einzelnen entspricht durchaus nicht immer dem von ihm aufgewandten Fleiss. So mancher strebsame und talentvolle Mensch kaempft einen aussichtslosen Kampf gegen die überlegene Macht des Grosskapitals; die Basis für ein individuell-persoenliches Leben ist ihm gar nicht gegeben. Die individualistische Wirtschaftslehre hat die Ausbeutung der Kleinen durch die Grossen befoerdert, den Mammonismus und das Proletariat gross gezogen. Darum ist ihr der Socialismus entgegen getreten und will gleiches Eigentum für alle schaffen. Er will dies erreichen durch Verstaatlichung der Produktion, durch Abschaffung des Privateigentums und Einführung des Collektivbesitzes.

Aber dieser Umwandlung des Privateigentums in Collektiv-

eigentum stehen die schwersten ethischen Bedenken entgegen. Es ist hier nur das eine zu erwaehnen, dass sie die Individualilaet mit Vernichtung bedrohen würde. In der kommunistischen und socialistischen Gesellschaft würde der Einzelne untergehen in der Masse, und zur Entfaltung seiner Eigenart, zur Ausgestaltung seines individuellen Charakters fehlten die Voraussetzungen. Der Socialismus handelt ganz folgerichtig, wenn er das Recht zum Privatbesitz leugnet und nur ein Eigentum der Gesamtheit kennt. Ist die Gesamtheit alles und der Einzelmensch mit seiner Besonderheit nichts, an und für sich wert- und zwecklos, so kann es auch nur einen Gesamtbesitz geben und das Privateigentum ist Diebstahl. Ist aber, wie wir meinen, das Individuum auch Selbstzweck, berechtigt und verpflichtet, eine eigene sittliche Welt in seinen Grenzen darzustellen und seine Besonderheit zu pflegen, dann kann es des Individualbesitzes nicht entbehren. Ohne Selbstaendigkeit keine Individualitaet! Ohne Privateigentum keine Selbstaendigkeit! Wenn aber allen eine individuell selbstaendige Existenz ermoeglicht werden soll, so ist damit zugleich auf die Grenze hingewiesen für den Privaterwerb, und Ausbeutung, Wucher und Habgier erscheinen als Ausbrüche einer verwilderten Individualitaet.

Es hat jeder Anspruch auf irgend ein Mass von Besitz und Eigentum, aber es hat nicht jeder Anspruch auf den gleichen Besitz und den gleichen Genuss. „Die Individualitaet muss sagen koennen: so will ich mich kleiden, so will ich wohnen, so will ich mein Haus bauen, mein Zimmer einrichten; so will ich essen und so schlafen, wenn ich nicht verkrüppeln und verkümmern soll. Sie muss einen bestimmten, ihr gesicherten Raum haben, von dem aus sie ihre originelle Thaetigkeit entfaltet, wo sie an ihrem Teile mithilft, die Natur durch Geisteskraft zu überwinden und zu beherrschen. Unter der Horde, bei den Besitzlosen, in unseren dicht gefüllten

Staedten, wo einer den andern schier erdrückt, im socialdemokratischen Zukunftsstaate gedeiht der Charakter nicht, da entwickelt sich kein Original“ (Fleischmann, wider die Socialdemokratie).

Die Besitzverhaeltnisse der Menschen haben — wie alles andere auf Erden — im Laufe der Zeit manche Wandlung erfahren. Aus dem ursprünglichen Stammes- oder Collektivbesitz hat sich mit der Entstehung der Familie, mit der Entwicklung der Arbeit und des Rechtes, insbesondere des Erbrechtes, allmaehlich das Privateigentum herausgebildet. Damit waren die Vermoegensunterschiede der Einzelnen gegeben, der Individualitaet war zu ihrer Entwicklung ein gesicherter Raum zugewiesen. Die Vermoegensunterschiede haben sich mit der steigenden Cultur nur noch gesteigert. Es sind damit zugleich manche Misstaende an den Tag getreten und die Grenzen des sittlich Zulaessigen haeufig überschritten worden. Aber soll das Gut der Individualitaet erhalten bleiben, so muss auch das Privateigentum erhalten bleiben. Es ist die Individuation des Besitzes und entspricht der Individualisierung der menschlichen Gesellschaft. Eine Ausgleichung der bestehenden Interessengegensaetze und Beseitigung hervorgetretener Haerten ist durch das praktische Christentum, durch die opferwillige Naechstenliebe, wie durch das Eingreifen des Staates zum Schutz der Schwachen und zur Einschraenkung der Starken zu erzielen.

Es ergibt sich somit auch hier, dass die Individualitaet wohl zu begrenzen und zu beschraenken, aber nicht zu zerstoeren ist. Die Verschiedenheit der Güter und der Interessen ist nicht boese, sondern die daran haftende Selbstsucht. Würde die letztere verschwinden, wenn man die Besonderung des Eigentums abschaffte? Es haengt alles davon ab, welche Auffassung der Einzelne von seinem Eigentum hat, und welchen Gebrauch er gemaess seiner individuellen Freiheit davon

macht, einen christlichen oder unchristlichen, einen sittlichen oder unsittlichen. Und diese Verschiedenheit der Auffassung wie des Gebrauches der zeitlichen Güter wird abhaengen von der Verschiedenheit der Charaktere. Der sittlich gelaeuterte Mensch wird sein Sonderinteresse in den Grenzen des Rechtes und der Sittlichkeit geltend machen.

„Wer daran festhaelt, dass jeder Mensch ein besonderes Ich besitzt, der muss auch jedem Menschen sein besonderes Eigentum lassen.“ (Lemme).

§ 60.

DIE IDEALEN GÜTER.

Auf dem Grunde des natürlichen und wirtschaftlichen Lebens erhebt sich das geistige Leben der Menschen. Ist es doch der Menschheit eigentümliche Art, dass sie dem Reiche des Sinnlichen so gut wie dem des Geistigen angehoert, und ihr eigentümlicher Beruf, die reale wie die ideale Welt auszubauen. Zu diesem Bau wird jeder Mensch und jedes Volk nach seiner besonderen Art und seinen eigentümlichen Gaben die Bausteine herzutragen; die Originalitaet ist den Voelkern wie den einzelnen in sehr verschiedenem Grade eigen.

Der Wert einer Individualitaet bemisst sich nicht nach dem materiellen Besitz, über den sie verfügen kann, sondern nach ihrem besonderen Anteil an den idealen Gütern. Ein unbedingtes Gut ist nur das realisierte Sittliche, denn es entspricht der hoechsten Bestimmung, dem innersten Trieb des Menschen als eines sittlichen Wesens. Soweit der Einzelne in der ihm eigenen Form das Sittliche realisiert, soweit wird ihm auch das Gefühl der Befriedigung und Beseligung zu Teil, das mit dem Gewinn des moralischen Gutes verbunden ist. Lebensglück und Lebensfreude sind in erster Linie darum so verschieden ausgeteilt, weil die Menschen sich so ver-

schieden stellen und verhalten zu den sittlichen Gütern. Diese sind für alle bestimmt, aber nicht alle haben den Willen, den anhaltenden Fleiss, die ausdauernde Charakterstaerke, sie zu gewinnen, sie voll und ganz sich anzueignen. In der Art und dem Mass der Verwirklichung der moralischen Forderungen besteht die groesste Verschiedenheit unter Menschen und Voelkern. Hier gewahren wir eine hohe Stufe der moralischen Vervollkommnung, dort eine niedrige; hier traegt das moralische Leben eine ganz andere Faerbung und einen ganz anderen Charakter als anderswo; hier feine Sitte und veredelte Lebensgewohnheit, dort rohe Formen und unklare Vorstellungen. Diese Verschiedenheit wird berechtigt sein, sofern sie auf der Verschiedenheit der gegebenen Faktoren beruht. Die Unvollkommenheit wird zu tragen sein, soweit sie auf unzulaenglicher Kraft basirt, nicht aber auf boesen Willen, auf Traegheit oder Bequemlichkeit zurückzuführen ist. Die oft gehoerte Redensart: „das ist nun einmal meine Art so“, kann gelten, wenn sie auf die Verschiedenheit der Charaktere, auf die verschiedene Geistes- und Temperamentsart hinweist; aber sie kann durchaus nicht gelten, wenn sie die sittliche Laxheit entschuldigen oder Leichtsinn und Traegheit bemaenteln soll.

Die Sonne steht immer am Himmel, aber sie erleuchtet die Erde nicht immer in der gleichen Weise. Die Ideen sind immer die naemlichen, aber ihre Verwirklichung in der Menschheit ist sehr verschieden. Das entspricht der Eigentümlichkeit der Begabung, wie des Entwicklungsganges der Einzelnen und der Voelker. Der Boden, in dem sie Wurzeln schlagen müssen, ist eben verschieden nach Natur und Bebauung. Und sie koennen nur in langsamer, allmaehlicher Entwicklung ihre Verwirklichung finden. Dieser Entwicklung werden durch die individuelle Mannigfaltigkeit auch mannigfaltige Bahnen angewiesen. Die verschiedenen Entwicklungs-

stufen finden sich in einem Volke nicht nur nach einander, sondern auch neben einander. Die Besonderheiten auf diesem Gebiet ergeben sich mit Notwendigkeit aus der allmaehlichen Entfaltung der Ideen und der Verschiedenheit der Personen, die sie aufnehmen, erfassen und verwirklichen. In den Koepfen und in den Herzen sind die Menschen ungleich.

Das geistige Leben der Menschen ist eine viel bewegte Welt. Im Kampfe der Geister muss der Einzelne da stehen, wohin ihn seine eigentümlichen Faehigkeiten, Wünsche, Bedürfnisse und Interessen weisen. Nicht auf jedem Gebiet vermag er Erspriessliches zu leisten. Mancher ist zu Hoeherem überhaupt nicht geboren. Kein Mensch hat alle Anlagen und Kraefte; mit der Individualitaet ist immer Unvollkommenheit verbunden; jeder bringt nur eine gewisse Anzahl von koerperlichen und geistigen Gaben mit; jedem sind für sein Werden und Wirken bestimmte Grenzen gezogen. In dem einen waltet die erkennende, in dem andern die bildende Kraft vor; hier ist ein scharfer Kopf, dort ein feines Gefühl und ein warmes Herz; hier die Gabe der Beobachtung, dort die Faehigkeit der Abstraktion. Die bezeichnende Eigentümlichkeit eines Menschen liegt bald in einem reichen, ausgedehnten Wissen, bald in einem festen, thatkraeftigen Wollen, bald in einem warmen, innigen Gemüt. Nicht überall ist Sinn, Interesse und Verstaendnis für die Gaben und Aufgaben der Wissenschaft und Kunst. Wo die Sorge um das taegliehe Brod, das Ringen um das Dasein alle Kraefte in Anspruch nimmt, da koennen hoehere, geistige Interessen gar nicht aufkommen. „Wie das Kind und der Mann auf ganz verschiedene Dinge Wert legen, so auch der gemeine Mensch und derjenige, der eine edlere Natur und Bildung besitzt“ (Aristoteles). Auch die Volksindividualitaet hat ihre Schranken, auch in ihr ist eine Seite des geistigen Lebens vorherrschend.

Aus dem einen Geistesquell entspringen verschiedene Stroe-

me. Je laenger sie fliessen, um so mehr erstarken sie im eigenen Bette, nehmen besonderen Lauf und bestimmte Richtung an und lassen den gemeinsamen Ursprung nicht mehr erkennen. Der Baum des geistigen Lebens treibt mannigfaltige Aeste und Zweige, die sich nach verschiedenen Seiten ausdehnen: sie koennen und sollen ihre Besonderheit entfalten, sie müssen aber mit dem Stamme innig verbunden bleiben. Ebenso darf der Einzelmensch unbeschadet seiner besonderen Geistes- und Gemütsart den Zusammenhang nicht verlieren mit dem Geistesleben des Ganzen, dem er angehoert. Er muss sich allezeit bewusst bleiben, dass er die Idee nur von einer Seite anzuschauen vermag und darum der Ergaenzung bedürftig ist. Durch die zusammenwirkende Thaetigkeit vieler, ja aller werden die idealen Aufgaben der Menschheit geloest, die Güter erzeugt und gemehrt.

§ 61.

DIE RELIGION.

Die hoechste aller Ideen ist die Gottesidee. Sie findet sich bei allen Voelkern der Erde. Man hat bis jetzt kein Volk kennen gelernt, in dem nicht ihre Spuren anzutreffen waeren. Sie gehoert mithin zu dem gattungsmaessigen Wesen der Menschheit und entspricht dem tiefsten Beduerfnis der menschlichen Natur. Aber sie findet sich in den verschiedensten Gestaltungen und Formen auf der Erde, vom dunklen Ahnen und unsicheren Tasten bis zum klaren Erkennen und zur bewussten Lebensgemeinschaft. Auch die Religion ist in eine historische Entwicklung eingegangen, sie steht in unloesbarem Zusammenhang mit den übrigen Gebieten des geistigen Lebens und findet in verschiedenen Zeiten und Voelkern wie in den unterschiedenen Persoenlichkeiten verschiedenartige Auspraegung. Das religioese Bewusstsein ist ein individuell

verschiedenes, je nach der Art und Entwicklungsstufe der Einzelwesen. „Keiner wird seine wahre und rechte Religion haben, wenn sie dieselbe sein soll für alle“ (Schleiermacher).

Aus der wahrscheinlichen Urreligion hat sich eine Vielheit differenter Religionen gebildet. Sie weichen bedeutend von einander ab sowohl in ihren aeusseren Formen als in ihrem inneren Gehalt. Jede Religion hat ihr eigentümliches Grundwesen, von Geburt an ihr aufgepraegt, das ihr in allen Wandlungen unverloren bleibt. Als die Voelker ihre „eigenen Wege“ wandelten (Act. 10, 11), haben sie das eine goettliche Wesen, von dem sie stets eine Ahnung hatten, individualisirt in die mannigfaltigen Kraefte und Erscheinungen der Natur oder die Heldengestalten der Nationalgeschichte. Die heidnischen Religionen tragen deutlich das Gepraege der Stammes- oder Volksindividualitaet, wie sie von Natur veranlagt oder durch die Geschichte entwickelt ist. Sie waren Nationalreligionen, die Besonderheit des Einzelnen kam in ihnen nicht zur Geltung, er stand ihnen voellig unfrei gegenüber.

Das Christentum hat die nationale Schranke durchbrochen und ist zur Universalreligion geworden. Es betont die Gleichheit der Menschen vor Gott, bei dem ja kein Ansehen der Person gilt, den gemeinsamen Ursprung und das gemeinsame Ziel, die gemeinsamen Arbeiten und Leiden, Pflichten und Aufgaben, Sünden und Gebrechen. Aber diese universale Richtung thut der individuellen Ausgestaltung keinen Eintrag. Es erkennt die Besonderheiten an, welche sich ergeben aus dem Unterschied der Nationalitaet, der Zeit, des Naturells, des Chrakters, der Bildung und Gemütsbeschaffenheit; es laesst der Einzelpersoenlichkeit ihre Rechte und webt nur um die Eigentümlichkeiten der Einzelnen und die trennenden Unterschiede ein gemeinsames Band. „Es sind mancherlei Gaben, aber es ist ein Geist; und es sind mancherlei Aemter,

aber es ist ein Herr; und es sind mancherlei Kraefte, aber es ist ein Gott, der da wirkt alles in allen“ (1 Cor. 12, 4—6). Die in dem Jüngerkreis vorhandenen verschiedenen Individualitaeten hat des Meisters Weisheit erhalten und geschont. Waren am Anfange schon Besonderheiten gegeben, so mussten diese im Lauf der Entwicklung sich mehren und steigern. Die Fülle, welche in Christo wohnte, hat sich durch die historische Entwicklung gespalten und geteilt, um sich so voll und ganz zu offenbaren.

Der christliche Geist kann die verschiedensten Charaktere durchdringen und beseelen. Er hat mit griechischer Weisheit sich vermaehlt, mit roemischer Thatkraft und mit germanischer Innigkeit. Christliche Lehre und christliches Leben haben im Lauf der Jahrhunderte in den verschiedensten Voelkern sich ausgebreitet, in verschiedenartigem Boden Wurzel gefasst und die mannigfaltigste Ausbildung und Ausgestaltung erfahren. Auch die Entwicklungsgeschichte der christlichen Religion ist von dem Gesetz der Differenzirung beherrscht; sie hat sich in mehrere Confessionen gespalten; die Confessionalitaet ist eine religioese Individualitaet im Grossen. Wie viele Besonderheiten in Cultus und Verfassung, in Lehre und Leben, in Sitten und Braeuchen, in Gesinnungen und Handlungen! Das Christentum bleibt nicht unbeeinflusst vom Volkscharakter, wie es umgekehrt auch diesen wieder bestimmt und veraendert. Es erfaehrt von der Entfaltung der Cultur mannigfache Einwirkungen, Anregungen und Neugestaltungen. „Innerhalb der christlichen Welt“, sagt Paulsen, „hat sich aus der Religion ein umfassendes System des Glaubens und Denkens, eine Art Philosophie entwickelt, zu der das Verhaeltnis des Einzelnen von jeher ein individuelleres und freieres war als zu einem einfachen Cult. Die Haeresieen sind eine der christlichen Welt eigentümliche Erscheinung.“ Das gehoert zur Schoenheit und Vollkommenheit des Chris-

tentums, dass es in jeder Nation und jeder Individualitaet neue, eigenartige Auspraegung finden kann. Die eine Sonne spiegelt sich in einem jeden in eigener Weise. Der gemeinsame Glaube hebt die Unterschiede nicht auf, sondern veredelt und verklaert sie und stellt sie in den Dienst einer grossen und heiligen Sache.

§ 62.

FORTSETZUNG.

„Der Glaube ist nicht jedermanns Ding“ (2 Thess. 3, 2). Die subjektive Offenheit und Empfaenglichkeit für die religioesen Güter ist nicht überall die gleiche. Nicht in jedem lebt tief und stark das Sehnen nach einer hoeheren Welt mit ihren Gaben und Gütern, nicht überall ist das Auge, welches das Goettliche schaut in seinen irdischen Manifestationen, nicht überall die Hand, die sich willig oeffnet, des Himmels Segen zu empfangen. Die verschiedene Geistesart, Sinnesrichtung und Herzensbeschaffenheit gibt sich merklich kund auf religioesem Gebiet: „der Herzen Gedanken müssen offenbar werden“ (Luc. 2, 35). Und die Stellung zur Religion ist kennzeichnend für die Eigenart eines Menschen, entscheidend für seine Lebensrichtung und Charakterbildung. Der Glaube ist ja des Menschen innerste Eigentümlichkeit, Glaubenslosigkeit die beste Naehrmutter der Charakterlosigkeit.

Die Tiefe des christlichen Glaubens vermag nicht jeder auszuschoepfen und seine Herrlichkeit nicht jeder zu erfassen. Auch auf religioesem Gebiet machen sich die Unterschiede der Anlagen und Naturen vor allem geltend: der aktiven und passiven, der produktiven und receptiven, der maennlichen und weiblichen, der starken und schwachen, der tiefen und oberflaechlichen, der zaehen und beweglichen,

kritischen und unkritischen, selbstaendigen und autoritaetsbedürftigen. Wo ein reines Herz, ein edles Gemüt, ein feines Gefühl ist, da ist günstiger Boden für die Religiositaet; denn diese hat im Gemüt ihren eigentlichen Sitz, ihre selbstaendige Provinz. Dagegen tritt die intellektualistisch-verstandesmaessige Geistesrichtung haeufig in feindlichen Gegensatz gegen die Religion, und der von Vergnügungen und Zerstreuungen oder von Arbeiten und Geschaeften des Lebens ganz eingenommene Mensch steht ihr kalt und fremd gegenüber. Ein oberflaechlicher Mensch meidet den Blick in die Tiefe und geht den hoechsten Fragen aus dem Wege, waehrend ein anderer keine Ruhe findet, als bis er darüber ins Klare gekommen ist. Reine Seelen nehmen das edle Samenkorn der christlichen Wahrheit mit Freuden an, bewahren und hegen es; unreine nehmen es nicht auf oder ersticken es. Geduldige Geister unterwerfen sich gerne hergebrachten Lehren oder Ordnungen; hohe Geister meinen, sich darüber hinwegsetzen zu dürfen. Phantasievolle Seelen verlangen nach Symbolen, praktische Naturen dringen vor allem auf den ethischen Kern. Schwache Gemüter finden eine Stütze und eine Krücke in der aeusseren Autoritaet, starke dagegen finden nur Ruhe und Frieden in der Wahrheit selbst. Treue Seelen haengen fest am Alten, bewegliche Geister draengen unruhig nach neuen Formen. Stille Naturen oeffnen sich dem religioesen Geiste leichter und lieber als leidenschaftliche und heftige Naturen. Nicht jedes Herz wird von der Gnade ganz beschienen, wie nicht jeder Ort der Welt von der Sonne ganz beleuchtet wird. Bisweilen begegnen wir Menschen, denen religioese Dinge meilenfern liegen; in ihren Gedankenkreis scheinen religioese Vorstellungen und Anschauungen nicht zu gehoeren. Es gibt kalte Seelen, unfaehig zu irgend einer Begeisterung. In der Individualitaet wurzeln auch viele Sonderbarkeiten, Verkehrtheiten, Irrtümer, krankhafte Ideen, Schwaermerei und Ue-

berspanntheit, Frivolitaet und Leichtsinn. Die religioese Anlage ist zwar überall vorhanden, aber durchaus nicht in dem naemlichen Grad. Ist nicht eingestandenermassen die weibliche Eigenart religioeser Einwirkung weit zugaenglicher als die maennliche? Unter den Temperamenten darf wohl das melancholische als das am meisten religioese bezeichnet werden; unter den verschiedenen Lebensaltern die Kindheit. In Zeiten der Krankheit, der Enttaeuschung und Not ist die religioese Empfaenglichkeit groesser als in den Tagen des Glücks. Wenn unser Lebensschifflein mit Sturm und Wellen kaempft, dann richtet sich von selbst unser Blick sehnsuchtsvoll nach dem Hafen der Ewigkeit.

Die religioese Anlage findet nicht immer eine gute Ausbildung und Entwicklung, unter widrigen Umstaenden muss sie verkümmern. Das religioese Bedürfnis wird nicht immer geweckt; und wo es geweckt ist, da wird es nicht immer auf rechte Weise befriedigt. Die Gemütsbildung wird haeufig vernachlaessigt. Eltern und Erzieher haben es in der Hand, dem Kindesleben, das noch bildsam ist wie Wachs, ein religioeses Gepraege aufzudrücken durch Lehre und Beispiel, durch Erziehung und Gewoehnung. Die Lebenserfahrungen, welche eine ernste Lehrmeisterin des Menschen sind, gleichen sich nicht. Anders ist Paulus zum Glauben gekommen, anders Johannes, anders Luther und anders Zinzendorf. Seine auserwaehlten Rüstzeuge schafft sich Gott durch besondere Fügungen und Führungen. Die Vorsehung leitet jeden Menschen in eigener Weise. Aber auf Seiten des Menschen muss auch ein Suchen nach Gott sein und ein eifriges Trachten nach der Gerechtigkeit. Wo keine ernste Lebensführung ist, da kann Religiositaet auf die Dauer unmoeglich bestehen. Wie sollte eine edle Pflanze in sumpfigem Boden und in unreiner Luft gedeihen koennen?

§ 63.

FORTSETZUNG.

Die Unterschiedenheit der Menschen muss sich auch zeigen in ihrem Verhaeltnis zu Gott; vermoege seiner besonderen inneren Natur steht jeder in einem eigentümlichen Verhaeltnis zur Gottheit. Die allgemeinen Lehren der Religion werden in jedem individuell angeeignet, verarbeitet und entwickelt. Eine lebendige und wahre Religiositaet ist ohne inneres Ergriffensein, ohne Beteiligung des eigenen Geistes und Gemütes undenkbar. Wohl traegt das religioese Leben bei der Mehrzahl der Menschen allgemeinen Typus, aber in vielen findet es doch eigentümliche Ausgestaltung und originale Auspraegung; es schlaegt da und dort neue Bahnen ein und nimmt besondere Formen an. Hervorragende Persoenlichkeiten sind auch die Traeger eigentümlicher religioeser Anschauungen und übertragen ihre Eigenart auf andere. Kein religioeser Charakter ist dem andern voellig congruent.

Wenn die Ansichten der Menschen auf allen Gebieten weit auseinander gehen, wie sollten sie über die hoechsten und wichtigsten Dinge gleichlautend sein? Gerade hier muss die innere Verschiedenheit an den Tag kommen. Aus der Differenz der Naturen und Charaktere, der Erziehung und Bildung, der Lebenshaltung und -erfahrung entstehen auch für das religioese Leben bedeutsame Differenzen. Es kann nicht verborgen bleiben, ob einer im tiefsten Innern wirklich den hoechsten Lebenszielen zugewandt ist oder nicht. Die Stufe der Erkenntnis ist von Einfluss, noch mehr die Gemütsart und Willensbeschaffenheit. Was die Menschen der Religion entfremdet, ist oft weniger der Kopf als der Wille. „Ihr habt nicht gewollt!“ ruft Jesus den Leuten von Jerusalem zu. Der Glaube steht in innigem Zusammenhang mit der Willens-

entscheidung. Die Willensfreiheit ist die Quelle vieler Besonderungen und Abweichungen.

Die Religiositaet nimmt um so mehr besondere Gestalt und Faerbung an, je mehr sie Sache der persoenlichen Überzeugung wird. Die letztere bildet sich in dem Einzelnen nach seiner Geistesart unter dem Einfluss mannigfaltiger Faktoren. In religioesen Dingen müssen notwendig die Vollkommenen anders denken als die Unvollkommenen, die Ernsten anders als die Leichtfertigen, die Charaktervollen anders als die Charakterlosen, die Gebildeten anders als die Ungebildeten, die Maenner anders als die Kinder. Gar leicht mischt sich in den Glauben ein subjektives Element, darum ward er auch so oft zum Fanatismus.

Die Religion ist das Individuellste und Persoenlichste, was ein Mensch haben kann. Sie ist ja die innige Verknüpfung der Einzelseele in ihrer besonderen Bestimmtheit mit Gott. Kann es etwas Intimeres geben als die Wechselbeziehung zwischen dem endlichen und unendlichen Geist? Darum kann es gar nicht ausbleiben, dass sie individuelle Faerbung annimmt. Gedanken und Urteile der Menschen über religioese Angelegenheiten gehen aus einander, im Einzelnen oft erstaunlich weit. Die Gefühlswelt, welche ja auf die religioesen Vorstellungen den groessten Einfluss ausübt. ist von verschiedener Art, bald feiner bald groeber, bald hochentwickelt bald roh. Wir koennen und dürfen unsere Individualitaet frei entfalten, wenn wir nur gebunden bleiben an Gott. Der tiefste Grund für die Geltung und Berechtigung der Individualitaet ist ja ein religioeser: gottgewollt ist mein Dasein, gottgewirkt meine eigentümliche Gabe, gottgesetzt meine besondere Aufgabe. „Im Ewigen muss die Individualitaet wurzeln, denn aus der ewigen Liebe stammt sie“.

Die Religion kommt der Abhaengigkeit und Bedürftigkeit der menschlichen Natur entgegen und bietet sich ihr an als

ein Heilmittel. Da ist es denn bald der Wahrheitsdurst, der Befriedigung sucht; bald ist es die innere Unruhe und Disharmonie, welche nach harmonischem Einklang ringt; bald ist es die Willensschwaeche, welche nach Kraftmitteilung und Geistesausrüstung verlangt. Das religioese Bedürfnis ist verschiedenartig je nach der Individualitaet. „Eadem caritas, non eadem medicina omnibus“ (Augustin). Dass die Wirkungen der Religion so ungleich sind, hat ebenfalls zumeist seinen Grund in der Individualitaet mit ihren Eigenheiten und Gebrechen. Wer sein innerstes Bedürfnis durch sie befriedigt fühlt, wird durch nichts in der Welt ihr abwendig gemacht werden. Die Erfahrung von der beseligenden Macht des Glaubens hat Luther zum unüberwindlichen Prediger der Glaubensgerechtigkeit gemacht. Wer keinen Segen von der Religion verspürt, wird sie gering schaetzen. Was man nicht erfahren oder erlebt hat, das weiss man nicht recht. Darin liegt die Bedeutung der Lebenserfahrung; es gibt aber nicht nur aeussere sondern auch innere Erfahrungen und Erlebnisse. Die Wertschaetzung, welche man der Religion entgegen bringt, ist thatsaechlich eine sehr verschiedenartige. Hier glühende Begeisterung, dort kalte Gleichgiltigkeit. Die einen erwarten alles Heil von ihr, die anderen keines. Die einen sind bemüht, sie in aller Welt auszubreiten und überall „die Irrenden herein zu rufen“, die anderen saehen ihren Untergang nicht ungern. Eine Verschiedenheit in den Werturteilen über die Religion ist unvermeidlich, aber ganz und gar unberechtigt erscheint es, das Existenzrecht ihr zu bestreiten. Letzteres ist nicht nur historisch unanfechtbar, sondern in der Menschennatur selbst begründet; denn zu den wesentlichen Seiten der letzteren gehoert die Religion. Wie auch ihre Formen sich wandeln, sie selbst wird niemals untergehen.

§ 64.

FORTSETZUNG.

„Wie der Mensch, so ist sein Gott“, hat man mit Recht gesagt; in dem Gottesbewusstsein spiegelt sich die geistige und sittliche Reife der Einzelnen wie der Voelker. „Tantum de veritate quisque potest videre, quantum ipse est“ (Hugo a St. Victore). Die Stufe der Erkenntnis, der Erfahrung, der Bewaehrung und Heiligung des Christen ist eine sehr verschiedene. Die Gemeinschaft der Menschen mit Gott wird auf verschiedenen Wegen gesucht und mit mannigfaltigen Mitteln, die bald von aeusserlicher, bald von innerlicher Art sind, bald sinnlich, bald geistig, durch einen glanzvollen Cultus oder durch das Medium des Wortes. Es gibt auf religioesem Boden nicht bloss verschiedene Nuancierungen und Faerbungen, sondern in vielen Punkten geradezu entgegengesetzte Principien und Anschauungen. Wir nehmen intellektualistische, praktische und mystische Richtungen des Glaubens wahr. Der Mysticismus hat immer die Neigung, das Individuelle im Ewigen verschwinden zu lassen. Die religioese Unterschiedenheit wird um so groesser, je mehr die Cultur steigt, je ungleichartiger die Lebens- und Bildungsverhaeltnisse werden. Lebendiges und wahres Christentum ist nur dort zu finden, wo es in den Tiefen des Eigenlebens Wurzel gefasst, wo es ein individuell-persoenlicher Besitz geworden ist. Darum heischt die Individualitaet auch auf diesem Gebiet Berechtigung oder wenigstens Beruecksichtigung und Schonung. Wenn in der Religion die Aufrichtigkeit und Wahrhaftigkeit nicht entbehrt werden kann, so muss man dem Einzelnen die eigene Prüfung und Forschung gestatten und allen Menschenzwang und alle Menschenknechtschaft verwerfen. Ist die Religion Herzens- und Gewissenssache, so

muss die Individualitaet in sie hineinspielen. Der individuelle Faktor ist gegenüber Tradition und Gemeinschaft der bewegende, welcher die Weiterbildung und Laeuterung der religioesen Vorstellungen anregt und foerdert. Die schoepferische Kraft, welche in manchen Individuen liegt, weckt auch auf religioesem Gebiet neues Leben und wehrt der Erstarrung und Versteinerung.

Doch die Wellen der Individualitaet drohen alle Ordnung und alle Schranken hinwegzuschwemmen. Darum muss ihnen, wenn sie im Sturm dahin brausen wollen, zugerufen werden: „Bis hierher und nicht weiter!“ Die individuelle Freiheit muss begrenzt werden durch die Pietaet gegen das im Sturm der Zeit Bewaehrte und in allgemeine Giltigkeit Übergegangene. Die Bedeutung des Individuellen wird in unhistorischem Sinn überspannt, wenn man alles Geschichtliche und Traditionelle entfernen will, wenn man an die Stelle des Positiven das rein Abstrakte setzt und die Religion reduciert auf das, was von Natur dem Menschen eigen ist. Wer seine Eigenheit geltend machen will, der tauche sie zuvor ein in den Strom des allgemein-christlichen Geistes. Die Propheten, Apostel, Reformatoren waren in ihrer Individualitaet durchtraenkt vom universellen Gottesgeist. In dem Besonderen muss immer noch das Allgemeine wahrzunehmen sei.

Nicht jede individuelle Anschauung, nicht jeder abweichende Standpunkt kann massgebend sein; in bescheidenen Grenzen müssen sie bleiben, dürfen die allgemeinen Grundlagen nicht antasten und Allgemeinverbindlichkeit nicht beanspruchen. Man muss unterscheiden zwischen unbedeutenden Abweichungen und grundstürzenden Irrtümern; zwischen dem redlichen, ernstlich suchenden Zweifel und dem leichtfertigen Spott, dem radikalen Absprechen und Verdammen, der frivolen Kritik. Gegen jede das Goettliche, den Geist,

die Sittlichkeit verneinende Richtung und Bestrebung ist auf das entschiedenste Front zu machen. Wer vor subjektivistisch-individualistischen Verirrungen sich bewahren will, der darf seinem Belieben und Meinen, seiner erregten Phantasie oder seinem verbildeten Verstand nicht die Zügel schiessen lassen, sondern muss sich an die religioes-sittlichen Normen halten. Freiheits- und Gefühlsschwaermerei sind vom Uebel, denn sie verlassen den Boden der nüchternen Wirklichkeit und verirren sich in luftige Regionen. Selbstaendige und originale Geister reinigen die Luft und beleben die Religiositaet, aber Schwarmgeister und zügellose Naturen koennen nur Schlimmes aussaeen. Die Individualitaet, welche schrankenlos wird, muss die religioese Gemeinschaft der Aufloesung und Zerstoerung entgegenführen. Die Religion gedeiht aber nur in der Gemeinschaft. Alle Religionsstifter sind gemeinschaftbildend aufgetreten, und religioese Ideen und Bewegungen, die es nicht zur Gründung lebenskraeftiger Gemeinschaften brachten, sind bald spurlos verschwunden. Das Recht individueller Besonderheit wird begrenzt durch die Rechte der Gemeinschaft, welche unbedingt erhalten und gefoerdert werden muss, weil sie die Traegerin und Vermittlerin des religioesen Gutes ist. Eine absolute Bedeutung und Berechtigung kann der Individualitaet keinesfalls zuerkannt werden, wie sollte sonst eine religioese Gemeinschaft bestehen koennen?

Der Stifter der christlichen Gemeinschaft aber ist Jesus Christus. Wer unter Wort und Geist Jesu Christi sich nicht beugen will, verliert auf christlichem Boden die Heimatberechtigung. „Wer Christi Geist nicht hat, der ist nicht sein.“ Alle die, welche keinen Zusammenhang mehr haben mit dem Mittelpunkt, sind aus dem Kreis des Christlichen ausgeschieden. „Diejenigen Leute, mag ihre kirchliche oder unkirchliche Stellung sein wie sie will, welche zu dieser tiefsten

Persoenlichkeit (Jesus Christus) kein oder ein antipathisches Verhaeltnis haben, taugen nicht“ (Rembrandt als Erzieher). Auf christlichem Gebiet kann nur das berechtigt sein, was sich mit den religioes-sittlichen Ideen des Christentums vereinbaren laesst. Im Rahmen der Gemeinschaft muss der Einzelne seine Besonderheit zur Geltung bringen. Es ist ihm nicht verwehrt, nach seinen Anschauungen auf dem einmal gelegten Grunde zu bauen, aber „ein jeglicher sehe zu, wie er baue!“ Der eine baut Gold, Silber und Edelstein, der andere Holz, Heu, Stoppeln. „Eines jeglichen Werk wird offenbar werden, der Tag wird es klar machen, denn es wird durchs Feuer offenbar werden“ (1 Cor. 3, 12—13).

Unter den verschiedenen Auffassungen kann nicht jeder die gleiche Berechtigung zukommen. Wer am meisten ist und kann und leistet, zur Foerderung wahren christlich-sittlichen Lebens am meisten beitraegt, der hat auch am meisten Recht. „In einem jeglichen erzeigen sich die Gaben des Geistes zum gemeinen Nutzen.“ Es ist ein Ausfluss des überspannten und unberechtigten Individualismus, wenn man die Religion zu etwas bloss Individuellem, zur reinen Privatsache machen will. Leute, welche hoechstens in den Vorhof der Heiden gehoeren, sollten über christliche Interna nicht urteilen. Alle materialistischen und atheistischen Bestrebungen sind mit dem christlichen Geist unvereinbar und müssen darum abgewehrt werden. Alle Besonderheiten, welche aus den unreinen Quellen des Eigensinns, des Hochmutes und der Leidenschaft fliessen, sind unberechtigt, alle aufloesenden und zerstoerenden Tendenzen müssen bekaempft werden. Wie oft nimmt in religioesen Dingen die Oberflaechlichkeit das Wort, wie oft setzt sich Anmassung und Willkür auf den Richterstuhl! Vom Gewissen genoetigt, von innerer Not getrieben, hat Luther sich losgesagt von der Tradition und hatte darum ein Recht zu sprechen; „ich kann nicht anders.“ Nicht jeder

ist zum Reformator geboren und berufen, in das heilige Feuer mischt sich oft die unreine Flamme der Leidenschaft.

Das Leben ist, wo immer es sich findet, gleichweit entfernt von Willkür und Gesetzlosigkeit, wie von Erstarrung und Gleichfoermigkeit. Es bewegt sich, aendert sich, sondert sich, aber alles vollzieht sich in bestimmten Formen und unter gewissen Gesetzen. So muss sich auch das religioese Leben von Regellosigkeit und von Starrheit gleichweit entfernt halten. Das christliche Leben ist sicherlich ein mannigfaltiges, aber Mannigfaltigkeit ist nicht Verwilderung oder Willkür. Es gibt eine übertriebene, falsche Selbstaendigkeit, die in der Unterordnung Knechtschaft sieht; es gibt eine falsche Demut, die das Eigene, den eigenen Willen und die eigene Kraft, zu gering ansetzt. Vor zwei Extremen muss gewarnt werden: vor der falschen Veraeusserlichung, unter welcher das innere Leben erstirbt; vor der falschen Verinnerlichung, die das innere Licht über alles stellt, den Launen Thür und Thor öffnet und die Eingebungen des Augenblicks oft für goettliche Offenbarungen haelt. Den Wissensstolzen unter den Veraechtern der Religion muss man zurufen: Gebt dem Glauben, was des Glaubens ist, und dem Wissen, was des Wissens ist! Der naive, kindliche Glaube ist so gut berechtigt wie die Wissenschaft der stolzen Weisen — oder ist das Kind nicht ebenso berechtigt und unentbehrlich wie der Mann? Ein Organismus hat viele und verschiedenartige Glieder, aber er treibt sein Leben auch in die aeussersten Spitzen und die niedrigsten Glieder hinaus. Ein Glied aber, das nicht mehr unter dieser Lebensbewegung steht, stirbt unfehlbar ab und wird abgestossen. Hier haben wir ein Bild der gesunden und kraeftigen religioesen Gemeinschaft. Leben muss in allen Gliedern sein, der Zusammenhang mit dem Ganzen darf nicht verloren gehen. Um diesen Zusammenhang nicht zu stoeren, soll die apostolische Mahnung beherzigt

werden: „Lasst uns nicht einer den anderen richten, sondern das richtet vielmehr, dass niemand seinem Bruder einen Anstoss oder ein Aergernis darstelle.“ (Roem. 14).

Wir geben zum Schlusse noch Neander das Wort: „Bei der Beurteilung der Verschiedenheiten der religioesen Auffassung muss man auf die in der Verschiedenheit der Naturen begründeten Verschiedenheiten und Stufen des Entwicklungsprocesses wohl Rücksicht nehmen. Es waere ungerecht, ein Mass für Alle haben zu wollen. Es kommt eben darauf an, auf welche Weise ein jeder auf seine eigentümliche Art von dem einen, für alle notwendigen Grunde aus zum Ziel seiner religioes-sittlichen Entwicklung gelangt. Wenn man ihm seinen eigentümlichen, durch seinen Bildungsgang selbst von Gott ihm angewiesenen Weg verkümmern wollte, koennte man ihn das Ziel selbst zu verlieren in Gefahr bringen. Und wo es von der einen Seite zu viel Schwanken gibt, wird es auch von der anderen Seite an solchen nicht fehlen koennen, die des festen Grundes zuviel haben wollen. Ein Gegensatz ruft immer den anderen hervor“.

§ 65.

DIE SPRACHE.

Zu den die Menschheit auszeichnenden Guetern gehoert auch die Sprache. Ein geistiges Leben waere ohne sie undenkbar. Sie verbindet die Menschen, denn sie ist das unentbehrlich Medium der Gedankenmitteilung und des gegenseitigen Verkehrs. Aber sie trennt auch die Menschen, denn diese reden in so verschiedenartigen Zungen, dass das Verstaendnis aufhoert. Wie Scheidewaende erheben sich die verschiedenen Sprachen zwischen den Nationen, sie wirken zur Individualisierung des Menschengeschlechtes wesentlich mit.

Die vergleichende Sprachwissenschaft hat manche Berüh-

rungspunkte zwischen den einzelnen Sprachstaemmen gefunden und die in der Sprachbildung waltende Gesetzmaessigkeit nachgewiesen. Das erklaert sich aus den gemeinsamen Anfaengen der Sprache, aus der unentwickelten Ursprache, von der die verschiedenartigen Sprachen sich abgezweigt haben. Der Entstehung differenter Nationalitaeten entspricht die Ausbildung differenter Sprachen. Der Volkscharakter ist ihnen unverkennbar eingepraegt, sie sind ja das Erzeugnis des Volksgeistes in seiner allmaehlichen Entwicklung. Je eigenartiger, kraeftiger und selbstaendiger ein Volk ist, um so origineller wird auch seine Sprache sein. Voelker, welche ihre nationale Eigenart nicht zu behaupten vermoegen, geben auch ihre Muttersprache auf oder erhalten sie wenigstens nicht unvermischt. Und umgekehrt werden die Voelker, welche in ihrer nationalen Eigenart erstarken, auch Wert legen auf Erhaltung und Ausbildung ihrer Sprache, wie in der Gegenwart die Czechen. Geschichtliche Ereignisse beeinflussen und aendern das Gepraege einer Sprache. So ist z. B. die Einführung des Christentums auf die Entwicklung der deutschen Sprache von grossem Einfluss gewesen, auf die englische das Eindringen der Normannen.

Weil die Nationalsprache mit der nationalen Eigenart so eng zusammenhaengt, darum ist es sittliche Pflicht, sie in ihrer Reinheit zu erhalten. So thoericht es ist, jedes Fremdwort aus der Muttersprache hinauszuwerfen und gegen alles Fremde sich hermetisch abzuschliessen, so charakterlos ist es, das Eigene aufzugeben dem Fremden zu lieb. Man bedarf bisweilen der Fremdwoerter, weil sie in manchen Faellen einen Begriff knapper und praeciser ausdrücken als die Muttersprache; sie bewahren vor Einseitigkeit und Erstarrung, aber je mehr die Muttersprache sich ausbildet und entwickelt, um so mehr müssen die fremden Stützen und Krücken entbehrlich werden. Eine Sprache ist wie ein Orga-

nismus. Dieser kann manches Fremde aufnehmen, aber er verschmilzt es mit seinem Eigenleben und wird so gestaerkt und gekraeftigt. So vermag auch eine Sprache manches fremde Element sich ein zu verleiben und mit sich zu verschmelzen zu ihrer Bereicherung und Foerderung; aber sie darf ihren eigentümlichen Geist und Charakter nicht aufgeben und das Fremde und Geborgte nicht überwuchern lassen. Sie soll nicht dem geflickten Kleid oder dem mit Wasser vermengten Wein gleichen.

In den verschiedenen Sprachen kommt eine verschiedene Auffassung der Dinge zum Ausdruck. Den Unterschieden des Sprechens liegen die Unterschiede des Denkens, des Sehens und Hoerens, der Anschauung und Beurteilung zu Grunde. Der Bildungsstand eines Volkes, die Entwicklungsstufe seines geistigen Lebens spiegelt sich wieder in seiner Sprache, in ihren dürftigen oder reich entwickelten Formen, im grammatischen Bau, in Wortfülle oder Wortarmut. Die circa 3000 Sprachen der Erde sind nicht gleich in ihrem Wert; neben der hochentwickelten steht die unentwickelte, neben der formenreichen die einfache, wie in der Natur neben dem Grossen das Kleine, neben dem Praechtigen das Einfache, neben dem Blühenden das Absterbende. Die reichen Formen der griechischen Sprache lassen uns auf ein hoch entwickeltes Geistesleben im alten Griechenland schliessen. Der eigentümliche sittliche Geist praegt sich in Sprüchwoertern und Grundsaetzen aus, die wie Münzen im Umlauf sind. In jeder Sprache treten charakteristische Eigenheiten hervor. Ein sittlich tiefstehendes Volk hat für die feineren sittlichen Begriffe gar keine Woerter; diese müssen erst gepraegt werden im Verlauf des sittlichen Processes. Die Roemer hatten für Demut kein Wort und die Hebräer keines für Kunst, haengt das nicht mit ihrer nationalen Eigenart deutlich zusammen? Von der franzoesischen Sprache urteilt H. Fr. Amiel: „sie vermag

nichts Werdendes, Keimendes auszudrücken; sie bezeichnet nur Folgeerscheinungen, Erlebnisse, nicht aber die Ursachen, das Entstehen". „Die Albanesen sollen bis auf den heutigen Tag in ihrer Sprache keine Ausdrücke für die Begriffe von Güte und Bosheit haben" (Büchner, Macht der Vererbung).

Durch die Sprache wird dem Einzelnen die nationale Eigenart aufgedrückt, er wird durch sie gleichsam in den Strom des gemeinsamen Denkens und Fühlens eingetaucht. Sie ist ein hervorragendes Bildungsmittel und „begleitet den sittlichen Werdeprocess von seinen individuellen Anfaengen durch alle Stufen der Entwicklung" (Runze, Ethik). Jede Mutter übertraegt ihre Art auf das Kind, ebenso übt die Muttersprache den tiefsten Einfluss auf unser individuelles Werden. „Sie führt uns von dem Momente der Geburt ab die geistigen Lebenselemente zu, die wir einatmen, und von denen wir, sei es auch unbewusst, so viel in eignes Fleisch und Blut verwandeln, als unsere Natur Empfaenglichkeit dafür hat und unsere eigentümliche Begabung es ermoeglicht" (A. v. Oettingen).

Indem wir die Sprache uns aneignen, schmelzen wir sie mit unserer Eigenart zusammen und durchdringen sie mit unserem Geist. Sie steht dem Seelenleben des Einzelnen zu nahe, als dass sie von seiner Eigenheit sich unberührt erhalten koennte. „Deine Sprache verraet dich" (Matth. 26, 73), sie verraet Herkunft, Bildung und Charakter. Sobald ein Mensch den Mund oeffnet, gibt er etwas von seinem verborgenen Wesen kund. Seine Physiognomie belebt sich, seine Art wirkt sympathisch oder antipathisch auf uns ein. Ein jeder spricht die Sprache seines Volkes, und doch seine eigene Sprache, wie er sie im Verlauf seines eigentümlichen Lebens- und Bildungsganges sich angeeignet hat. Er begleitet sie mit eigentümlicher Geberde, mit ernster oder heiterer Miene. Hervorragende Geister drücken der Sprache das Gepraege

ihres Wesens auf. So hat Luther auf die Entwicklung der deutschen Sprache einen derartig tiefgehenden Einfluss ausgeübt, dass man ihn den Schoepfer der neuhochdeutschen Sprache nennen kann, wiewohl er diese Sprache bereits in den saechsischen Kanzleien seiner Zeit vorfand. „Le style c'est l'homme", sagt man mit vollem Recht. Die Geistesart gibt sich kund in der Eigenart des Stiles. Waeren die Geister voellig gleich geartet, waere ihre Denk- und Auffassungsweise identisch, so müsste auch ihre Ausdrucks- und Schreibweise gleichartig sein. Nun aber ist hier ein klarer, einfacher, dort ein dunkler und verschwommener Stil; hier prosaisch-nüchterne, dort schwungvoll- fortreissende Darstellungsweise; hier Schwerfaelligkeit, Ruhe und Langsamkeit, dort Eleganz, Lebhaftigkeit und Feuer in der Diktion; hier epische Breite, dort praegnante Kürze. In abstruser Darstellung verraet sich ein abstruser Kopf. Wer etwas nicht richtig sagen kann, der hat es auch nicht richtig gedacht. In den verschiedenen Büchern der heiligen Schrift bemerken wir sehr verschiedenartigen Stil. Schillers Stil ist ein anderer als der Goethes. Lessings klaren und scharfen Geist erkennen wir an seiner meisterhaften Prosa, seine Schreibart unterscheidet sich von der Klopstock'schen wie seine Individualitaet von derjenigen Klopstocks. Einen eigentümlichen Stil finden wir in Jean Pauls Schriften. Von Luthers Prosa ist gesagt worden, sie sei eine Schlacht. Und wenn man eine Bismarck'sche Rede liest, so kann man sich des Gefühls nicht erwehren: „so kann nur Bismark reden!" Die Eigenart der beiden berühmtesten Redner des Altertums ist kurz gekennzeichnet in den Worten: „Wenn Cicero von der Tribüne stieg, so riefen alle Roemer: Kein Sterblicher spricht schoener! Entstieg' ihr aber Demosthen, dann riefen die Athener: Krieg wider Philipp, Krieg!" Und die Quelle all dieser bedeutsamen Unterschiede, sie liegt in der Individualitaet der Menschen, kraft deren sie

sich wie im Denken so auch im Sprechen von einander unterscheiden. Nicht zwei sind sich voellig congruent.

§ 66.

FORTSETZUNG.

Der Gelehrte spricht anders als der Ungelehrte, der Gebildete anders als der Ungebildete. Die weibliche Rede ist anmutiger als die maennliche. Dem Manne gehoert die öffentliche Rede, dem Weibe das Gespraech, sie ist Meisterin in der Umgangssprache. Dem einen fliesst die Rede von den Lippen wie Honig, dem anderen dringen die Worte rauh und schwerfaellig aus der Brust durch den Zaun der Zaehne. Die Unterschiede des Temperaments und Lebensalters machen sich bemerkbar. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort, das schwer sich handhabt wie des Schwertes Schaerfe"; und bedaechtig, überlegend und vorsichtig in der Rede ist das gereifte Alter. Sprachgefühl, Sprachsinn, Sprachrichtigkeit — sie sind in sehr verschiedenem Grad vorhanden. Der eine weiss das Instrument der Sprache nur unvollkommen zu handhaben, der andere beherrscht es meisterhaft und „weckt damit der dunklen Gefühle Gewalt, die im Herzen wunderbar schlafen". Wie alles Leben, so nimmt auch die lebendige Sprache die mannigfaltigsten Formen an. Sie ist in steter Fortbildung und Umbildung begriffen, der Einwirkung schaffender Geister allezeit ausgezetzt und zugaenglich. „Die deutsche Sprache ist offenbar, entsprechend der Natur des deutschen Geistes, die von allen lebenden Sprachen am meisten individuelle" (Rembrandt als Erzieher).

Die Individualitaet mag ihren Stempel der Sprache aufdrücken. „Bilde nur jeder seine Sprache sich zum Eigentum und zum kunstreichen Ganzen, dass Ableitung und Uebergang, Zusammenhang und Folge der Bauart seines Geistes

genau entsprechen und die Harmonie der Rede den Accent der Herzens, der Denkart Grundton wiedergebe“ (Schleiermacher). Aber beim freien Gebrauch der Sprache dürfen wir nicht in das Barocke, Absonderliche oder Gemeine verfallen. Von den allgemein-giltigen Sprachregeln dürfen wir nicht abweichen, die Sprache darf nicht verunreinigt oder „verwälscht“ werden. Ohne das Eigene aufzugeben, müssen wir doch die Klassiker zum Vorbild nehmen. Der nationale Zusammenhang darf auch auf sprachlichem Gebiet nicht verloren gehen. Deshalb steht die Schriftsprache, die Sprache der Gebildeten, über den Dialekten. Aber diese haben doch eigenen Reiz und Wert; denn sie entsprechen den Besonderheiten eines Stammes, einer Provinz, eines Gaus, einer Gemeinde. Des Volkes natürliche Eigenart gibt sich ungeschminkt in seiner Mundart kund. Es waere unrecht, der Sprache ihre mannigfaltigen Nüancierungen zu nehmen; aber unrecht wäre es ebensosehr, wenn man dem, was nur als einzelne Nuance im engen Rahmen Berechtigung hat, Wert und Bedeutung des Ganzen zuerkennen wollte.

Ohne Sprache koennte es geistige Individualitaet nicht geben. Als Mittel des geistigen Austausches befoerdert und weckt sie die geistig-sittliche Besonderheit, die Entstehung und Festigung unaehnlicher Charaktere. Darum sagt Waitz in seiner Anthropologie der Naturvoelker: „Die Sprache vor allem und die naeheren persoenlichen Verhaeltnisse, die sich mit ihrer Hilfe hauptsaechlich unter den Einzelnen entwickeln, wirkt auf die Individualisierung der Charaktere hin. Erst vermittelst der Sprache koennen die Einzelnen unter einander in die mannigfaltigste innere Wechselbeziehung treten, und die Beziehungen, welche sich auf diese Weise unter ihnen knüpfen, die Erfahrungen, welche sie im Umgang an einander machen, sind es vorzüglich, welche der Individualisierung des Einzelnen eine bestimmte Gestalt aufpraegen.

Diese letztere faellt um so verschiedener aus, je verschiedener die Berührungen mit anderen sind, die zu ihrer Ausbildung mitwirken." Die Differenz der Sprachen mag im praktischen Leben oftmals als ein Hemmnis empfunden werden, sie ist unvermeidlich, weil sie in der tiefliegenden Verschiedenheit der Denk- und Auffassungsweise begründet ist; und sie ist segensreich, weil sie zur Entstehung eines vielseitigen, reichgegliederten geistigen Lebens, zur Auspraegung individuell-differenter Charaktere mitwirkt.

Die Stimme hat in jedem Menschen besondere Art und Klangfarbe; sie ist ein Stück seiner geist-leiblichen Besonderheit. Die Stimme des Kindes ist den Eltern, die Stimme des Freundes dem Freunde wohl bekannt. Wie am Gesicht, so erkennen wir auch an der Stimme den lang entbehrten Freund. Der erblindete Isaak kannte wohl die Stimme seines Sohnes; „die Stimme ist Jakobs Stimme" (1 Mos. 27, 22). Sie ist eben mit der ganzen Individualitaet aufs innigste verwachsen und hat haeufig charakteristische Faerbung.

Die Schrift ist das Mittel, die Sprache zu fixieren. Es ist ohne Zweifel viel Kunstmaessiges, Angelerntes, Angebildetes an ihr; aber doch liegt auch etwas Charakteristisches in der Art, wie wir schreiben. Und das letztere wird um so mehr der Fall sein, je mehr das Individuelle und Eigene in unserer Schrift das Übergewicht hat über das Angelernte. Das Individuum ist sicherlich berechtigt, seine Eigenart in die Schrift hineinzulegen, da es keine Schreibmaschine ist, sondern ein persoenliches Wesen; aber es darf die allgemein angenommenen Schriftzuege nicht entstellen oder verunstalten. Die specifisch deutsche oder gothische Schrift, die sich aus der lateinischen allmaehlich heraus gebildet hat, entspricht mit ihren eckigen, individuellen Zügen und Formen, dem nationalen, reich differenzirten Wesen des Deutschen. Warum interessieren uns die Handschriften grosser Maenner?

Weil wir darin Spuren ihrer Eigenart und ihres Charakters finden. Es ist nicht ohne Begründung, wenn man von eigentümlichen Schriftformen auf einen eigenartigen Charakter schliesst und aus der Schriftart die Charakterart erraten will. Doch sind hierin Irrtümer und Taeuschungen leicht moeglich, und ist darum Vorsicht in der Schlussfolgerung geboten.

In der Literatur eines Volkes sind seine Geistesschaetze gesammelt. Da nehmen wir die aller verschiedensten Geisteserzeugnisse wahr, und neben der edelsten Geistesfrucht liegt manches Unscheinbare auf dem Speicher einer Volksliteratur. Welche Verschiedenheit zwischen einer orientalischen Literatur z. B. der chinesischen, und einer occidentalischen z. B. der deutschen! Und zwischen den Literaturen des Occidentes wiederum bestehen tiefgehende Unterschiede. Die verschiedenen Voelker praegen ihren eigensten Geist aus in ihrer Literatur. Wie gross ist die Unterschiedenheit der Geister, die sich in den Werken der Literatur bekundet! Wie reich und mannigfaltig offenbart sich hier nach verschiedenen Richtungen und auf mannigfaltigen Gebieten der eine und selbe Menschengeist! Die Weltanschauung eines Shakespeare und eines Voltaire, eines Corneille und eines Goethe — sie liegen weit aus einander. So schauen wir im Spiegel der Literatur die Verschiedenheit der Volksindividualitaeten, welche die mannigfaltigsten Geisteserzeugnisse im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung hervorbringen. Von jeder Volksliteratur aber, sie sei nun mehr oder weniger original, mehr oder weniger entwickelt, muss gefordert werden, dass sie von nationalem und sittlichem Geiste durchdrungen ist. Damit ist für die berechtigte Verschiedenartigkeit eine Grenze gezogen. Was den nationalen oder sittlichen Geist untergraebt, muss als eine Entartung angesehen werden. Wenn nach dem Urteile Voltaires in der Literatur jede Gattung erlaubt sein soll mit Ausnahme der langweiligen, so muss noch hinzugefügt

werden: und der unsittlichen. Denn die Forderungen der Sittlichkeit sind allgemein verbindlich und verpflichtend.

§ 67.

DIE WISSENSCHAFT.

„Die auszeichnende Aufgabe der Menschheit ist es, die Welt erst zu erschaffen, in welcher sie ihre hoechsten Güter finden soll“ (Lotze). Dem unverwüstlichen Drang nach Erkenntnis folgend, der ihm innewohnt, schafft der Mensch ein Reich des Wissens und findet auf diesem Gebiet Güter von hoechstem Wert. Die Schaetze des Wissens sollen wo moeglich allen zugaenglich gemacht werden; aber nicht jeder hat die erforderliehe Kraft und Begabung, sie voellig sich zu eigen zu machen. Wissenschaftlicher Sinn und Trieb, wissenschaftliche Befaehigung und Ausbildung sind in sehr verschiedenem Mass vorhanden; nicht in jedem wohnt ein reger, lebendiger, forschender Geist, nicht alle haben Beobachtungsgabe und Gedaechtniskraft. Der grossen Mehrzahl der Menschen sind durch ihre Individualitaet enge Grenzen gezogen für die Ausbildung ihres Wissens; nur auf schmalem Gebiet koennen sie sich bewegen, darüber hinaus reicht ihr Blick nicht, traegt ihre Kraft nicht. Sie sind nur im stande, „einen kleinen, abgeschlossenen Kreis der Einzelheit liebevoll zu pflegen, wie der Landmann sein schmales und doch segensreiches. Erbe immer wieder von neuem durchpflügt“ (Feuchtersleben, Diaetetik). Wenige vermoegen das ganze Gebiet zu überschauen und zu beherrschen, in die Tiefe einzudringen und ungeahnte Schaetze ans Tageslicht zu foerdern. Sie sind Koenige im Reiche des Wissens, die produktiven Geister, geschaffen zu Bahnbrechern und Pfadfindern, denen die Masse der receptiven Geister zur Seite steht. „Nimmer in tausend Koepfen, der Genius wohnt nur in einem.“ Aber auch die genialen

Denker sind an geistiger Energie, Klarheit und Tiefe sehr ungleich.

Die Aufgabe der Wissenschaft ist so gross und umfassend, dass sie nur geloest werden kann durch die vereinten Kraefte der Menschheit. „Jede Nation hat diejenige Seite der Wissenschaft zu bearbeiten, welche gerade mit ihrem Beruf und ihrer besonderen Begabung übereinstimmt. Es gibt Nationen, welche mehr in naturwissenschaftlicher oder geschichtlicher Richtung beanlagt sind als in philosophischer, und umgekehrt. Nicht alle sind zu derselben Geistesarbeit berufen“ (Martensen). Die Eigenart des nationalen Geistes mit seinen Licht- wie Schattenseiten praegt sich in dem wissenschaftlichen Leben eines Volkes aus. In den verschiedensten Entwicklungsstufen ist die Wissenschaft unter den Voelkern der Erde vorhanden. Jedes Zeitalter hat seine besondere wissenschaftliche Aufgabe. Die Gesamtaufgabe der Wissenschaft spaltet sich in vielerlei Einzelaufgaben. An der Loesung derselben arbeitet der Einzelne mit nach Massgabe seiner Verstandes- und Urteilskraft, seines Bildungsgrades und seiner Berufsstellung. Er waehlt seinen Platz dort, wohin Neigungen und Wünsche ihn ziehen, in denen seine Faehigkeiten und Anlagen sich aeusseren. Nicht jeder hat Gelegenheit und Mittel, eine umfassende Bildung sich anzueignen, seine Kenntnisse zu mehren, seine Begriffe zu reinigen, seine Urteilskraft zu schulen und zu verfeinern. Wir sind in unserem Wissen abhaengig von den Lehrern, die unsere Ausbildung leiteten, von den Büchern, aus denen wir schoepfen koennen. Selbst ein Goethe bekannte, dass des Originalen in ihm wenig sei, wenn er alles das abziehe, was er von anderen empfangen habe. Nach einem selbstaendigen Denken haben viele Leute kein Bedürfnis. Sie beschaeftigen sich nur insoweit mit der Wissenschaft, als es unentbehrlich ist zu dem Endzweck, dass sie ihnen eine melkende Kuh werde. Ihre wissenschaftliche Arbeit ist eine handwerks-

maessige; zu einer hoeheren und edleren Auffassung koennen sie sich nicht emporschwingen, weil ihnen die Geistesschwingen dazu fehlen. In jeder Schule kann man sich unschwer davon überzeugen, wie verschieden die Koepfe veranlagt sind. Ein philosophisches System erscheint so manchem gar nicht anziehend und interessant, und anderen ist es der Gegenstand tiefsten Interesses und Nachdenkens. Die Unterschiede der Menschen hinsichtlich ihres Wissens beruhen auf der Verschiedenheit der Verstandesbegabung und der Ungleichheit der Ausbildung.

Zu ernster und anhaltender Beschaeftigung mit der Wissenschaft gehoeren nicht nur geistige, sondern auch koerperliche Voraussetzungen: tüchtige Arbeitskraft, gesunde Nerven, Fleiss und Ausdauer. Es gibt Gesichts- und Kopfformen, welche unverkennbar auf beschraenkte Geistesanlagen hinweisen. Andererseits schliessen wir von einem ausdrucksvollen Gesicht, von einem reich gegliederten und entwickelten Schaedelbau auf reiche geistige Begabung.

Es ist notorisch, dass das weibliche Geschlecht auf wissenschaftlichem Gebiet wenig glaenzende Leistungen aufzuweisen hat — eine Thatsache, welche nicht nur in Erziehung und Berufsstellung des Weibes begründet ist, sondern auch in seiner natürlichen Organisation. Das Gehirn des Mannes übertrifft dasjenige des Weibes an Gewicht. Eine subjektive Auffassung ist bei dem weiblichen Geschlechte die Regel, Objektivitaet und Abstraktion wird ihm durchschnittlich schwer.

Die Wissenschaft tritt mit dem Anspruch auf, die Wahrheit zu erforschen, den Dingen auf den Grund zu sehen, die Gesetze alles Seins zu finden, müssen also nicht ihre Resultate allgemein giltig sein? muss nicht jede individuelle Abweichung als unberechtigt angesehen werden? Gewiss, vieles hat die Wissenschaft so evident nachgewiesen, dass dem gesunden Menschenverstand ein Zweifel daran nicht

kommen kann. Es gibt Gebiete, auf denen man von allgemein anerkannten Forschungsergebnissen reden kann. Es gibt Thatsachen und Erscheinungen, über welche die Auffassung eines gesunden Verstandes überall im wesentlichen identisch ist. Axiome gibt es, gegen welche man nicht verstossen darf. Dem Erkennen ist ja im Unterschiede vom Fühlen eine universale Richtung eigen, es strebt nach Objektivitaet und allgemeiner Geltung.

Und doch fehlt es auch in der Wissenschaft nicht an Meinungsverschiedenheiten und schroffen Gegensaetzen. Hie Geist — hie Materie, so schallt der Streitruf. Nicht nur formelle Unterschiede sind wahrzunehmen, sondern verschiedene Grundanschauungen. Die Maenner der Wissenschaft sind in verschiedene Heerlager getrennt, die sich gegenseitig befehden. Was hier so eifrig behauptet wird, das wird anderswo ebenso eifrig bestritten; was hier aufgebaut wird, das wird dort eingerissen. Und über solchem Streiten wenden sich viele ganz ab von der „unfehlbaren“ Wissenschaft und stimmen ein in den Kassandraruf: „Nur der Irrtum ist das Leben, und das Wissen ist der Tod“.

Woher solche Verschiedenheit? *Ταράττει τοὺς ἀνθρώπους οὐ τὰ πράγματα, ἀλλὰ τὰ περὶ τῶν πραγμάτων δόγματα*“ (Epiktet). A. v. Oettingen stellt diesen Satz an die Spitze seiner Moralstatistik, und gerade die Statistik ist der beste Beweis dafür, dass verschiedene Forscher aus denselben Thatsachen und dem naemlichen Zahlenmaterial verschiedene, oft diametral entgegengesetzte Schlüsse ziehen. Die Dinge der Welt, die Gegenstaende der Forschung sind und bleiben immer die naemlichen Groessen: „die Sonne Homers, siehe sie laechelt auch uns.“ Aber die Ansichten darüber gehen weit auseinander; und wie kann es auch anders sein, da doch die Urteilenden so verschieden sind, verschieden nach ihrer Persoenlichkeit, nach Geistesart und -Richtung, nach

Bildung und Charakter, nach Auffassung und Verstaendnis.

Schon das Sehen und Beobachten der Menschen ist ein verschiedenes, da man hiezu nicht nur die Augen, sondern auch den Verstand braucht. Die Verstandeskraefte aber sind sehr ungleich ausgeteilt. Kant war hingerissen vom Anblick des gestirnten Himmels, tausende von Menschen blicken stumpfsinnig und gleichgiltig hinauf zu den Sternen. Für Galilaei wurde der schwingende Leuchter, für Newton der fallende Apfel ein Anlass zu wichtiger Entdeckung, warum nicht für andere? Des Forschers Auge sieht den Zusammenhang der Dinge, „das geistige Band“, wo der unkundige Laie nur Teile in der Hand hat. Das Denken der Menschen ist ein individuelles, es kann sich von den individuellen Einflüssen, seien sie nun foerdernder oder stoerender, Art, nicht frei erhalten. Anders malt sich in jedem Kopf die Welt.

Durch das Erkennen nehmen wir die Welt in uns auf, kann denn das jeder in der gleichen Weise thun? Jeder denkt in der ihm eigenen Form. Der eine wird es gründlicher, besser, vollkommener thun als der andere, weil er feinere Organe dazu hat. Es urteilt dieser in prosaisch-nüchterner Art, jener von idealen Gesichtspunkten aus. Das Bild der Wirklichkeit bekommt in jedem Kopfe besondere Züge und individuelle Faerbung. Wir urteilen über ein und dasselbe Ding in verschiedenen Augenblicken verschieden. Im Liegen erscheint uns manches anders als im Stehen, im Traume anders als im Wachen. Ein leidenschaftlicher Geist vermag die Dinge nicht unbefangen zu betrachten oder zu beurteilen. Jede Wahrheit muss durch das Medium individueller Erkenntnis hindurchgehen, wenn sie unser eigen werden soll; in unser eigenes Fleisch und Blut muss sie verwandelt werden. Die Verarbeitung des im Geiste Aufgenommenen ist in jedem eine besondere. „Jeder bringt sein Begriffsvermoegen und seine Vorstellungswelt an die Dinge heran“ (A. v. Oettingen).

§ 68.

FORTSETZUNG.

Diese individuellen Einflüsse treten mehr in den Hintergrund in der sogenannten exakten Forschung. Hier handelt es sich ja um Objekte der sinnlichen Welt, um Feststellung eines aeusseren Thatbestandes, Beschreibung eines Vorgangs, Ableitung eines Gesetzes. Da muss das Urteil in der Regel gleichartig ausfallen; thatsaechliche Dinge draengen sich eben jedem mit unwiderstehlicher Gewalt auf. Wie kann es aber dann noch übereinstimmen, wenn es gilt, „den wechselvollen Strom der Erscheinungen“ bis zu seiner Quelle zu verfolgen, die letzten Principien zu finden, auf die sich die Mannigfaltigkeit der Dinge zurückführen laesst? Und wie dann, wenn unser Inneres beteiligt ist, also in Fragen des Herzens und Geistes, über Woher und Wohin des Menschen und der Welt, über Gott und Ewigkeit?

Es kann nicht anders sein: hier spricht das Innere ein gewichtiges Wort mit, auch wenn wir uns dessen gar nicht bewusst sind; hier macht die Gemüts- und Denkart, die Sinnes- und Geistesrichtung, die Verschiedenheit der Charaktere und der Lebenserfahrungen unzweifelhaft sich geltend. „Das Herz schlaegt frueher als der Kopf denkt.“ Unsere intellektuelle Bethaetigung kann sich nich losreissen von den übrigen Lebens- und Geisteskraeften, von der ganzen individuellen Wesensgestaltung, von dem gesamten Lebenskern und Lebensstrom. Ein Erkennen der hoechsten und tiefsten Angelegenheiten ist ohne innere Beteiligung unmoeglich.

Das Leben übt einen unverkennbaren Einfluss aus auf Gestaltung und Richtung des Wissens. Das Wissen ist ja ein Spiegelbild des Lebens; die Geschichte des Denkens ist oftmals die Geschichte des Herzens. Das Werden unserer Überzeu-

gungen haengt mit unserem ganzen individuellen Lebensgang und unserer Charakterentwicklung aufs engste zusammen. „Die wissenschaftliche Ansicht“ — sagt Fichte — „ist nur die zur Anschauung gewordene innere Wurzel des Lebens.“ „Was für eine Philosophie jemand waehlt, das richtet sich darnach, was für ein Mensch er ist.“ Wir verstehen nur das recht und ganz, was wir in uns selber wiederfinden, wozu wir in unserem Innern oder in unserer Lebenserfahrung Anknüpfungspunkte vorfinden. Je selbstaendiger ein Mensch denkt, um so mehr praegt er dem Wissensstoff seinen eigenen Geist auf, um so mehr tritt er in besonderer Art und Weise an die Probleme der Wissenschaft heran, um so mehr finden sich bei ihm originelle Gedanken und charakteristische Auffassungen. Es gibt auch in der Wissenschaft einen Charakter, der freilich von Wissensdünkel und Einseitigkeit zu unterscheiden ist. In den Denksystemen grosser Forscher praegt sich ihre geistige Individualitaet aus. Leibnitz und Spinoza sind ganz verschieden geartete Individualitaeten und Charaktere, praegt sich das nicht deutlich in ihren philosophischen Systemen aus? Wollen wir die Werke der grossen Denker verstehen, so müssen wir nicht nur ihre Zeit und ihr Volk kennen, sondern auch ihre Persoenlichkeit, ihren Charakter und ihren Bildungsgang. Koennten wir in die Tiefen ihres individuellen Geistes blicken, so waeren uns ihre Ansichten und Aussprüche bald voellig klar. Aeussere Umstaende, die Umgebung, die Zeit — sie koennen belebend und anregend oder hemmend und stoerend auf den Geist einwirken, koennen ihn bilden, aber sie koennen ihn nicht schaffen. Das Schoepferische liegt im Geiste selber, in seinem unerklaerlichen, geheimnisvollen Wesen und Walten. Weil die Geister verschiedenartig sind in ihrem Ursprung wie ihrer Entfaltung und Ausbildung, darum müssen die wissenschaftlichen Ansichten und Überzeugungen so verschieden lauten.

Eine volle Gleichfoermigkeit der Bildung und Ueberzeugung ist ein Ding der Unmoeglichkeit. Aber gerade die Ungleichfoermigkeit ist ein Hebel des Fortschritts auf dem Gebiete des Wissens. Der Streit der Meinungen befoerdert die allseitige Erkenntnis der Wahrheit.

Das Wissen beeintraechtigt unsere Individualitaet, wenn wir unsere Selbstaendigkeit nicht wahren gegenüber dem Fremdartigen, das uns zugeführt wird. Aber die Kenntnisse werden eine Bereicherung und Erweiterung für unsere Individualitaet, wenn wir sie mit unserem Wesen verschmelzen, ohne dieses aufzugeben. Das Wissen nimmt manche Binde von unseren Augen und macht unsere Überzeugungen klarer und fester. Der Denkfaule hat eine verschwommene und nichtssagende Physiognomie, der Denker ein charakteristisches Antlitz. Es lehrt uns auch die fremde Eigentümlichkeit verstehen und schonen.

Unbeschadet der allgemein giltigen, überall sich gleichbleibenden Denkgesetze ist Denken und Urteilen doch individuell verschieden. Es geht von verschiedenen Gesichtspunkten aus, schlaegt verschiedene Wege ein und gelangt zu abweichenden Resultaten. Niemand ist vollstaendig „voraussetzungslos“; er kann die Brücken hinter sich nicht alle abbrechen, die Faeden nicht alle zerschneiden, die ihn mit der Vergangenheit verbinden. Er bringt von Haus aus wie durch Erziehung und Entwicklung Grundanschauungen mit, deren er sich so wenig entaeussern kann wie seiner Haut; ohne sie würde er den Boden unter den Füssen verlieren. Der eine schlaegt den Weg der Induktion ein, der andere den der Deduktion, und diese Wege werden oftmals aus einander gehen, wenn sie auch am Ziel wieder zusammenlaufen. Der eine nimmt seinen Standpunkt in der Natur, der andere in der Geisteswelt. Der Naturforscher tritt an die Dinge heran mit dem Experiment, der Philosoph und Theolog mit seinen

Ideen. Die Wahrheit kann man nicht von jedem Standorte aus voll und ganz sehen. Wir werden oft nur von einzelnen Strahlen derselben getroffen, weil unsere Stellung eine verkehrte oder ungünstige ist. Nur annaeherungsweise erkennt der Einzelne, erkennt die Menschheit die Wahrheit, denn unser Wissen bleibt immer Stückwerk, wie ja auch die Individualitaet Stückwerk ist. Jeder sieht nur das, was in seinen Gesichtskreis faellt. Mit unseren eigentümlichen Kraeften und Gaben, mit der uns verliehenen Sehkraft sehen wir die Wahrheit von einer Seite aus, andere sehen sie von anderer Seite, wir sollen uns gegenseitig ergaenzen, damit allmaehlich das ganze Bild der Wahrheit sichtbar werde.

Der wissenschaftlichen Forschung kann man keine aeussere Grenze setzen: bis hierher und nicht weiter! Niemals wird der wissenschaftlich Denkende und Forschende auf eigene Prüfung und selbstaendiges Urteil verzichten; darum kann es nicht fehlen, dass seine Individualitaet hervortritt. Aber der rechte Forscher wird freilich seine Besonderheit soviel als nur moeglich zurücktreten lassen, um die objektive Wahrheit zu finden. Je hoeher er steht, desto mehr ist sein Blick auf das Allgemeine gerichtet. Er macht sich frei von den Einflüssen der augenblicklichen Stimmung und Laune, von Einseitigkeiten und Schroffheiten. Die Wahrhaftigkeit ist ihm prima lex. Wenn er auch in seiner wissenschaftlichen Forschung nur seiner Ueberzeugung folgt, so wird er doch in der Geltendmachung dieser Ueberzeugung die Rücksicht auf das allgemeine Wohl nicht ausser acht lassen dürfen. Dem Einzelverstand und der Einzelarbeit sind enge Grenzen gezogen; sie bedürfen der Korrectur, der Ergaenzung, Berichtigung und Vervollstaendigung. Der Tempel des Wissens wird aus vielen und verschiedenartigen Steinen aufgebaut. Der Einzelne kann mit seinen eigentümlichen Kraeften nur einen Baustein dazu liefern. Nicht jeder subjektiven Ueberzeugung

kommt objektiver Wert und allgemeine Giltigkeit zu. Subjektives und objektives Wissen ist wohl zu unterscheiden. In der Individualitaet, in welcher den vorhandenen Vorzügen vorhandene Maengel stets die Wage halten, ist es begründet, dass der Einzelne von einer Sache felsenfest überzeugt sein kann, ohne dass dieser Überzeugung objektive Giltigkeit und Richtigkeit zukommt. Ein Gegengewicht gegen individuelle Willkür auf wissenschaftlichem Gebiet liegt in der Wahrhaftigkeit und Gewissenhaftigkeit, der Lauterkeit und Gründlichkeit des Forschers. Bescheidenheit ist ein Kennzeichen aechter Wissenschaftlichkeit. Und der Bescheidene ist allezeit davon am meisten überzeugt, dass seine Eigenheit nicht das Wichtigste, sondern das Unwichtigste ist. Die Wissenschaft selbst macht manche Wandlungen und Umwaelzungen durch. Es gibt viele Dinge, von denen sie bekennen muss: ignoramus. Sie kann die Unendlichkeit nicht mit dem Eimer menschlichen Verstandes ausschoepfen und mit dem Mikroskop den Geist nicht entdecken. Sie darf nicht vergessen, dass sie zwar die Koepfe erleuchten, aber die Herzen nicht befriedigen und stillen kann. Sie muss der Religion ihr Vorrecht lassen, die tiefsten Bedürfnisse der Menschenseele zu befriedigen, damit nicht „die Koepfe glühen und die Herzen frieren“. Was kein Verstand der Verstaendigen sieht, das ahnet in Einfalt ein kindlich Gemüt.

§ 69.

DIE KUNST.

Graf Moltke spricht in seinen Briefen einmal den Gedanken aus: „Jeder Mensch besitzt eine Faehigkeit, die ihn für die Abwesenheit der übrigen entschaedigt.“ Wo die wissenschaftliche Begabung fehlt, da ist vielleicht eine künstlerische Befaehigung vorhanden. Die Kunst ist das Gebiet des

individuellen Erkennens. Aus Herz und Gewissen spriessen wie Lilien der Menschheit reinste und schoenste Thaten, die Thaten der Liebe und Aufopferung; aber aus der Phantasie, aus der bildenden Kraft des Künstlers geht das Kunstwerk hervor. Sie ist es, welche die schoenen und farbenreichen Gestalten der Kunst schafft. Kunst stammt von Koennen; hier kommt es also auf die individuelle Faehigkeit an. Ein aechtes Kunstwerk hat nichts Gemachtes, Schablonenmaessiges, es traegt den Stempel des Genius, des frei schaffenden Geistes an sich. Aeussere Umstaende sind nicht ohne Einfluss auf die Entwicklung der Kunst, aber der Hauptfaktor ist und bleibt die originale Persoenlichkeit des Künstlers, der seinen Geist in den Stoff praegt und ihn zum passenden Mittel macht, seine eigentümlichen Anschauungen, Gedanken und Empfindungen zu versinnlichen. Der Künstler wird geboren. Die künstlerische Produktionskraft kann ihm niemand geben, wenn er sie nicht von Haus aus mitbringt. Routine und Technik koennen sie nicht ersetzen. Darum raecht sich eine falsche Berufswahl nirgends grausamer als auf diesem Gebiet.

„Die Kunst, o Mensch, hast du allein!“ ruft Schiller aus. Sie traegt aecht menschlichen Charakter, weil in ihr, wie in dem Wesen des Menschen, Geistiges und Leibliches vermaehlt sind. Es ist ihre hehre Aufgabe, die Vergeistigung des Stoffes darzustellen. An der Loesung dieses grossen Problems arbeitet jeder Künstler in seiner besonderen Weise, mit der ihm eigenen Kraft, auf dem von ihm erwaehlten speciellen Gebiete. Die Art, wie er dieses Problem auffasst und die Loesung desselben versucht, ergibt sich aus seiner Individualitaet mit ihren Gaben wie mit ihren Schranken. Das Werk lobt den Meister. In dem Kunstwerk spiegelt sich des Künstlers Eigenart, seine Kraft und sein Geist. Bei jedem bedeutenden Künstler treten charakteristische Eigentümlich-

keiten hervor in Conception und Ausführung. Der Kenner erraet in vielen Faellen aus dem Kunstwerk den Künstler, so sehr traegt das Werk den Stempel des Meisters. Die Eigenart des Künstlers, sein künstlerischer Charakter, ist freilich nicht immer rein, sondern oft mit fremder Art vermischt.

Wie die Produktionskraft von verschiedener Art ist, so ist auch nicht überall in gleicher Weise vorhanden der empfaengliche Sinn für die Einwirkungen der Kunstschoenheit. Das Geniessen der Kunst ist so wenig gleich wie das künstlerische Schaffen. Die Verschiedenheit der Naturen, der Erziehung, der Ausbildung bestimmen das verschiedene Mass der Empfaenglichkeit und des Verstaendnisses, das die Einzelnen der Kunst entgegenbringen. Auch leibliche Dispositionen wirken dazu mit. Hingerissen und geblendet steht der eine vor einem Kunstwerk, waehrend der andere kalt und stumm bleibt. Die Urteile der Kunstverstaendigen gehen oft weit aus einander. Es muss eben eine Saite in unserem Innern angeschlagen werden, wenn wir von einem Kunstwerk in Begeistrung versetzt werden sollen. Der Barbar sieht in der schoensten Bildsaeule nur einen rohen Stein, den er mutwillig zerschlaegt. Eine schoene Gegend wird den für Naturschoenheit Empfaenglichen entzücken, waehrend der Unempfaengliche sie ohne jedes Interesse betrachtet.

Das Ideal des Schoenen findet seine Auspraegung und Verwirklichung in den mannigfaltigsten Gestalten und Gebilden. Der Künstler greift hinein in das volle, reiche Menschenleben und findet überall interessante Stoffe. Er nimmt sich die Natur zum Vorbild. Sie laesst in jedem Frühling die Pflanzen in bunter Mannigfaltigkeit der Formen und Farben hervorspriessen. So zeigen auch die Schoepfungen der Kunst die groesste Mannigfaltigkeit. Dem freien Schaffen und Bilden des Künstlers öffnet sich ein weites Feld. Hier kann er nach Belieben waehlen, nach Massgabe seiner Eigenart schalten

und walten. Sein geübtes Auge entdeckt interessante Einzelheiten und Besonderheiten, wo der Laie sie gar nicht vermutet.

Aber auch der künstlerischen Individualitaet und ihren Aeusserungen sind Grenzen gesetzt. Diese Grenzen liegen in den Gesetzen der Kunst. Mit Recht macht man dem Künstler aus Regellosigkeit und Zerfahrenheit einen Vorwurf. Das Chaotische, Formlose, Phantastische und Unharmonische kann niemals schoen heissen. So gewiss die Natur ihre Gesetze hat, so gewiss kann auch die Kunst nicht ohne sie sein.

Und da Schoenes und Gutes auf demselben Grunde ruhen, so ist auch des Künstlers Eigenart nur innerhalb der Grenzen des Sittlichen berechtigt. Überschreitet sie diese Grenzen, so wird sie zur unberechtigten Unart. Das Selbstgefühl, das vom gesunden und reinen Boden des Sittlichen sich losreisst, wird entweder zur Selbstüberhebung oder zur Selbstwegwerfung. Wenn der Künstler das Boese zu schildern hat, das ja auch zur Lebenswirklichkeit gehoert, so darf er es nicht so thun, dass Freude in den Zuschauern erweckt wird, sondern so, dass heilsame Schauer die Menschen ergreifen. Er soll es nicht in lockender, verführerischer Gestalt vorführen, sondern in abschreckender. Die Kunst, die vom Idealen sich lossagt und dem Trivialen, Nackt-Wirklichen an die Brust wirft, begibt sich ihrer Würde und kann jedenfalls ihren hoechsten Beruf nicht erfüllen, eine Erzieherin der Menschen zu sein. Das Unsittliche widerstreitet seinem Wesen nach dem Begriff der Kunst, denn es ist das Versunkensein des Geistes in die Sinnlichkeit, waehrend die Kunst doch seine Herrschaft über die Sinnlichkeit veranschaulichen soll.

Das Kunstleben nimmt in jedem Volk und in jeder Zeit besondere Formen an. Es gibt Zeiten und Voelker, in denen es wie erstorben ist und zu rechter Auspraegung nicht ge-

langen kann. Nachaeffung fremden Wesens ist keine aechte Kunst. Es ist zwar keine Volks- und keine Einzelindividualitaet so reich und tief veranlagt, dass sie nicht der Anregung und Befruchtung durch fremde Ideen und Stoffe bedürfte; aber blosse Nachahmung erzeugt Zerrbilder.

Waehrend die Wissenschaft einen internationalen Zug an sich traegt, ist der Kunst der Stempel des nationalen Geistes aufgepraegt. Des Volkes Geist und Charakter spiegelt sich darin ab. „Wie es nur Eichen, Tannen, Palmen u. s. w., aber niemals einen Baum an sich gibt, so gibt es auch nur griechische, deutsche, franzoesische Kunst u. s. w., aber niemals eine Kunst an sich. Aufgabe der Kunstgeschichte ist es, das Verhaeltnis jener, sich in und über und neben einander gliedernder Individualitaeten, soweit es sich auf künstlerischem Gebiet bethaetigt, klar zu machen“ (Rembrandt als Erzieher). Den Unterschied zwischen antiker und christlicher Kunst kennzeichnet jenes Dichterwort: „Die Künste der Hellenen kannten nicht den Erloeser und sein Licht, d'rum scherzten sie so gern und nannten des Jammers tiefsten Abgrund nicht.“ Die griechische Phantasie hat die sinnliche Welt mit ihren Gestalten und Erscheinungen ergreifend nach zu bilden vermocht, „aber die unausdenkbare Tiefe des individuellen Gemütes und seine unberechenbare Art, die Welt zu nehmen, thut sie nicht vor uns auf“ (Lotze). „Welch ein Unterschied“ — ruft Martensen einmal aus — „zwischen Aeschylus und Shakespeare! und wieder innerhalb der christlichen Welt, wie verschieden sind Shakespeare und Calderon, der protestantische und katholische Dichter!“ Wir koennen hinzufügen: welch ein Unterschied zwischen den Bildhauern Phidias und Thorwaldsen, den Malern Rembrandt und Rafael, den Musikern Bach und Beethoven!

Waehrend der Wissenschaft die Richtung zum Allgemeinen, Objektiven, Abstrakten eigen ist, verhaelt es sich in

der Kunst gerade umgekehrt. In ihr ist alles lokal, persoenlich, individuell. „Das Aparte und Eigentümliche, dabei aber vollstaendig in sich Ausgeglichene bestimmt den Wert eines jeden Kunstwerks“ (Rembrandt als Erzieher). Kein groesserer Fehler an einem Kunstwerk als die unbestimmte Allgemeinheit, die Verschwommenheit und Farblosigkeit. Was anziehend und interessant sein soll, das muss lebensvolle, konkrete Züge an sich tragen. Lebendige, individuelle Gestalten stellt uns der rechte Künstler vor das Auge, seelen- und ausdrucksvoll sind die Gebilde seiner Hand und seines Geistes. Aber freilich durch das Individuell-Persoenliche soll das Allgemein-Menschliche hindurch schimmern. Gerade dieses soll durch die mannigfachen Gestalten, Charaktere, Bilder und Symbole der Kunst zur Darstellung und Anschauung gebracht werden. Wie sollte auch das Individuell-Persoenliche tieferes und allgemeineres Interesse wecken koennen, wenn es nicht zum Traeger allgemeiner Wahrheiten gemacht würde?

Gemaess seiner Charaktereigentümlichkeit neigt der Künstler bald zum Ernsten bald zum Heiteren, wendet sich entweder dem Schlichten und Einfachen oder dem Grossen und Erhabenen zu, sucht seine Stoffe in der Erscheinungs- oder in der Geisteswelt, in der Geschichte oder Sage, in dieser oder jener Sphaere. In der Wahl des Stoffes wie der Form bekundet sich des Künstlers Eigenart nach ihren Neigungen, Kraeften und Gaben. Und da in jeder individuellen Natur eine gewisse Beschraenktheit ist, so bedarf sie der Ergaenzung durch anders geartete und gerichtete Naturen.

§ 70.

FORTSETZUNG.

Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet sind nicht in allen Künsten gleich gross; am groessten in denjenigen,

welche das innere Leben und Weben der Menschen zur Darstellung bringen wollen. Die Besonderheit und Verschiedenheit wird ja um so groesser, je mehr man vom Aeusseren zum Inneren fortschreitet. Wohnung, Kleidung und Gestalt sind verschieden, aber in viel hoeherem Grade sind es Empfindungen und Gefühle, Gedanken und Anschauungen, Stimmungen und Leidenschaften, Seelen und Charaktere.

Mit dem aeusseren Leben hat es die *Architektur* zu thun. Ihre Aufgabe ist, dem Menschen die Wohnung zu bauen. Sie muss das sproede Material so zusammenfügen, dass es zu einem einheitlichen, schoenen und zweckentsprechenden Bau sich gestaltet. Jedes Volk, jede Zeit baut anders; jeder Architekt baut in seiner Weise, hat mehr oder weniger eine besondere Art der Construktion und Decoration. Er kann Masse, Formen und Linien waehlen nach seiner Individualitaet, Aufbau und Gliederung gestalten nach eigenen Ideen. Wie wir von einem Menschen fordern, dass er Charakter hat, so von einem Gebaeude, dass es Stil hat. Die verschiedenen Stilarten haben sich entsprechend der eigenartigen Beanlagung und Entwicklung eines Volkes herausgebildet, sie sind ein eigentümliches Produkt des Volksgeistes. Der Unterschied zwischen dorischen und jonischen Saeulen entspricht dem Unterschied beider Volksstaemme. Im gothischen Stil ist germanische Volksart ausgepraegt, wie im romanischen romanische.

Der selbstaendige Künstler schlaegt eigenartige Wege ein, und findet neue Formen, aber er darf nie stillos werden; so frei darf er nicht verfahren, dass der Charakter des Stiles verloren geht. „Stil ist geschlossener geistiger Charakter, der sich sinnlich offenbart. Eine fremde Handschrift nach zu ahmen, ist in der Kunst ebenso überflüssig und unter Umstaenden verdammlich, wie es dies im Leben ist. Der Stil ist kein Kleid, das man aus- und anzieht, er ist ein Stück vom Herzen des Volkes selbst“ (Rembrandt als Erzieher).

Aus den formschoenen und farbenreichen Gestalten der *Plastik und Malerei* schaut die Individualitaet des schaffenden Künstlers heraus; man erkennt daran seine eigentümliche Begabung. Wohl ist er beeinflusst durch seine Zeit und durch sein Volk, aber ohne eigene selbstaendige Auffassung des Künstlers entsteht kein wahres Kunstwerk. Er gibt sich seinem Stoffe hin, um ihn mit seinem Geiste zu durchdringen. Es kommt alles an auf die Auffassung des Künstlers, und diese ist bei jedem namhaften Künstler eine besondere und eigentümliche. Wenn zwei Künstler den naemlichen Stoff zum Vorwurf nehmen, so wird doch das Produkt ihres Schaffens nicht das gleiche sein. Die Augen, mit denen sie sehen, und die Gestaltungskraft, mit der sie schaffen und bilden, sind eben ungleich. Diese Unterschiede wurzeln in dem individuellen Geist des Künstlers, in seinem eigenartigen Talent, seinem Geschmack und Formensinn, seinen hoeheren oder niederen Gesichtspunkten, in seiner religioes-sittlichen Weltanschauung, in Idealismus oder Realismus, in Ideenreichtum oder Ideenarmut. Wie es Leute gibt, die für manche Farben blind sind, so ist die Faehigkeit der Künstler, die feineren Toene und Schattirungen aufzufassen, eine sehr ungleiche. Die Erfindung, die Ausführung, die Charakterisierung sind verschiedenartig. Der bedeutende Künstler wird einen Stoff anders gestalten als der unbedeutende. Er wird von dem Allgemeinen, Herkoemmlichen, Schablonenmaessigen in manchen Stücken abweichen, aber er wird sich nicht in das Phantastische, Masslose und Willkürliche verirren und „den geheimnisvollen Bannkreis der Schoenheitslinie niemals überschreiten.“ Die künstlerische Besonderheit darf nicht alle Kunstregeln über den Haufen werfen. Wie eine Blume viele Blaetter hat, so hat die Kunst viele Kunstrichtungen, Kunstschulen, Kunstanschauungen, viele künstlerische Individualitaeten. Das individuellste Gemaelde ist das Portraet.

Plastik und Malerei stellen die menschliche Erscheinung, Gestalt und Miene dar, die Malerei auch das seelenvolle Auge, in der *Musik* kommen Gefühle zum Ausdruck. Gefühle aber sind immer individuell. Daher ist denn die Musik vorzüglich geeignet, individuelle Stimmungen, Gefühle und Gemütszustaende wiederzugeben. Sie malt die Andacht, die Begeisterung, Kampfesmut und Siegesfreudigkeit, Schwermut und Niedergeschlagenheit, Zittern und Zagen, Trotz und Zuversicht, Lieben und Hoffen, Rührung und Ergriffenheit. Wie es die verschiedensten Empfindungen, Gefühle und Stimmungen gibt, so gibt es die verschiedensten Toene.

Die musikalischen Talente sind sehr verschiedenartig nach Kraft und Tiefe, bald dem Religioesen, bald dem Weltlichen zugewandt, hier dem Ernsten, dort dem Heiteren. Von den grossen Meistern der Musik hat jeder seine charakteristische Eigentümlichkeit. Bach und Haydn, Mozart und Mendelssohn, Beethoven und Schubert, Wagner und Meyerbeer — sie haben ihren Werken den Stempel ihres eigenartigen Geistes aufgedrückt. Ihre Musik ist durchaus verschiedenartig; jede hat einen anderen Charakter; eine verschiedene Gefühls- und Empfindungsweise, verschiedene Gemüts- und Geistesrichtung spricht sich in ihr aus. Im Volksgesang gibt sich des Volkes treuherzige, naive, oft schwermütige Art kund. Die deutsche Musik ist eine andere als die italienische oder franzoesische. Die Fuge nennt man mit Recht eine deutsche Musikart. Blechmusik ist weniger individuell als Streichmusik. Das individuellste und vollkommenste Instrument aber ist die menschliche Stimme mit ihrem seelischen Anhauch. Soll die Musik ausdrucks- und charaktervoll sein, so darf der Künstler seine Eigenheit nicht untergehen lassen; was uns gerade durch seine Eigenheit entzückt, das nennen wir einzigschoen. Die Eigenart des Volkes wie des Künstlers darf in der Welt der Toene sich auspraegen, aber die künstlerische

Freiheit darf sich nicht in das Phantastische, Schwaermerische, Unreine oder Schlüpfrige verirren und die Gesetze der Harmonie nicht verletzen. So notwendig und berechtigt es ist, das Eigene charaktervoll festzuhalten und kund zu geben, so unberechtigt ist es, das Besondere ins Masslose zu steigern und die Normen des Schoenen und Erlaubten zu überspringen. Ein vielstimmiger Chorgesang nimmt die verschiedenartigen Einzelstimmen harmonisch in sich auf und übertrifft den Einzelgesang weit an Reichtum, Kraft, Farbe und Leben — ebenso wird aber auch das musikalische Leben bereichert und gehoben durch die Vielheit der Talente, Kraefte und Gaben.

Und dies gilt auch von der *Dichtkunst*. Auf dem Parnasse wohnen und thronen mancherlei Dichtergestalten: hier die ernsten und würdigen, dort die heiteren und anmutigen; kraftvolle, maennliche Gestalten, aber auch zarte, weibliche Naturen; scharf ausgepraegte, harte Charaktere, und wieder weiche, sentimentale Naturen; hochfliegende Geister und nüchterne Naturen, die im Wirklichen leben und weben; harmonische Naturen und solche, in denen unausgeglichene Dissonanzen sind, excentrische Geister; zarte, stille, feine Seelen und derbe, rücksichtslose, leidenschaftliche Naturen. Alle tragen sie den Quell der Dichtung in sich, doch sprudelt er nicht überall gleich frisch und klar, gleich rein und kraeftig. Die schoepferische Kraft ist in jedem eine eigentümlich gefaerbte und gerichtete. Es mag ein jeder singen, dem Gesang gegeben ist, aber er muss sich in den Grenzen des Schoenen und Guten bewegen. Der originelle, schoepferische Dichter wird seine Dichtung mit seinem originellen Geiste stempeln; er waehlt die Formen und Versarten, die ihm zusagen, die Stoffe, die seiner Eigenart sympathisch sind, und wiewohl er sich an dieselben hingibt, gestaltet er sie doch seiner besonderen Auffassung gemaess. Diese Auffassung ist aber an

Tiefe und Klarheit bei den verschiedenen Dichtern sehr verschieden; Gemütsart und Denkweise, Gesinnung und Charakter, Geistesgaben und Geistesbildung, Sprachbeherrschung und Formenreichtum — sie sind bei verschiedenen Dichtern sehr ungleich. Die Grenzen aber der dichterischen Besonderheit liegen dort, wo das Gemeine, Triviale und Frivole beginnt. Der wahre Dichter singt „von allem Süssen, was Menschenbrust durchbebt, er singt von allem Hohen, was Menschenherz erhebt.“ Und was er aus der Tiefe des menschlichen Gemütes hervorholt, das findet Widerhall in gleich gestimmten Seelen. Ohne Idealitaet keine wahre Dichtkunst; denn diese ist — wie alle Kunst — nicht Darstellung der nackten Wirklichkeit, sondern der durchgeistigten, verklaerten Natur. Wer seine Besonderheit noch nicht sittlich gebildet hat, der sollte sie lieber nicht hervortreten lassen; denn sie ist sittlich unberechtigt. Takt und Feingefühl lassen den Dichter die Grenzen des Berechtigten finden: die aesthetischen Grenzen, dass er nicht in das Erkünstelte, Phrasenhafte, Bombastische und Schwülstige faellt; die moralischen, dass er alles Unwürdige fernhaelt. Schillers Eigentümlichkeit trat in seinen Raeubern in mass- und fesselloser Weise auf. Das Originale ist weder das Wunderliche und Absonderliche, noch das Rohe und Ungezügelte.

Luthers Lied: „Ein' feste Burg ist unser Gott“ ist der getreue Ausdruck seiner kraftvollen, freien und gottinnigen Individualitaet. Eine Klopstock'sche Ode atmet einen anderen Geist als eine Schiller'sche Ballade, und ein Gellert'sches Lied ist von einem Goethe'schen Gedicht weit verschieden. Der aechte Dichter gibt, indem er dichtet, ein Stück seines Herzens, seines Lebens, seines Geistes; darum muss das, was er dichtet und schafft, Farbe und Bestimmtheit haben. Wie jeder Künstler, steht er dem individuellen Leben mit Liebe und Verstaendnis gegenüber, versenkt sich voellig in dasselbe,

um es in seiner eigentümlichen Bestimmtheit zu erfassen bis in die feinsten Nuancen und alsdann zur Darstellung zu bringen. Andere Dichter — andere Lieder! Heines Lieder haben ihre deutlich bestimmte Eigenart, die bisweilen zur Unart wird. In Lenaus Werken sind die Spuren einer krankhaften Natur wahrzunehmen. Nicht jeder Dichter vermag die scharfen Waffen des Witzes zu führen oder die Geissel der Satire zu schwingen. Hinter der Dichtung steht, wenn auch verborgen, der Dichter mit seiner Persoenlichkeit, mit seinem besonderen Talent, seiner eigentümlichen Begabung. Zwischen Voss und Bürger, zwischen Klopstock und Lessing, zwischen Novalis und Schlegel, zwischen Schiller und Goethe und ihrer Muse, welche tiefgewurzelte Unterschiedenheit, welch' reiche Mannigfaltigkeit! In jedem hervorragenden Dichter finden wir eine eigentümliche Gabe angelegt, eine eigentümliche Richtung ausgepraegt. Wo die Individualitaet ganz fehlt, da fehlt auch die Frische, Ursprünglichkeit und Natürlichkeit. Schiller schlug in seiner Dichtung den Weg vom Allgemeinen zum Besonderen ein, Goethe dagegen schritt vom Besonderen zum Allgemeinen. Der besondere Weg ergab sich für jeden aus der besonderen Natur seines Geistes. „Beides, Schillers und Goethes Weisen sind zwei verschiedene Wege zu einem Tempel, die so gleichberechtigt und gleich anmutig sind, wie es die Kunstschoenheit neben der Naturschoenheit, wie es die vollkommene Maennergestalt neben dem gleich vollkommenen Frauenbild, wie es der Tagesglanz neben dem Sternenhimmel ist“ (Doederlein).

Dichter aller Art, Sterne jeder Groesse, grundverschiedene Geister weist jede Nationalliteratur auf. Unter ihnen koennen wir nach unserer Eigenart den Helden suchen, dem wir die Wege zum Olymp uns nacharbeiten. Nicht jedem gebührt die gleiche Palme, aber jedem der Wert und die Anerkennung, die seinen Leistungen entsprechen.

Der Dichter singt immer seinem Volke, er belauscht des Volkes Art, seine Gefühle und Neigungen, die feinsten Regungen der Volksseele. Seine Dichtung traegt nationales Gepraege. „Der Charakter des Volkes an Leib, Seele und Geist praegt sich am vollstaendigsten und sichersten in seiner Poesie aus“ (Vilmar).

Nicht in gleicher Weise geben die verschiedenen Dichtungsarten dem Dichter Raum und Freiheit zur Aeusserung und Kundgebung seiner Individualitaet. Im Epos tritt des Dichters Persoenlichkeit und Eigenart voellig in den Hintergrund, daher sind die Dichter mancher Epen ganz unbekannt geblieben oder der Vergessenheit anheim gefallen. Die individuellste Dichtungsart ist die Lyrik. In ihr gibt der Dichter individuellen Stimmungen und Seelenzustaenden, momentanen Eingebungen und Erregungen Ausdruck. Hier ist die Individualitaet voll und ganz an ihrem Platz und in ihrem Recht. Im Drama zeichnet der Dichter verschiedenartige Charaktere mit psychologischer Wahrheit und plastischer Anschaulichkeit und zeigt uns den Reichtum persoenlichen Lebens und menschlicher Entwicklung. In eigentümliches Seelenleben laesst er uns hineinblicken und lehrt uns die Individualitaet erkennen und verstehen.

Die Gestalten des Dramas werden durch die *Schauspielkunst* vor unseren Augen vorüber geführt auf den Brettern, die die Welt bedeuten. Diese Kunst ist aber der Ausbildung der Individualitaet des Schauspielers durchaus ungünstig. Er ist ja genoetigt, „sich fortgesetzt in fremde Charaktere zu vertiefen, ja sie voellig sich zu eigen zu machen.“ Dass man sich nicht ohne Gefahr für die eigene Charakterbildung taeglich in neue Rollen und andere Individualitaeten hinein versetzt, beweist die verschwommene und verzerrte Physiognomie so vieler Schauspieler.

§ 71.

DIE CULTUR.

Wenn es wahr ist, dass Bildsamkeit das Wesen des Menschen ist, so ist die Moeglichkeit, dass eine Cultur entstehe, überall gegeben, wo Menschen wohnen; denn die Cultur ist nichts anderes als die Ausbildung der moralischen, wissenschaftlichen, künstlerischen und wirtschaftlichen Kraefte des Menschen. Aber die Bildsamkeit ist doch nicht überall die gleiche. Fortschritte und Hemmnisse der Cultur sind in erster Linie durch die Eigenart der Voelker, ihre Naturveranlagung in leiblicher wie geistiger Hinsicht, bedingt; wo hohe geistige Begabung ist, da ist auch in hohem Mass vorhanden Bildsamkeit, geistige Regsamkeit und Empfaenglichkeit für die Segnungen der Cultur. Aus der verschiedenen Anlage ergibt sich eine verschiedene Entwicklung; jedes Volk macht seine besondere Geschichte durch. Im Laufe dieser Geschichte offenbart es seine besonderen Vorzüge und seine besonderen Maengel. Durch epochemachende Ereignisse, durch hervorragende Persoenlichkeiten werden ihm besondere Bahnen angewiesen. Viele seiner Eigenheiten lassen sich leicht erklaeren, sie sind die unausbleiblichen Wirkungen der gegebenen Verhaeltnisse, der wirkenden Persoenlichkeiten, der waltenden Gesetze. Es zeigen sich aber auch Eigentümlichkeiten, die ganz spontan auftreten, unerklaerlich wie und warum.

Die Cultur gleicht einem Bau, den jedes Volk aufs Neue aufführen muss, jedes führt ihn in besonderer Weise auf nach Massgabe seiner Nationalitaet und seiner Entwicklungsstufe. Eines stellt ihn auf festere Grundlagen als das andere, eines führt mehr Stockwerke auf als das andere. Hier ist er im Auesseren glaenzend hergestellt und lieblich anzuschauen, dort ist er im Innern wohnlich und behaglich eingerichtet.

Es wird manches fremde Material dazu verwendet, es sei zum Aufbau oder zur Ausschmückung; aber wenn ein Volk nicht im stande ist, überwiegend eigenes Material zu liefern, so kann eine eigenartige und selbstaendige Cultur nicht entstehen. Die verschiedenen Culturvoelker sind nicht im gleichen Grade originell, aber jedes ist, zum mindesten auf manchen Gebieten, selbstaendig, hat neue Bahnen gebrochen und besondere Erfolge errungen, die anderen Voelkern versagt blieben.

Auf allen Gebieten muss der schaffende Menschengeist sich bethaetigen, damit ein Volk aus dem Naturzustand zur Cultur emporsteige. Er dringt in die verborgene Werkstaette der Natur ein, um ihre Gesetze zu finden und ihre Geheimnisse zu erlauschen; „er folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl“. Er beherrscht und bearbeitet die Erde, damit sie "der Leib der Menschheit“ werde. Communikationsmittel schafft er, durch welche der Umtausch der Güter beschleunigt und die Schranke des Raumes und der Zeit fast aufgehoben wird. Er sucht Ordnungen und Gesetze, auf denen das sociale Leben der Menschen sich aufbaut. Aber das erste und wichtigste Gebiet aller Culturbewegung ist doch das religioes-sittliche. „Die Begeisterung für das sittlich Gute ist der Herzschlag aller Cultur“ (H. Sommer). Wo dieser Herzschlag fehlt, da ist die Cultur nur eine oberflaechliche Verfeinerung oder Überglaettung, ein Firnis, hinter dem die alte Barbarei wohnt, eine Pflanze ohne Wurzel. Es ist ja das Ziel aller wahren Cultur, dass aus der rohen und urwüchsigen Individualitaet eines Volkes wie seiner Glieder die Humanitaet herausgebildet werde. Eine Umbildung der Natur ist aber nur moeglich durch einen sittlichen Process. „Die Individualitaet“ — sagt Rothe — „als von der universellen Humanitaet durchdrungen, durchleuchtet und durchwohnt, ist die Gebildetheit“.

Gleichwie die Sprache einer Nation nur eine ist und dennoch in jedem Stamm, ja in jedem einzelnen Individuum merkliche Besonderheiten annimmt, ebenso traegt die ganze Gesittung eines Volkes einheitlichen Charakter und gewinnt doch in jedem Einzelnen auf Grund seiner besonderen Organisation und seines eigentümlichen Bildungsganges eine bestimmte Gestalt und Faerbung, die sich bis in das leibliche Gebiet hinein erstreckt und sich in der Physiognomie, in Kopfform und Koerpergestalt kund gibt. Die Gesamtbildung wird durch Erziehung, Unterricht und Beispiel auf die Individuen übertragen; „sie findet in jedem einen mehr oder weniger fruchtbaren Boden, in dem sie sich aufs Neue in eigenartiger Weise gestalten und entfalten kann. Ein jeder empfaengt die Grundzüge der Gesamtbildung seiner Zeit, die er im Geiste seiner sittlichen Bestimmung für sich und die anderen verwerten kann“ (H. Sommer). Das Niveau der Bildung wird in einem Volke niemals für alle Einzelnen das gleiche sein; hier werden immer ganz erhebliche Unterschiede obwalten. Die Individuen eignen sich ein verschiedenes Mass von Bildung an. Neben der wahren Bildung geht die Halbbildung einher.

Vergleichen wir ein Naturvolk mit einem Culturvolk, so finden wir bei dem ersteren eine grosse Gleichartigkeit der Verhaeltnisse, der Zustaende, der Personen, bei dem letzteren dagegen eine grosse Mannigfaltigkeit. Schon den Roemern fiel das gleichartige Aussehen der Germanen auf. Nach den Berichten der Missionare nehmen die Wilden mit Staunen wahr, „dass jeder Weisse seine eigene Religion hat“. Die Naturvölker sind nur mit der Befriedigung der leiblichen Bedürfnisse beschaeftigt, die Lebensbedingungen sind für die Einzelindividuen fast gleich, der Geist schlummert. Sobald er geweckt wird, entstehen neue Bedürfnisse. Die Beschaeftigungen und Berufsarten werden mannigfaltiger. Wie jeder

Beruf ein besonderes Talent voraussetzt, so bringt er auch bestimmte Gaben und Kraefte zur Entfaltung. Im Culturzustande ist für jedes Talent, für jede Gabe Verwendung. Die Persoenlichkeit arbeitet sich langsam in die Hoehe, und das persoenliche Dasein ist ein fest geschlossenes, durch das allein die Individualitaet erhalten und ausgebildet werden kann. Die Familie wird gegründet, dieser Unterbau der ganzen sittlichen Welt. Anfaenglich Heerdenleben, dann Familien- und Einzelleben. An die Stelle des einheitlichen, gleichfoermigen Naturzustandes tritt allmaehlich ein entwickeltes, reich gegliedertes, vielseitiges, thaetiges Leben, eine Fülle von mannigfaltigen Bestrebungen. Wie verschiedenartig werden die Lebenserfahrungen! wie reich wird der Lebensinhalt jedes einzelnen Menschen! Zu den aeusseren Unterschieden der Kleidung und Wohnung, der Ernaehrung und Lebensweise, der Arbeit und Beschaeftigung treten die inneren des Gemütes, der Denkart, des Wissens und Charakters. „Aus der tierartigen, weder durch Kleidung noch durch Beschaeftigung noch durch Aussehen unterschiedenen Horde ist allmaehlich eine Gesellschaft menschlicher Individuen geworden, und wo das eintritt, beginnt die wirkliche Civilisation“ (Fleischmann, wider die Socialdemokratie). Durch die geistige Ausbildung waechst die Kraft des Einzelnen, damit zugleich aber seine Eigentümlichkeit und Besonderheit. Je reicher die Ausbildung, je vielfaeltiger die Beschaeftigung, je mannigfaltiger die Erfahrung, um so verschiedenartiger und unaehnlicher werden die Menschen sowohl in leiblicher als in geistiger Hinsicht. Und umgekehrt: „je gleichfoermiger die Schicksale und Beschaeftigungen der Einzelnen, je enger der geistige Horizont, je niedriger und einseitiger überhaupt die Cultur eines Stammes, desto mehr sehen wir auch seine Angehoerigen in eine grosse Monotonie des koerperlichen und geistigen Naturells zurück sinken“ (Lotze).

Was eine geschlossene, einheitliche Knospe war, das wird durch die Cultur zur aufgeschlossenen Blume mit mannigfaltigen Farben und Formen. Die verschiedenen Seiten des menschlichen Geistes kommen zur Auspraegung. Das Einzelleben nimmt modificirte Gestalt an. Allerdings vermag die Cultur nichts aus dem Menschen herauszubilden, was nicht von Natur in ihn hineingebildet ist als Keim oder Anlage, aber sie vermag sehr wohl, das Schlummernde zu wecken und die ursprüngliche Anlage zu schoener Entfaltung zu bringen. In den Individualitaeten bleibt mancher edle Keim unentwickelt, weil die Sonne ihn nicht bescheint und hervorlockt; und mancher wilde, unfruchtbare Schoessling waechst auf gesundem und veredeltem Stamme, weil die Hand fehlt, die ihn abschneiden koennte.

§ 72

FORTSETZUNG.

Durch die Cultur erstarkt Geist und Wille im Menschen; Gemüt, Phantasie und Verstand werden gebildet; es entsteht ein gesteigertes Koennen, ein erhoehtes Selbstbewusstsein in dem Menschen. Es scheidet und sondert sich die weibliche Eigenart immer deutlicher, klarer und fester von der maennlichen. Die Verschiedenheit des Naturells und des Temperaments kommt zu bestimmter, unterschiedener Auspraegung. Kant bemerkt, dass man im rohen Naturzustand die weibliche Eigentümlichkeit ebenso wenig erkennen kann als die der Holzaepfel und Holzbirnen, deren Mannigfaltigkeit sich nur durch Pfropfen und Inoculieren entdeckt. Und Rothe in seiner Ethik (§ 314, Anm. 2) weist darauf hin, dass in den niederen Staenden der Unterschied zwischen dem persoenlichen Charakter des Mannes und dem des Weibes weit weniger scharf ausgepraegt ist als in den gebildeten Klassen der Gesellschaft. Von

den Temperamenten wird man Aehnliches sagen koennen. Das maennliche Geschlecht ist vermoege seiner kraftvolleren Anlage und Ausrüstung einer groesseren und reicheren Individualisirung faehig als das weibliche.

Die Cultur setzt die verschiedenen Einzelwesen in die mannigfaltigste, wechselseitige Beziehung zu einander. Im Geben und Nehmen wird ihre Individualitaet gefestigt, gebildet, abgeschliffen und gereinigt. Es bilden sich die kleinen und grossen Gemeinwesen, die den Einzelnen in seiner Eigenart sowohl foerdern und schützen als auch beschraenken und begrenzen. Es entstehen allerlei Berufsklassen, Staende, Vereine und Genossenschaften mit eigentümlichen Sitten und Gebraeuchen, Anschauungen und Grundsaetzen. Die Bildungsmittel werden reicher, der Bildungsgang wird verschiedenartiger. Je mehr aber die Bildung waechst, desto mehr waechst auch die Verschiedenheit der Ansichten und Überzeugungen, der Persoenlichkeiten und Charaktere. Die vorhandenen Anlagen werden geweckt, die Kraefte gebildet, die Güter erzeugt und gemehrt, die Lebensformen und -gestaltungen werden immer mannigfaltiger, die Ansichten fester und klarer, bestimmter und geschlossener, die Charaktere, die Geister scheiden sich. „Sproede sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte, und das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reiht.“ In der Cultur nimmt die Eigenart und Selbstaendigkeit des Einzelnen zu; er gewinnt ein eigenes Urteil über die Dinge; er betrachtet sie von seinem eigenen Standpunkt. So ergibt sich die Unmoeglichkeit, allen etwas recht zu machen. Die Gesellschaft zerfaellt in vielerlei Kreise von verschiedenem Bildungsgrad und Vermoegensstand, von abweichenden Glaubensansichten und Umgangsformen. Gutes wie Boeses kommt durch die Cultur zu schaerferer Ausgestaltung. Auch die leiblichen und physiognomischen Unterschiede werden bestimmter hervorgetrieben. „Je mehr ein Individuum

oder ein Volk geistig indolent ist, desto weniger charakteristisch, ausser etwa durch den frappanten Ausdruck der Indolenz ist selbst seine Physiognomie" (Rothe) Ein Geschlecht stellt sich auf die Schultern des andern, um dem Gipfel der Gesittung immer naeher zu kommen. Der Einzelne eignet sich nach Moeglichkeit die Früchte gemeinsamer Arbeit und gemeinsamen Fleisses an. Nur durch das vereinte Streben verschiedener Kraefte und Geister, wie sie in den Individualitaeten gegeben sind, kann die umfassende Culturaufgabe geloest werden.

Von der Masse heben sich ab die hervorragenden Geister, die reich begabten und maechtig entwickelten Persoenlichkeiten. Wie hinter niederen Hügeln, scheinbar unvermittelt, ein maechtiger Bergcoloss sich auftürmt, so treten aus dem Volksleben gewaltige Individualitaeten hervor, welche ihres gleichen nach Leib und Geist berghoch überragen, neue, einzigartige Erscheinungen. Sie praegen ihrer Umgebung den Stempel ihres eigenartigen Denkens und Wollens auf, beeinflussen ihre Zeit, geben ihr die Signatur und weisen der Culturentwicklung neue Bahnen. Der Strom der Culturbewegung ist niemals ein voellig einheitlicher, bei der Verschiedenheit der Individualitaeten und ihrer Entwicklungsstufen kann es an Gegen- und Unterstroemungen nicht fehlen. Niemals ist die Cultur voellig uniform.

Auf niederen Culturstufen, in den Anfaengen der Culturentwicklung ordnet der Einzelne seine Besonderheit willig den allgemeinen Interessen unter. Es kommt aber die Zeit, da er der Gemeinschaft selbstaendiger und staerker gegenüber tritt. Er macht sich seine eigenen Gedanken, fordert Berechtigung für seine individuelle Persoenlichkeit, Spielraum für seine besondere Art, für die Entfaltung seiner Natur, für die Bethaetigung seiner Kraft. „Der Kreis der freien, individuellen Lebensbethaetigung waechst auf Kosten der gebun-

denen“ (Paulsen). Daraus ergeben sich mancherlei Conflikte zwischen Individualitaet und Gesamtheit. Sicherlich kann man dem Mündigen nicht dieselben Grenzen ziehen wie dem Unmündigen. Es ist heilsam, das Kind am Gaengelband zu führen, aber es ist thoericht, den Mann zu gaengeln.

Doch auch der Mann darf nicht schranken- und zügellos werden, seine Rechte und Besonderheiten müssen umgrenzt werden. Mit der Fessel der Furcht darf er den Zügel der Scham nicht wegwerfen. Es laeuft eine zarte Grenze zwischen Freiheit und Willkür, zwischen Selbstsucht und Selbstgefühl. Ein Faustisches Überspringen der Schranken führt in das gewisse Verderben. Mit seinen Unterschieden und Abweichungen muss der Einzelne innerhalb des gemeinsamen Typus und innerhalb der heilsamen Ordnungen der Gesamtheit bleiben, wie ein Stern in seiner Bahn bleibt. Eine Cultur kann nur entstehen auf der Grundlage des Rechtes, der Sittlichkeit und der Religion. Alle wahre Bildung hat ihr Centrum in der Richtung des Willens und des Herzens auf das Ewige. Die verschiedenen Einzelkraefte müssen dem naemlichen Ziele zustreben, der Beherrschung der Materie durch den Geist. „Aus der Kraefte schoen vereintem Streben erhebt sich wirkend erst das wahre Leben“. Die Culturvoelker müssen sich gegen die Eruptionen individualistischer Willkür und Begehrlichkeit schützen. Die Klassen-, Bildungs- und Vermoegensunterschiede, welche die Kultur schafft und mehrt, dürfen nicht zu schroffen Gegensaetzen werden; sie müssen durch Liebe und Humanitaet ausgeglichen werden, damit das Gefühl der Zusammengehoerigkeit auf Grund menschlicher Wesensgleichheit nicht abhanden komme. Die Ausbildung der Individualitaeten birgt für die Cultur auch Gefahren in sich, vor allem die Gefahr der Zersplitterung und des Auseinanderfallens. Die Cultur hilft ja nicht nur den guten, sondern auch den boesen Kraeften im Menschen zu Ausbildung und Macht.

Dem Lichte, das sie verbreitet, geht stets der Schatten zur Seite. Sie wird daher wahren Segen nur dann verbreiten, wenn sie die individuellen Kraefte nicht nur weckt und entfesselt, sondern auch bildet und veredelt, maessigt und saenftigt.

Ein unangebautes Land macht einen monotonen, langweiligen Eindruck, dagegen liegt das cultivierte vor unserem Blick in abwechslungsreicher, interessanter Mannigfaltigkeit. Hier frisches, saftiges Grün, dort reife, gelbe Aehren; hier hochragende Staemme, dort niedriges Gestraeuch; hier die kraeftige Eiche, die jedem Sturme trotzt, dort das schwanke Rohr, das von jedem Windhauch bewegt wird; hier farbenpraechtige Blumen, welche das Licht suchen, dort Kraeuter, welche nur im Schatten gedeihen. Das cultivierte Land mit seinen Gewaechsen jeder Art ist ein Bild des cultivierten Volkes mit seinen Unterschieden aller Art. Aber wie es in der Natur trotz der unendlichen Mannigfaltigkeit ihrer Gebilde nicht an Harmonie fehlt, so soll auch durch die Gesamtbildung eines Volkes ein einheitlicher Zug gehen. Durch Unterschiede und Dissonanzen hindurch muss die Cultur zur Harmonie streben.

Die Cultur mehrt und befoerdert die Unterschiede der Menschen; eine steigende Individualisierung ist von der steigenden Cultur unzertrennlich. Aber die Münze hat auch ihre Kehrseite. Die Cultur hebt auch in ihrem unaufhoerlichen Fortschreiten manche Unterschiede auf und schlaegt viel Originales und Urwüchsiges tot. Sie reisst den Menschen aus der Abgeschiedenheit der Natur und stellt ihn auf den geraeuschvollen, verkehrsreichen Markt des Lebens, da er nicht mehr Zeit hat, an sich selbst zu denken und auf sein eigenes Wesen zu besinnen. Sie überschwemmt ihn mit so vielem Fremden, dass das Eigene, Einheimische, Angeborene darunter verschwindet und von dem ursprünglichen Gepraege wenig mehr

ans Licht tritt. Sie arbeitet und modelt so lange an ihm herum, bis die Besonderheit ausgetilgt und einer ist wie der andere, keiner etwas vor dem anderen voraus hat. Sie belastet ihn mit so schwerem Gepaeck, dass seine Individualitaet darunter zusammenbricht. Sie zeitigt die blutlosen und charakterlosen Menschen, die ihre Individualitaet willig dem Zeitgeist zum Opfer bringen und sich zu Knechten der Mode machen. Sie führt die Massen auf das Schlachtfeld, in denen die Einzelnen mit ihrer Eigentümlichkeit sich verlieren und nur als willenlose Werkzeuge oder unbedeutende Nummern erscheinen. Volks- und Einzelindividualitaeten bringt sie in so nahe und haeufige Berührung, dass sie sich teilweise mengen und verschmelzen. Sie hebt manche historisch gewordene Unterschiede auf und laesst berechtigte Eigentümlichkeiten als unbedeutend und nichtssagend erscheinen. Sie macht einen Teil der Menschheit zu Sklaven der Arbeit, ja sie degradiert den Menschen, der doch zur Persoenlichkeit geschaffen ist, zur Maschine. Wenn der Arbeiter Tag aus Tag ein dieselbe geistlose Arbeit zu verrichten hat, wie kann sich da seine Individualitaet bilden und ausgestalten? Wenn er keine Scholle sein eigen nennt, keinen Wohnraum, keinen Herd, woran soll er seine Eigenart bethaetigen? Wenn er nur eine Maschine zu bedienen hat, was kommt dann auf seine Individualitaet an? Die Cultur hat auch einen der Individualitaet und ihrer Entwicklung feindlichen Zug, und nicht ohne Grund ist die Klage in unserer Zeit, dass die Originale aussterben, die scharf ausgepraegten Charaktere seltener und viele Unterschiede durch die gleichmacherische Zeit verwischt werden. In der Übercultur tritt die Schminke, das Gemachte, Erborgte und Erkünstelte an die Stelle taufrischer Originalitaet, an die Stelle des Natürlichen, Einfachen und Wahren. Was als Bildung sich ausgibt, das ist oft nur ein unaechter Schimmer und ein erborgter Schein.

Die individuelle Volkstracht ist zum grossen Teil verschwunden vor der gleichfoermigen Mode. Der Unterschied der Staende ist nicht mehr so gross, seitdem die frueheren Standesvorrechte verschwunden sind. Sogar die Differenz von Mann und Weib soll, wenigstens zum Teil, aufgehoben werden durch die Emancipation des Weibes. Es fehlt der Neuzeit die geschlossene, einheitliche Weltanschauung; für die Individualitaet aber und ihre gesunde Entwicklung ist eine gewisse Geschlossenheit erforderlich, die freilich nicht zur Abgeschlossenheit oder Verschlossenheit werden darf. Zu aller Bildung und Cultur gehoert eine gewisse Geschliffenheit, die jedoch nicht zur Abgeschliffenheit oder Abgestumpftheit werden soll.

§ 73.

DIE FAMILIE.

Die Grundlagen jeder Individualitaet werden in und mit der Geburt gelegt. Einem jeden wird bei der Geburt ein Entwurf seiner Individualitaet, wie Niemann treffend sagt, mitgegeben, das Leben ist die Ausführung dieses Entwurfs. Die leiblichen und geistigen Kraefte, Anlagen und Triebe, die wir unser nennen, haben wir uns nicht selbst gegeben, wir haben sie durch den Generationsprocess empfangen. Sie bilden die Ausstattung, mit der wir in die Welt geschickt werden, sie sind das Anlagecapital, mit dem wir die Lebenshaushaltung beginnen. Wir koennen diese Ausrüstung schonen und erhalten oder auch verderben und zu Grunde richten, wir vermoegen aber nicht, uns eine andere zu geben. Auf dieser gottgegebenen eigentümlichen Grundlage, die von unserer Willkür unabhaengig ist, fusst alle Lebensentfaltung in geistiger wie koerperlicher Hinsicht. Ein alter griechischer Mythus drückt dies folgendermassen aus: die Menschen sind vor ihrer Geburt im Gefolge der Goetter, teils diesem, teils

jenem Gotte zugeteilt. Aus solcher Praeexistenz stammen ihre verschiedenen Eigenschaften. Waehrend ihres Erdenlebens erwacht die Erinnerung an ihr früheres Leben.

Aus dem Schoosse der Familie hervorgegangen, traegt der Einzelne den Familiencharakter an sich. Statur und Koerperbeschaffenheit, intellektuelle Faehigkeiten, Temperament und Naturell, Neigungen und Begierden, Defekte und Entartungen — sie übertragen sich in eigentümlicher, unbestimmbarer und doch wohl erkennbarer Weise von Eltern und Voreltern auf das Kind, auf jedes Kind in besonderer Weise, in neuem Mischungsverhaeltnis der Elemente. Der Eltern Bild, die Familieneigentümlichkeit, die Züge gemeinsamer Abstammung tragen saemtliche Geschwister an sich, und doch jedes in anderer Form und in verschiedenem Grad; auffallend gross ist oft der Unterschied zwischen den Kindern derselben Eltern. Ein klassisches Beispiel dafür sind die Zwillingsbrüder Esau und Jakob. Diese aus dem Familienschooss stammende, unter goettlicher Leitung gewordene ursprüngliche Naturbestimmtheit, und zwar in koerperlicher wie geistiger Beziehung, bildet den unverwischbaren Grundzug unserer Individualitaet. Er wird immer aus unserem Wesen herausleuchten, wenn er auch noch so sehr überbaut und bearbeitet wird. Das Angeborene hat stets das Uebergewicht über das Angeeignete, Angelernte und Erworbene. Aus seiner Haut kann niemand heraus. Chassez le naturel, il revient au galop.

Unterschiedslos und mit gleichen Kraeften ausgerüstet koennten die Menschen am Anfange ihrer Entwicklung nur dann sein, wenn sie unvermittelt, zusammenhangslos und voellig isolirt in die Welt herein traeten unter gleichen Bedingungen. Aber in Wirklichkeit treten sie unter den allerverschiedensten Bedingungen in das Dasein ein, das Werden ist für jeden Einzelnen ein ganz eigentümliches. Bei seinem Erscheinen ist ihm bereits durch den Naturzusammenhang, aus

dem er hervorgeht, ein eigenartiges Gepraege aufgedrückt, das sich voellig ebenso niemals wiederfindet. Er nimmt schon im Entstehen besondere Art und eigentümliche Züge an. Schon bei seiner Geburt ist er nicht bloss ein Repraesentant der Gattung, sondern ein Individuum, eine neue, gottgewollte Einheit menschlichen Daseins, eine von Gott gesetzte Bestimmtheit. Der Unterschied der Menschen waere nicht erheblich, wenn er nur eine Folge ihres allmaehlichen Wachstums in Raum und Zeit, ein Resultat aeusserer Faktoren waere; aber er resultiert auch aus innerer Naturverschiedenheit, er entspringt aus den Unterschieden ihres Werdens und Entstehens, er hat seinen letzten Grund in der unendlichen Tiefe goettlicher Schoepferweisheit, der die mannigfaltigsten Mittel und Wege zu Gebot stehen.

So treten also die Menschen trotz gleichen Wesens nicht mit den naemlichen Gaben und Kraeften Leibes und der Seele auf den Plan. Manche sind so schwach bedacht, dass man ihnen sogleich ansieht: sie sind unter ungünstigen Umstaenden geboren. Und andere sind so hervorragend bedacht, „dass sie aus dem goettlichen Lebensquell unmittelbar geschoepft zu haben scheinen". A. v. Oettingen sagt in seiner Moralstatistik: „Schiller und Shakespeare, wie Mozart und Beethoven, sie waren Dichter und Musiker in der Wiege, und Rafael waere auch ohne Haende ein Maler gewesen." Und Büchner in seiner Schrift über die Macht der Vererbung zaehlt viele Beispiele auf, um die Fortpflanzung der sogenannten Familienanlagen zu erhaerten. Ein solches ist „die Familie Bach, in welcher sich der musikalische Genius über mehr als 300 Angehoerige verbreitete, und aus welcher waehrend einer Zeitdauer von 200 Jahren (1550—1800) nicht weniger als 22 hervorragende Künstler hervorgingen. In gleicher oder aehnlicher Weise erbte sich das Malertalent fort in den Familien der Holbein, Tischbein, Cranach u. s. w.

die Anlage zur Tanzkunst in der Familie der Vestriss; mathematische Begabung in der Familie der Bernouilli; philosophisch-dichterische in der Familie der Schlegel; religioeser oder religionsphilosophischer Sinn in der Familie der Schleiermacher; Sinn für Naturforschung in den Familien Cuvier, Decandelle, Siebold, Herschel" u. s. w.

„Und was die Zeugung keimartig setzt, das bringt die Erziehung zur Entwicklung" (A. v. Oettingen). Die Erziehung aber geht a parte potiori in der Familie vor sich. Sie liegt als heiligste Aufgabe in erster Linie den Eltern ob. Wer sollte besser die kindliche Eigentümlichkeit durchschauen als sie, besser die Verschiedenheit der Begabung, des Temperaments, der Gemütsart und des Charakters erkennen und beurteilen? Im Hause gibt sich das Kind einfach und natürlich, ungeschminkt und ungeziert. Die Kindesart ist noch unvermischt mit fremder Art, sie hat noch ihr frisches, ursprüngliches Gepraege. Die kindliche Individualitaet ist weich und bildsam wie Wachs, sie soll durch die Erziehung zum Charakter geformt werden. Nicht nur seine natürliche Eigenart empfaengt der Mensch durch Vermittlung der Familie, sondern auch die Grundzüge seines Charakters, seine sittliche Grundrichtung, seine Gemüts- und Herzensbildung. Die Eindrücke, welche wir in der Familie empfangen, verwischen sich so leicht nicht. Durch unbewusste Imitation eignen sich die Kinder der Eltern Art und Sitte an. Zum Angeborenen, Ursprünglichen, in der Familie Wurzelnden kehrt der Mensch nach den Irrfahrten des Lebens gern zurück, wie einst Odysseus zum felsigen Ithaka. Die Eltern sind als Erzieher niemals voellig zu ersetzen. Sie kommen aber ihrer Pflicht gegenüber den Kindern in sehr verschiedener Weise nach. Die Familienerziehung ist ausserordentlich verschieden in ihrer Art, ihren Mitteln und ihrem Wert. Verschiedenartig ist die Luft, welche die Kinder im Elternhause atmen, verschieden sind

die Einflüsse, welche sie hier umringen und auf ihr koerperliches und geistiges Werden bestimmend einwirken. Aus der „Brunnenstube“ der Familie soll frisches Quellwasser sich ergiessen in das Gesamtleben eines Volkes. Gehen aus dem Familienleben gesunde Individuen hervor voll Kraft, Pflicht- und Mitgefühl, so sind die lebendigen Traeger der sittlichen Entwicklung, die Verbesserer staatlicher und sittlicher Zustaende vorhanden. Zu allen Tugenden wird der Grund gelegt im Familienverband. Die Eltern, welche charaktervolle Individualitaeten sind, werden Kinder erziehen, die aehnliche Individualitaeten werden.

§ 74.

FORTSETZUNG.

Jede Familie wird gegründet durch die *Ehe*. In der Ehe ergaenzen sich die maennliche und weibliche Individualitaet zum vollen Menschen. Ihre natürliche Grundlage ist die Geschlechtsverschiedenheit, durch welche die Menschheit in zwei Haelften gespalten ist, von denen jede die andere sucht. Aber auf Grund dieses Naturverhaeltnisses soll sich ein geistig-sittliches Gemeinschaftsleben ausgestalten. Die Individualitaet jedes Ehegatten wird in der Ehe durch taegliche Berührung mit dem Gegensatz ausgepraegt und entwickelt; der Mann wird erst in der Ehe recht Mann, und das Weib erst in der Ehe ganz Weib, waehrend der Hagestolz mit der Zeit weibliche Art annimmt und die alte Jungfer maennliche; daher die vielen Sonderlinge unter unverheirateten Personen. Die maennliche wie die weibliche Individualitaet wird in der Ehe zugleich vor Einseitigkeit und Verwilderung bewahrt. Das Glück der Ehe beruht darauf, dass Mann und Frau in ihrer Eigenart, und zwar sowohl in natürlicher wie in geistiger Hinsicht, sich wirklich ergaenzen und zu einander passen.

Bei der Eheschliessung ist darum die freie Wahl ebensosehr erforderlich wie die vernünftige Ueberlegung. Nur wenn Verschiedenartiges zusammen kommt, gibt es einen inhaltreichen, volltoenenden Zusammenklang. „Auf dem Gegensatz der Naturen beruht die elementare Macht, mit der sie sich anziehen und vereinigen“ (Paulsen). Des Weibes Gestalt, Art und Eigentümlichkeit ist eine durchaus andere als die des Mannes. Je mehr es sich in Benehmen und Geschicklichkeit, in Kenntnissen und Bildung dem Manne naehert, desto mehr verliert es an Anziehungskraft für ihn. In naher Verwandtschaft sieht man mit Recht ein Ehehindernis; denn die Individualitaeten sind einander zu aehnlich infolge der Gleichheit des Blutes und der Erziehung. Nur die Monogamie wird der Individualitaet gerecht, Polygamie und freie Liebe sind unvereinbar mit ihr. Darum trat in der Entwicklung der Menschheit die Monogamie auf, sobald die Individualitaeten einigermassen ihre Ausbildung fanden.

Es ist vorzugsweise des Weibes Beruf und Kunst, im *Hause* zu walten. Da hat sie ihr besonderes Feld, ihr eigenstes Gebiet, das sie nach ihrem Geschmack bebauen kann. Durch ihr Walten wird aus dem Hause eine Staette der Ordnung, der Behaglichkeit und Zufriedenheit. Man spürt ihren Geist, man merkt ihre ordnende und glaettende Hand; sie belebt und beseelt den leeren Raum und verleiht ihm ein charakteristisches Aussehen. Jedes Haus ist eine eigene Welt; da herrscht ein besonderer Ton, da spricht man eine eigene Sprache, da gelten eigene Gesetze. „Beschaeftigung, Lebensweise, Sinnesart der Familie praegen sich in Gestalt und Ausstattung, in Einrichtung und Schmuck der Wohnung aus“ (Paulsen). „Es soll jedes Haus der schoene Leib, das schoenste Werk einer eigenen Seele sein und eigene Gestalt und Züge haben“ (Schleiermacher).

Warum ist das Vaterhaus uns unvergesslich? In ihm liegen

die Wurzeln unserer Individualitaet, und zwar sowohl nach ihrer Naturveranlagung wie nach ihrer sittlichen Ausbildung. Dort fanden wir Schutz und Schirm für unser individuelles Dasein, Liebe und Verstaendnis für unsere Eigenart; hinter seinen schützenden Mauern waren wir ganz bei uns selber, abgeschlossen gegen die Welt, geborgen gegen ihre störenden Einflüsse. Dort waren wir so ganz daheim, fest gewurzelt wie der Baum im Erdreich. „Es steht in unseres Lebens Mitte wie eine feste Burg das Haus.“ Wird diese Burg erobert und zertrümmert, dann geht in ihren Trümmern auch die Individualitaet unter. Mit dem Hause würde sie ihren Schutz und Schirm, ihr trautes Heim verlieren, in welchem sie gehegt und gepflegt wird. Wer kein Heim hat, ist nie recht bei sich selber. Je mehr die Hausgemeinschaft in sich geschlossen, ausgepraegt und ausgestaltet ist, um so groesser und eigenartiger werden die Einwirkungen sein, die sie auf jedes Glied des Hauses ausübt.

Durch Geburt und Erziehung bildet sich in jedem Menschen das Grundgepraege, das er lebenslang behaelt. Wohl üben auch spaetere Erlebnisse, Erfahrungen und Schickungen, und nicht minder Personen, mit denen wir in naehere Beziehung treten, einen bestimmenden Einfluss aus auf Lebensgang und Charakterentwicklung; aber die Grundrichtung empfaengt unser Leben in der Jugend; das wesentliche Gepraege wird uns bereits am Anfang unserer Bahn aufgedrückt, zu allermeist im Elternhaus, durch die Hand derer, denen wir naechst Gott das Leben verdanken. Wie auch unser Leben sich spaeterhin entfalten und unser Charakter sich bilden mag, die Wurzeln unserer Wesens- und Charakterbestimmtheit liegen in der Familie.

§ 75.

GESELLIGKEIT UND FREUNDSCHAFT.

Aus der Gemeinschaft herausgeboren, bedarf das Individuum der Gemeinschaft zur Ausgestaltung seines ursprünglichen Wesens, zur Bildung seiner Faehigkeiten, zur Entfaltung und Foerderung seines Charakters. In der voelligen Isolirung, in gänzlicher Abgeschlossenheit können wir unmoeglich eine gesunde und volle Entfaltung unseres Wesens finden. Stumpfheit, Verkrueppelung oder Verwilderung müsste die Folge sein. Der lebendige Verkehr mit andersgearteten Individualitaeten, der freie Meinungsaustausch, die offene Aussprache regt an, fördert, belebt und stärkt. Einseitigkeiten haften jedem durch Geburt und Erziehung an, der gesellige Verkehr wirkt ihnen entgegen. In den verschiedenen Ständen würde sich ein exclusives Standesbewusstsein bilden und erhalten, wenn sie nicht auf geselligem Boden sich zusammenfaenden. Der Grenzgraben zwischen den Geschlechtern, Charakteren, Temperamenten, Familien, Klassen, Staenden wird überbrückt durch Geselligkeit und freundschaftlichen Verkehr. Schroffe und harte Charaktere werden gemildert, die Vertreter weit aus einander liegender Standpunkte lernen sich verstehen und schaetzen. Der Wilde ist ungesellig, die Cultur weckt das Bedürfnis nach Umgang und Ergaenzung; und wenn der Mensch sich zum Menschen gesellt, so bildet sich sein Geschmack, verfeinert sich sein Benehmen und Gebahren; er gewoehnt sich an guten Ton und feine Sitte, an geschmackvolle Kleidung und taktvolle Haltung. Der einzelne Mensch darf niemals ein vereinzelter werden. „Ego mundi civis esse cupio, concivis omnium“ (Erasmus).

Nach Schleiermacher besteht der gesellige Verkehr in der Darstellung und Teilnehmung an dem eigentümlichen Lebens-

inhalt. Er ist somit eine Bereicherung und Erweiterung für die Individualitaet. Durch Mitteilung macht der gesellige Mensch seine Fähigkeiten und Kenntnisse auch für andere nutzbar, waehrend der Ungesellige sie in sich verschliesst und nur zu egoistischen Zwecken verwendet. Das gesellige Haus oeffnet sich dem Fremden, damit er an seinen Gütern sich erfreue und sie mitgeniesse. Wer mit fremder Art und Lebensgestaltung niemals oder nur selten in Berührung kommt, wird entweder schwaechlich und unsicher oder schroff, hart und rücksichtslos. Im Verkehr mit Menschen verschiedenen Charakters, verschiedenen Stammes, verschiedener Bildung gewinnen wir ein richtiges und rasches Urteil ueber fremde Art und gewoehnen uns an eine individuelle Behandlung der so verschieden gearteten Menschen. Dem gesellschaftlich Ungebildeten fehlt der Blick für die Unterschiede, er sieht nur das Gleiche und schlaegt alles über einen Leisten. Wer niemals in der Fremde war, kann das Heimische in seiner Eigenart nicht beurteilen, er wird es überschaetzen oder unterschaetzen. Und wer nie aus sich herausgeht, kommt nie recht zu sich selbst, er gelangt nicht zur rechten Klarheit über seine Besonderheit, er wird sie entweder zu hoch oder zu niedrig taxiren. „Willst du dich selber versteh'n, so sieh', wie die andern es treiben." Der Reiz des geselligen Verkehrs besteht darin, dass wir durch das Gespräch hineinblicken in das Innere der Menschen, dass wir fremde Art erkennen und liebevoll betrachten. „Das Gespraech mit Fremden gleicht der Reise in ein fremdes Land. Wie ein dunkler, unerforschter Continent ist das Innere eines unbekannten Menschen, allmaehlich dringen wir in der Unterhaltung in denselben ein, überraschende An- und Aussichten eroeffnen sich im Vordringen, allmaehlich werden die Umrisse des Ganzen sichtbar, bereichert und befriedigt kehren wir am Ende zu uns selber zurück" (Paulsen). Ein Mensch, dessen innerste Eigentümlichkeit wir noch nicht erkannt und

durchschaut haben, ist uns interessant; wenn uns sein verborgenes Wesen offenbar geworden ist, verliert er an Interesse. Was waere eine Geselligkeit ohne die Unterschiedlichkeit der Menschen? Leben und Wert waere ihr genommen, zur oeden Langeweile waere sie verurteilt. Durch Alter und Geschlecht, durch Stand und Beruf, durch Charakter und Bildung, durch Freude und Trauer, durch Scherz und Ernst — durch dies alles gewinnt das gesellige Leben mannigfaltige Zuege, verschiedenartige Auspraegung, Farbe und Reichtum, Leben und Abwechselung. Dem Astronomen bereitet es Freude, wenn er am Himmel einen neuen Stern entdeckt, und dem Botaniker, wenn er auf der Erde neue Pflanzen findet, sollte es uns nicht eine Freude sein, wenn wir neue Menschen, neue Charaktere auffinden, die doch viel mehr wert sind als die Sterne am Himmel, und die Lilien auf dem Felde?

Das Haus ist der eigentliche Mittelpunkt der Geselligkeit. Und wie das Haus die Domaine der Frau ist, so ist auch die Geselligkeit das Gebiet, auf dem sie mit ausnehmendem Geschick waltet und die ihr eigenen Vorzuege entfaltet. Geschmack und Takt, Sinn für schoene Form findet man durchschnittlich in hoeherem Masse bei der Frau als beim Manne. Ihre ausgepraegte Individualitaet, ihr Sinn für das Kleine, Besondere, Einzelne kommt ihr dabei sehr zu statten. Darum ist sie auch auf dem Gebiet des geselligen Lebens tonangebend. Die Verschiedenheit des Geschmackes ist sprichwörtlich geworden, sie beruht auf der Differenz der Anlage wie der Ausbildung. Sie aeussert sich in Kleidung und Haltung, in Gang und Bewegung, in Sitten und Umgangsformen, in der ganzen Art des Auftretens und Benehmens. Im Vergnuegen gibt sich der Mensch, wie er ist, und seine wahre Natur kommt hier zum Durchbruch. Wenn dem geselligen Verkehr der Menschen nicht die Offenheit, Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit abhanden kommen soll, so muss der In-

dividualitaet zu ihrer Aeusserung Freiheit gewaehrt werden. Wir duerfen uns auf dem Boden der Geselligkeit in unserer Eigentümlichkeit geben, darstellen, aeussern. Aber auch das gesellige Leben ist nicht das Gebiet, wo sich die zufaellige, schrankenlose Individualitaet breit machen duerfte. Die gesellschaftliche Sitte, die Pflichten des Anstandes und der Hoeflichkeit müssen die Individualitaet in Schranken halten. Wer sich erdreistet, diese Schranken ausser acht zu lassen, der wird mit dem Verlust der Ehre und Achtung gestraft. Der sittliche Geist, der im Centrum der Persoenlichkeit wohnt, muss sich bis zur aeussersten Peripherie hinaus erstrecken. Die geselligen Schranken sind jedoch nicht so eng, dass die persoenliche Eigenart des Einzelnen von ihnen erstickt würde. Wie es ein Zeichen der Verwilderung ist, die gesellschaftliche Sitte zu missachten, so ist es ein Zeichen der Schwaeche und Charakterlosigkeit, ein Sklave der wechselnden Mode zu sein. Sitten und Umgangsformen duerfen nicht zu beengenden Fesseln werden, welche uns den Atem rauben und die freie Bewegung unmoeglich machen. Es sei das Aeussere das schlichte Abbild eines ehrlichen Charakters; im guten Ton, in reinlicher, anstaendiger Kleidung, in besonnener Rede, in gemessener Haltung aeussere sich die schoene Seele, welche der Selbstbeherrschung niemals verlustig geht. Eine Form ohne Inhalt ist ein Koerper, aus dem die Seele gewichen ist.

Jedes Menschenleben verlaeuft im Wechsel von Arbeit und Erholung, von Einsamkeit und Geselligkeit, von Bewegung und Ruhe, aber dieser Wechsel ist individuell zu reguliren. Das Bedürfnis nach Geselligkeit und Erholung ist keineswegs überall gleich, es haengt ab von der Naturveranlagung, ganz besonders von dem Gemuet, von Gewoehnung und Erziehung, vom Temperament, von der Berufsart und Lebensweise. Manche stille, in sich gekehrte Natur scheint des geselligen Verkehrs wenig zu beduerfen, den der lebhafte Mensch nicht

entbehren will. Vielen fehlt die Faehigkeit oder die Neigung, neue Verbindungen anzuknuepfen und mit andersgearteten Menschen in naehere Beziehung zu treten, selbst wenn sie sich zu ihnen hingezogen fühlen. Andere finden nicht den ihrer Individualitaet entsprechenden geselligen Kreis. „In nahen Bahnen wandeln oft die Menschen und kommen doch nicht einer in des anderen Nähe; vergebens ruft der Ahnungsreiche, und der nach freundlicher Begegnung verlangt; es horcht der andere nicht. Oft nähern andere sich einander, deren Bahnen weit auseinandergehen; es meint der eine wohl, es sei auf immer; doch ist's nur ein Moment; entgegengesetzte Bewegung reisst jeden fort, und keiner begreift, wo ihm der andere hingekommen" (Schleiermacher, Monol.). Der Segen rechter Geselligkeit ist der, dass wir der Menschheit verschiedene Gestalten kennen lernen und durch sie unsere Eigenart bilden lassen, ihre Ecken abschleifen, ihre rauhe Aussenseite glaetten. „Im engen Kreis verengert sich der Sinn"; auf sich selbst beschraenkt, bleibt der Mensch in seiner natürlichen Einseitigkeit und Rohheit. „Ewiges Einerlei gibt dem Verlangen des Geistes keine Nahrung, es kränkelt in sich gekehrt die Phantasie; es muss im traeumerischen Irrtum sich der Geist verzehren; in missgestalteten Versuchen erschoepfen die gebaerende Kraft" (Schleiermacher, Monol.).

Doch nicht zu sehr dürfen wir den Wellen des geselligen Lebens uns überlassen, sie koennten sonst unsere Individualitaet davontragen. Zerstreutheit, Zerfahrenheit, Schwaeche und Charakterlosigkeit — das sind die Gefahren übergrosser Geselligkeit. Im Strudel der Vergnuegungen geht der Charakter unter; und allzugrosse Freude verzehrt die Kraft. Wer sich vom Strom der Vergnügungen fortreissen laesst, verliert sein besseres Selbst. Wir müssen uns im geselligen Verkehr ebensosehr hingeben als bewahren, unseren Umgang mit Vorsicht waehlen, nur die Kreise aufsuchen, die uns fördern.

Die ansteckenden, vergiftenden, verderbenden Einflüsse übermaessiger Geselligkeit halten wir fern, wenn wir aus der Zerstreuung zurückkehren zu uns selbst, in die Stille der Natur, in den Frieden des Hauses. „Was frommt es, dass du andere gewinnst, wenn du dich selber verlierst?“ (Martensen, Ethik). Wie es für die leibliche Gesundheit förderlich ist, dass Ruhe und Bewegung mit einander abwechseln, so ist es für Charakter und Gesinnung heilsam, dass wir bald die Einsamkeit suchen und bald die Gemeinschaft. Jede von beiden hat ihre eigentümlichen Gefahren. Es ist die Aufgabe der Diaet, diese der Individualitaet drohenden Klippen zu meiden.

Der Naturmensch mit seinen Ecken und Haerten ist nicht der Idealmensch, aber er gefällt uns immer noch besser als der Allerweltsmensch, dem eine oberflaechliche Cultur alle Wesens- und Charakterbestimmtheit hinweggeleckt hat. „Die Gesellschaft wird den jungen Seelen oft zur Modelliranstalt. Sie werden von der Convenienz so platt wie glatt geschliffen und büssen durch Anstandsdressur an der Schlichtheit ein, die doch dem Menschen am meisten ansteht. Hier werden biegsame Naturen durch Anempfindung um Spannkraft und sichere Haltung gebracht und verlieren den Mut, wahr zu sein, dort wird durch Lieblosigkeit das gesunde Wachstum geknickt, oder es erliegt der Knechtschaft anmasslichen Einflusses“ (Niemann).

Der gesellige Verkehr gewinnt die höchste Innigkeit und Herzlichkeit in der Freundschaft. In dem wahren Freunde mit seiner wahlverwandten Individualitaet finden wir ein zweites „Ich“, zu dem wir uns sympathisch hingezogen fühlen. „Eine schöne Seele finden ist Gewinn.“ Freunde müssen auf gemeinsamem Boden stehen und im tiefsten Seelengrunde einig sein, aber ihr Temperament, ihr Charakter, ihre Denkweise muss doch so verschieden sein, dass sie sich gegenseitig

ergänzen, anregen und fördern. Es ist des Freundes Eigenart, seine besondere Gabe, seine Wesenseigentümlichkeit, die uns anzieht und fesselt. So fand Luthers kraft- und energievolle, kampflustige Natur ihre Ergänzung durch die milde, versoehnliche, gemuetvolle Eigenart eines Melanchthon. Die Verschiedenheit der Dichternatur hat Schiller und Goethe zu Freunden gemacht. Hoeheres und Besseres vermag die Freundesliebe nicht zu geben als sich selbst, das ist, die eigene schöne Individualitaet. Was bliebe der Freundschaft ohne den Unterschied der Naturen? Ohne die Verschiedenheit der Toene und Tonarten koennte es Harmonie nicht geben, und Freundschaft gäbe es nicht ohne die Individualisirung der Einzelwesen. Unter rohen und ungebildeten Menschen finden wir selten wahre Freundschaft, weil sie ein ausgepraegteres Individualleben voraussetzt. „Hoeheren Naturen ist das Mitteilen ihres innersten, besten Lebens Bedürfnis, und durch die Mitteilung empfangen sie dasselbe erhoeht, gestaerkt, gelaeutert zurück “(Frz. Beyschlag).

§ 76.

GESELLSCHAFT UND STAAT.

Durch Organisation wird aus den verschiedenartigen Einheiten die menschliche Gesellschaft. Im Zustande der Barbarei sind die Menschen nur aeusserlich verbunden, in der civilisirten Gesellschaft werden sie organisch zusammengefügt. Aus den zerstreuten Elementen bildet sich die einheitlich geordnete und mannigfaltig gegliederte Gesellschaft, in welcher die Einzelnen im lebendigsten Zusammenhang, in innigster, wechselseitiger Beziehung unter einander und zum Ganzen stehen. Ohne diese einheitliche Organisation, ohne Zusammenfassung und Zusammenschluss der verschiedenen Einzelwesen ist eine gesittete Gesellschaft nicht denkbar; sie

muss zusammengehalten werden durch allgemeine Ordnungen, durch gemeinsame Sitte, Sprache und Religion. Aber in dieser Gemeinsamkeit geht die Besonderung, die individuelle Bestimmtheit nicht unter. Der Gemeinschaftszweck hebt den Selbstzweck der Individuen nicht auf. Darum müssen die differenten Einzelwesen unversehrt bleiben; ja die Gesellschaft wird ihnen zum Lohn für die guten Dienste, die sie ihr leisten, zur Helferin und Beschützerin; an ihrer Brust naehren sie ihre Eigenart. Der Einzelne soll in die menschliche Gesellschaft nicht eingepflanzt werden, wie ein Pflasterstein eingestampft wird neben den anderen, ohne Leben, ohne freie Bewegung, ohne nennenswerte Unterschiedenheit; vielmehr wie ein Glied soll er sich einfügen, vom Koerper unzertrennlich und doch in seiner Besonderheit verbleibend. Als eigentümliches, selbstaendiges, relativ freies Wesen tritt er ein unter seines gleichen und in die Gesellschaft, ohne das Opfer des eigenen, angeborenen oder anerzogenen Selbst, nur mit der Pflicht, in den sittlichen Schranken zu bleiben und zur Wohlfahrt des Ganzen nach Kraeften mit zu wirken.

Das gesellschaftliche Zusammenleben kennzeichnet sich vor allem durch die Teilung und Organisierung der Arbeit. Der Einzelne hat nicht noetig, alle Arbeit selbst zu verrichten, wie er es im isolirten Zustande thun müsste; sein ganzes Leben und seine volle Kraft kann er einem speciellen Fache, einer besonderen Arbeit widmen, die ihm nach seiner Individualitaet zusagt. Die Pflicht der Arbeit besteht für alle ohne Ausnahme, aber der eine verrichtet geistige, der andere leibliche Arbeit; das Weib thut eine andere Arbeit als der Mann, der Knecht eine andere als der Herr und die Regierenden eine andere als die Regierten. Es entstehen allmaehlich die mannigfaltigsten Berufsarten, die vielfaeltigsten Thaetigkeiten auf geistigem und materiellem Gebiet, die Unterschiede von Ackerbau und Handwerk, von Gewerbe und Kaufmann-

schaft, von Naehr-, Lehr- und Wehrstand. Die Arbeit, welche einer lebenslaenglich thut, drückt seiner Existenz ein besonderes Gepraege auf. Eine besondere Aufgabe faellt in der Gesellschaft jedem Einzelnen zu.

Im gesellschaftlichen Zusammenleben ist es ferner unausbleiblich, dass sich Gruppen, Klassen, Staende, Berufsgenossenschaften und Interessenkreise bilden. Gleiches gesellt sich zu gleichem und vereinigt sich zu mehr oder minder festem Verband. Die Staende, in welche sich die Gesellschaft gliedert, unterscheiden sich durch Macht und Einfluss, durch Bildung und Besitz, durch Sitte und Lebensart. Sie praegen dem Einzelnen ihren Sinn und Geist, ihre Art und Sitte mehr oder minder bestimmt und fest auf; auch aeusserlich tritt ihre Verschiedenheit hervor in der Kleidung. Die Monogamie wird die Quelle ausgepraegter Familieneigentümlichkeit. Aus dem Privateigentum ergeben sich die Unterschiede des Besitzes und folgeweise die Unterschiede der Lebensweise, der Wohnung, auch der Bildung. Der gesellschaftliche Zustand entfernt sich in seiner Fortentwicklung immer mehr von der Gleichfoermigkeit und leistet so der Individualitaet den groessten Vorschub. Die Verschiedenartigkeit der Verhaeltnisse schafft verschiedenartige Menschen. Durch das gesellschaftliche Zusammenleben werden die in die Natur der Menschen gelegten Unterschiede erst geweckt und herausgebildet und die verschiedenartigen Koerper- und Geisteskraefte verwendet und geübt. Die mannigfaltigen Aufgaben der Gesellschaft koennen nur durch die verschiedensten Personen und Kraefte geloest werden. Gleich dem menschlichen Koerper hat die menschliche Gesellschaft unter ihren Gliedern starke und schwache, grosse und geringe, angesehene und unansehnliche. Immer groesser wird die Scheidung, die Besonderung, die Individualisierung, damit waechst zugleich die gegenseitige Anziehung und Abstossung.

Aber es waechst auch der Egoismus, es überwuchern die Einzel- und Sonderinteressen. Die Staende treten sich haeufig feindselig gegenüber, die bevorzugten sondern sich hochmütig ab. An die Stelle der brüderlichen Gesinnung tritt der Klassenhass, an die Stelle der gesellschaftlichen Unterordnung die Unterjochung. Schranken werden aufgerichtet unter den Menschen, als waeren sie Wesen verschiedener Art. Im socialen Elend verkümmern viele Individualitaeten und unter der Uebermacht des Kapitals seufzt der Stand der Lohnarbeiter. Einem Teile der Bevoelkerung fehlen die Bedingungen zu individuell-unabhaengiger Existenz und persoenlicher Entwicklung. Ein Krieg aller gehen alle droht auszubrechen. Gegen die masslose Geltendmachung socialer Unterschiede reagiert die in ihren wesentlichen Grundzügen überall gleiche Menschennatur. Ein gesellschaftlicher Zustand, bei dem eine Klasse Überfluss hat, und die andere Hunger leidet, kann vor dem Richterstuhl der Ethik nicht bestehen. Im Elend und Hunger ist eine rechte Entfaltung der Individualitaet, der gottgegebenen Kraefte und Talente, nicht denkbar. Die gesellschaftlichen Unterschiede finden ihre notwendige Begrenzung durch die sittliche Veranlagung und Bestimmung aller, die menschliches Antlitz tragen. Sie werden verwerflich, wenn sie mit dem allgemeinen Rechtsgefühl nicht mehr in Einklang zu bringen sind. Die Individualitaet, welche keine Schranke achtet, wird unberechtigt; sie ruft daher gesellschaftliche Umgestaltungen und Umwaelzungen hervor, in welchen die niederen Staende im Kampf gegen die ererbten Privilegien der hoeheren eine bessere sociale Stellung erringen. In der Zusammengehoerigkeit aller liegen Grenzen für die Berechtigung der socialen Unterschiede; „so ein Glied leidet, leiden alle“. Der Koerper braucht auch die Dienstleistungen der kleinsten und schwaechsten Glieder. In jedem Gesellschaftsganzen ist sowohl eine Bewegung zur Einheit als zur

Mannigfaltigkeit wahrzunehmen. Das Leben in der Gesellschaft ist ebensosehr ein Fürsich- als ein Füreinanderleben. Die Gesellschaftsordnung bleibt sich keineswegs zu allen Zeiten gleich, sie aendert sich mit den wirtschaftlichen und sittlich-religioesen Zustaenden eines Volkes.

Mit Blut wollen die Revolutionaere alle gesellschaftlichen Unterschiede hinwegschwemmen; mit Feuer und Schwert die Klassen und Staende vertilgen vom Erdboden. Ihr Ideal ist die sociale Gleichheit. Nichts soll gelten der Unterschied von Mann und Weib, nichts der Gegensatz von gut und boes; verschwinden müssen alle nationalen Unterschiede; abgeschafft wird Familienleben und Haeuslichkeit; hinfaellig sind die Unterschiede der Begabung, des Fleisses, der Bildung, des Berufs und des Besitzes: „die gleichen Haeuser, die gleiche Nahrung, die gleiche Kleidung, die gleichen Meinungen, die gleichen Vergnügungen, die gleichen Gesichter, die ganze Menschheit, das ganze Leben nivellirt“ (O Fleischmann). Die Erziehung wird eine Dressur der Gleichfoermigkeit. Im Socialstaat arbeitet man bald in diesem, bald in jenem Fach, bald geistig, bald koerperlich. Dieser gesellschaftliche Zustand, aus dem alle Unterschiede getilgt sind, waere das Grab aller Individualitaet, zugleich aber der Untergang und die Aufloesung der Gesellschaft selbst. Ein eigentümliches Dasein koennte der Einzelne unter solchen gesellschaftlichen Verhaeltnissen nicht mehr führen; ein Charakter koennte sich unter dem immerwaehrenden, taeglichen Wechsel der Beschaeftigung nicht mehr bilden; individuelle Tüchtigkeit, Kraft, Leistungsfaehigkeit und Opferwilligkeit würde aussterben, aus dem Individuum waere ein Atom geworden und aus der Menschheit eine gleichfoermige Heerde.

Ein solcher Gleichheitszustand aber ist eine Abstraktion, welche in der wirklichen Welt keine Begründung hat und darum auch keine Verwirklichung findet. Das reale Leben

ist voll von mannigfaltigen Farben und Formen und reich an Abwechslung und Gliederung. Die Einzelmenschen sind trotz ihrer Wesensgleichheit mit einem verschiedenen Mass von Leibes- und Seelenkraeften ausgestattet. „Solange Gott nicht allen Menschen die gleiche Koerperkraft oder denselben Verstand oder die gleiche Brustweite gibt, solange kann auch ein voellig gleichfoermiger Gesellschaftszustand unter den Menschen nicht geschaffen werden. Es liegt allerdings im Interesse der Sittlichkeit, der Religion und der Humanitaet, dass die trennenden Unterschiede moeglichst ausgeglichen oder doch gemildert werden. Sie ganz zu beseitigen ist weder moeglich noch wünschenswert. Die Aufhebung der Familien- und Berufsbesonderung würde dem sittlichen Leben einen toedlichen Stoss versetzen; die Uniformitaet des Denkens und Fühlens waere verderbenbringend für das geistige Leben, für Wissenschaft und Kunst. Ohne individuelles Leben, Regen und Bewegen, ohne Mannigfaltigkeit auf allen Gebieten würde der gesellschaftliche Zustand der Erstarrung anheim fallen. Ohne Reibung, Wetteifer und Kampf kein Fortschritt! Das gesellschaftliche Ideal kann darum nicht sein: Gleichheit für alle! sondern Gerechtigkeit für jeden! Gerechte Verteilung der Lebensgüter! Gerechte Würdigung der Interessen, der Kraefte, der Verdienste und Besonderheiten jedes Einzelnen! Was einer ist, das soll er auch gelten. Nicht seine gesellschaftliche Stellung entscheidet über seinen Wert, sondern seine Leistung, sein religioes-sittlicher Charakter; seine Tüchtigkeit und Würdigkeit. Man kann nicht jedem die gleiche Ehre geben, aber jedem seine Ehre, die Ehre, die er verdient. Und wo einer leidet unter der bestehenden Gesellschaftsordnung und unabaenderlichen Verhaeltnissen, da muss die christliche Liebe und Wohlthaetigkeit eintreten, um das Loos der Enterbten zu mildern.

§ 77.

FORTSETZUNG.

Über der bunten Mannigfaltigkeit der Gesellschaft steht ordnend und gebietend die Staatsregierung — und in ihrer Hand soll sein die Wage der Gerechtigkeit. Durch ihre Macht, durch Gesetz und Ordnung daemmt sie die Willkür wie die Hab- und Herrschsucht von Einzelnen und Corporationen ein und umgrenzt das Gebiet individueller Freiheit, damit jedem das Seine werde. Sie schützt ihm Hab und Gut, Person und Leben, Recht und Freiheit, und schafft so erst die Moeglichkeit zu individuell-persoenlicher Entwicklung und zur Verwertung der Arbeits- und Geisteskraefte der Einzelnen. Nur in einem geordneten Staatsleben kann der Einzelne sein individuelles Wesen frei entfalten und sein individuelles Ziel erreichen. Sein Wohlergehen wie die Ausbildung seiner Eigenart ist nur dann gesichert, wenn er auf einem sturmfesten, gesellschaftlichen und staatlichen Boden steht, der vulkanischen Ausbrüchen und revolutionaeren Schwankungen nicht ausgesetzt ist. „Zweck, Aufgabe und Pflicht des Staates ist es also, allen Menschen ihr Recht zu gewaehren, sie ihrer Gaben froh werden zu lassen, ihnen den Wirkungskreis für ihre Einsicht und Thatkraft zu gewaehren, allenthalben Bildung, Einsicht und damit Wahrheit, Selbstaendigkeit und Ehre den Staatsangehoerigen zu ermoeglichen und zu sichern“ (Frohschammer).

Das normale Staatswesen baut sich auf der natürlichen Grundlage der Volksindividualitaet auf. Die Voelker sind so wenig gleichartige Groessen wie die Einzelnen. Sie haben ihren besonderen Charakter, ihre besonderen Gaben und Aufgaben, ihre eigentümliche Stellung in der Weltentwicklung, ihren besonderen Dienst für die Menschheit. Sie wohnen un-

ter verschiedenen Himmelsstrichen, in besonderem Klima, in bestimmter Naturumgebung; das kann nicht ohne Einfluss bleiben auf die Bildung ihrer Eigenart, wenn es auch keineswegs diese allein bestimmt oder erklaert. Im Aeusseren sind die Voelker verschieden in Gesichts- und Kopfbildung, in Wuchs, Statur und Koerperkraft, in der Farbe der Haut und der Haare. Dem Temperament nach sind sie teils lebhaft und beweglich, teils ruhig und schwerfaellig; teils aktiv, von frohem Thatendrang beseelt, wie die Voelker des Westens, teils passiv, beschaulich und der Spekulation zugewandt, wie die orientalischen Nationen. Ernaehrung und Lebensweise der Nationen sind sehr verschieden. Die nationale Eigentümlichkeit aeussert sich in Spielen und Vergnügungen, in Tracht, Kleidung und Wohnung, in Gebraeuchen und Umgangsformen. Die verschiedene Geistesart aber praegt sich deutlich aus in Sprache und Sitte, in Recht und Religion. Ein Volksstamm besitzt mehr geistige Regsamkeit als der andere, der eine strebt dem Neuen zu, der andere haelt fest am Alten. Jedes Volk hat seine eigenen Geistesschaetze, ein kostbares Erbe der Vaeter, und nichtswürdig ist die Nation, die nicht ihr Alles freudig setzt an die Erhaltung und Mehrung dieses Erbes. Die Charakterzüge, welche die Nationen an sich tragen, sind ihnen eingegraben durch ihre Abstammung, durch ihre ursprüngliche geist-leibliche Veranlagung wie durch ihre eigentümliche Geschichte. „Die Voelkerkunde lehrt uns, wie von zwei neben einander wohnenden Voelkern unter denselben aeusseren Lebensbedingungen das eine emporstieg, das andere unterging, wie verschiedene Nationen in gleichem Klima, ja in dem gleichen Wohnsitz, doch einen ganz verschiedenen Charakter, andere Verfassung, andere Staatsentwicklung, andere Geistesblüten aufweisen" (Fleischmann, wider die Socialdemokratie).

In und mit jeder Nationalitaet sind gewisse Vorzüge gege-

ben, Eigenschaften und Kraefte, die sich so nirgends wieder finden; darum ist es sittliche Pflicht, die Nationalitaet zu erhalten. Falsch und abstrakt ist der Kosmopolitismus, welcher von den Voelkern die Aufgabe ihrer Eigenart verlangt zum Besten einer allgemeinen farblosen Voelkergemeinschaft. Wenn man die Voelker gleich gemacht haette, so haette man wenig gewonnen und viel verloren. Arme Menschheit, die sich aus lauter gleichartigen Voelkerbestandteilen zusammen setzt! Aber freilich, in und mit jeder Nationalitaet ist auch eine gewisse Beschraenktheit gesetzt. Die nationale Art bedarf der Bildung, der Glaettung und Ergaenzung. Das Allgemein-Menschliche muss sich in ihr spiegeln. Darum soll kein Volkstum sich particularistisch absondern, sondern jedes in innigen Wechselverkehr treten mit den übrigen. Auch die Gemeinschaft der Voelker ist nur dann eine frische, lebensvolle und inhaltsreiche, wenn sie zu stande kommt unter Bewahrung des Nationalcharakters. Zu den Aufgaben der Staatsregierung gehoert es, das Nationalbewusstsein zu wecken und zu pflegen, aber seine Entartung zu nationaler Abgeschlossenheit oder Ueberhebung zu verhüten. Je mehr eine Nation in ihrem Bestande consolidirt ist, um so mehr kann sie sich ohne Gefaehrdung ihrer Eigentümlichkeit fremdem Wesen oeffnen. Das Recht nationaler Besonderheit hat seine Grenzen in der Berechtigung fremder Nationalitaet, in der Zusammengehoerigkeit der mannigfaltigen Nationen der Erde zu einer Menschheitsfamilie und in dem Bedürfnis nach internationalem Zusammenschluss. Die Nationalitaeten müssen sich berühren und in wechselseitigen Verkehr treten, aber sie sollen sich nicht verschmelzen. Einer jeden soll ihr besonderer Beruf und ihre eigentümliche Stellung unter den Voelkern bleiben. Auch ein Volk ist nicht die ganze Menschheit, sondern nur ein Stück derselben.

Der Ausgewanderte steht immer in Gefahr, seine nationale

Eigentümlichkeit zu verlieren. Er muss sich einem fremden Staatswesen eingliedern und fremder Sitte anbequemen; aber er sollte dessenungeachtet das Erbe der Vaeter, Glauben, Sprache und Sitte, so treu als moeglich bewahren. Wer des Vaters Sinn und der Mutter Sprache so leichthin aufgibt, der stellt seinem Charakter kein gutes Zeugnis aus. Der Auswanderung ist die Colonisation vorzuziehen; denn sie gewinnt der heimischen Art neuen Boden und verschafft ihr Ausbreitung und Geltung in der Welt. Der Auswanderer bricht haeufig die Brücken hinter sich ab, der Colonist bleibt in steter Verbindung mit Heimat und Vaterland.

In Heimat und Vaterland liegen die Wurzeln unserer Kraft. Aus ihnen ist unsere Individualitaet hervorgewachsen, mit ihnen bleibt sie ewig in Verbindung. Und waere die Fremde noch so schoen, sie kann der Heimat trautes Bild in unserer Seele nicht verwischen. Gerade in der Fremde wird uns die Heimat erst recht lieb und wert, gerade dort erwacht die Sehnsucht nach ihren Bergen und Thaelern. Unser innerstes und eigenstes Wesen ist mit ihr verknüpft, darum koennen wir uns niemals voellig von ihr losmachen; wenn wir es müssen, geschieht es nicht ohne Schmerz, waehrend das Tier sich leicht von seiner Heerde trennt. Es liegt Wahrheit in dem Ausspruch: „Geist der Individualitaet ist Geist der Scholle“ (Rembrandt als Erzieher). Heimatgefühl und Vaterlandsliebe aber, so wichtig und so berechtigt sie sind, sie sollen uns nicht ungerecht machen und nicht zur Selbstüberschaetzung und Engherzigkeit verführen.

Ein einheitliches, kraeftiges, eigenartiges Volkstum setzt sich aus homogenen Elementen zusammen. Die fremden Eindringlinge dürfen nicht so zahlreich werden, dass sie den Nationalcharakter trüben oder gar vernichten. Alle fremdartigen Elemente müssen assimilirt werden. Eine maessige Beimischung fremden Blutes wird eher nützlich als schaedlich

sein, da sie die nationale Einseitigkeit vermindert. So sind z. B. im Norden Deutschlands Germanen und Slaven gemischt zu einem gesunden Volkstum. Auf den Grenzgebieten der Nationen entstehen haeufig Zusammenstoesse und Reibungen. So verwerflich ein Eroberungskrieg ist, so notwendig und berechtigt ist ein Krieg für die Erhaltung und Verteidigung des eigenen Volkstums. Aus den natürlichen Interressengegensaetzen und überspannten nationalen Adspirationen entstehen haeufig Verwicklungen, die nur mit Blut und Eisen geloest werden koennen.

Ein Staatswesen kann ohne Centralisation, ohne energische Zusammenfassung der Volksbestandteile zu einem einheitlichen Ganzen nicht bestehen. Es muss einen festen Mittelpunkt haben, um den sich alles gruppiert, auf dass es nicht in disparate Elemente aus einander faellt. Aber eine allzu straffe Centralisation führt eine Blutüberfüllung des Herzens herbei und laesst die Entwicklung berechtigter Stammeseigentümlichkeit nicht aufkommen.

Der Staat muss die confessionelle Differenz in seinen Grenzen dulden. Sogar Luther hielt es für unmoeglich, dass Protestanten und Katholiken in einem Staate zusammen wohnen. Und in der That ergeben sich aus dieser Verschiedenheit mancherlei Complicationen und Collisionen. Doch diese Schwierigkeiten sind durchaus nicht unüberwindlich. Das Reich müsste fürwahr auf schwachen Füssen stehen, das die Verschiedenheit der Confessionen in seiner Mitte nicht zu dulden vermoechte. Sicherlich waere es bequemer, wenn der Staat nur mit einer Religion zu rechnen haette, aber diese Einheit mit Gewalt herzustellen oder mit Gewalt zu erhalten, das hat noch nie Segen gebracht.

Jeder Staat entsteht, entwickelt und bildet sich unter eigentümlichen Verhaeltnissen, auf gegebener Basis, unter besonderen Gefahren und Kaempfen. Darum ist er ein eigen-

artiges Gebilde. Seine Unterthanen sind nicht Menschen im Allgemeinen, sondern Menschen mit bestimmten nationalen und religioesen Zügen auf bestimmter Stufe der Bildung und Gesittung. In seiner Rechtsordnung spiegelt sich der sittlich-religioese Gesamtzustand eines Volkes wieder; je selbstaendiger ein Volk ist, desto eigenartiger wird es seine staatlichen Einrichtungen gestalten, nicht nach allgemeiner Schablone, sondern nach seinen nationalen Bedürfnissen und Neigungen. „Ein Volk, das seinen Nationalcharakter verkennt, oder gar gering achtet und weg wirft oder doch ihn verkümmern laesst, kann niemals ein sittlich gesundes Staatswesen führen“ (Rothe).

Die Staatsform ist nicht überall die gleiche, sie muss zur Art und Geschichte des Volkes passen. Es waere durchaus verfehlt, wollte man die Einrichtungen und Gesetze eines Volkes ohne Weiteres auf ein anderes übertragen, sie würden zu den anders gearteten Verhaeltnissen nicht passen. Andere Verhaeltnisse — andere Gesetze und Einrichtungen! Der Volkswille kommt nur dort zur Geltung, wo dem Volke eine berechtigte Mitwirkung an der Regierung gesichert ist. Jeder Staat muss die mannigfaltigsten Genossenschaften, Vereine und Gemeinschaften in seinem Innern dulden, in denen die individuellen Verschiedenheiten sich auspraegen und kundgeben. Im politischen Leben eines Volkes machen sich die verschiedensten Bestrebungen und Ansichten geltend. Es bilden sich Parteien, in denen die Repraesentanten der verschiedenen Interessen, Ansichten und Richtungen zusammen treten. Demokratische Parteien haben eine Neigung zum Nivelliren, sie wollen Personen und Zustaende moeglichst gleich machen und erwarten alles Heil von der Masse. Aristokratische Parteien berücksichtigen mehr die Unterschiede unter den Menschen und erkennen der Einzelpersoenlichkeit mit ihren besonderen Kraeften und Gaben einen hoeheren Wert

und eine groessere Bedeutung zu. Die conservative Richtung ist bestrebt, das Staats-Ganze in seiner historischen Eigenart und auf seinen geschichtlichen Grundlagen zu erhalten; die liberale Richtung tritt vorzugsweise für die persoenliche Freiheit in die Schranken. Es ist ein buntes Bild, welches das öffentliche Leben in einem Culturvolke bietet. Der individuelle Wille geraet nicht selten in Conflikt mit der staatlichen Ordnung und den allgemeinen Interessen. Die Gefahr der Zersplitterung und der Zerfahrenheit liegt nahe, centrifugale Kraefte drohen die staatliche Einheit aus einander zu sprengen. Es ist daher unbedingt erforderlich, dass das allgemeine Interesse den Sonderinteressen vorangestellt wird. Die Liebe zum gemeinsamen Vaterland muss staerker sein als der Parteigeist. Vom Staatsinteresse wird es abhaengen, ob der Geltendmachung der Individualitaet engere oder weitere Grenzen gezogen werden müssen. Niemals aber steht es dem Staate zu, die Gewissen zu vergewaltigen oder in das innere Leben seiner Bürger einzugreifen. Es mag dem Staatsmanne bisweilen die Versuchung nahe liegen, in den einzelnen Staatsangehoerigen nur Nummern oder unpersoenliche Kraefte zu sehen, sie zu betrachten und zu behandeln wie die Figuren eines Schachbretts, mit denen er nach Belieben spielt. Allein er verschüttet dem Staate eine Quelle seiner Kraft, wenn er die rechtmaessige Eigentümlichkeit und persoenliche Freiheit seiner einzelnen Glieder vernichtet. Schranken und Grenzen mag und muss er um die Individualitaeten ziehen, damit sie nicht durch einseitige und masslose Hervorkehrung ihrer Besonderheit das Gemeinwohl schaedigen und die Fundamente der Ordnung und Sittlichkeit untergraben. Aber er soll die Eigenart der Einzelnen schonen und ihre Selbstaendigkeit nicht vernichten, weil darauf die Charakterentwicklung beruht. Wenn der Staatswagen jede Individualitaet unter sich zermalmte, so würde nicht blos das Einzel- sondern auch das

Gesamtleben die empfindlichste Einbusse erleiden. Die Individualitaet im Staatsleben ist berechtigt, soweit sie sich mit den allgemeinen Aufgaben und Zielen des Staates vereinbaren laesst und die Gleichheit aller vor dem Gesetz nicht alteriert. „Man wird den Staat für den besten halten müssen, der jeder einzelnen Persoenlichkeit die freieste und vollkommenste Selbstentfaltung gewaehrleistet, aber natürlich nur eine Selbstentfaltung der guten, gottverliehenen Gaben und Anlagen, Kraefte und Faehigkeiten“ (Lemme).

§ 78.

KIRCHE UND SCHULE.

Der Staat ist organisirte Rechtsgemeinschaft, die Kirche organisirte Glaubensgemeinschaft. Sie will und soll Vermittlerin und Spenderin des religioesen Gutes für die Einzelnen sein; sie kann aber ihre Arbeit nicht an jedem in der gleichen Weise thun. Denn sie ist darin abhaengig von der Willens- und Geistesbeschaffenheit der Einzelnen, von ihrer Seelenstimmung, Bildung, Erkenntnis und sittlichen Reife. Ihre Organisation ist weit genug, um die verschiedensten Individualitaeten aufnehmen zu koennen. Sie ruht auf objektivem Grunde und hat universale Tendenz, aber ihre Entwicklung und Ausgestaltung ist doch durch individuelle Faktoren bedingt und beeinflusst. Indem sie alle Voelker lehren und taufen will, trifft sie auf die verschiedenartigsten Nationalitaeten, die sie zwar beeinflussen und laeuteren, aber in ihrer natürlichen und geschichtlichen Bestimmtheit nicht umaendern kann. Eine volkstümliche Kirche kann nicht entstehen, ohne dass der Volksindividualitaet ihr Recht wird. Der Leib der Kirche muss sich aus verschiedenartigen Gliedern zusammensetzen und mancherlei Elemente zu einem einheitlichen Ganzen zusammenfügen. Lehre und Bekenntnis,

Verfassung und Kultus der Kirche finden nicht überall die gleiche Ausbildung, durch die Berührung mit dem staatlichen, wissenschaftlichen und künstlerischen Leben erleiden sie mancherlei Modification. An den kirchlichen Einrichtungen ist der Charakter der Zeiten, der Voelker und der einzelnen Persoenlichkeiten wohl zu erkennen. Verschiedene Stufen der Froemmigkeit und der Erkenntnis sind in jeder groesseren Kirchengemeinschaft vereinigt. Neben den Vollkommenen stehen die Anfänger, „die jungen Kinder“, von denen der Apostel sagt: „Ihr bedürft, dass man euch die ersten Buchstaben der göttlichen Worte lehre und dass man euch Milch gebe und nicht starke Speise“ (Hebr. 5, 12). Das ist eine unausbleibliche Folge menschlicher Unvollkommenheit. Wenn Paulus darauf hinweist, dass wir alle hinan kommen zu einerlei Glauben und Erkenntnis des Sohnes Gottes, so redet er nicht von der Gegenwart, sondern von dem fernen Ziel der Vollkommenheit. Will die Kirche ein Volksleben mit seinen Gegensaetzen umspannen, so muss sie verschiedene Charaktere, verschiedene Denkarten, Richtungen in sich aufnehmen; nur durch gewaltsames Eingreifen in die individuelle Freiheit könnte die Individualitaet niedergehalten und die Uniformitaet herbeigeführt werden. So wenig aber die Kirche zu Gewaltmassregeln greifen soll, ebenso wenig soll der Einzelne seine Besonderheit auf die Spitze treiben und die abweichende Meinung, die divergirende Stellung zu einer grundsätzlichen Trennung und Losreissung werden lassen. Er bedarf der Gemeinschaft, dass sie ihn schütze und trage und vor einseitigen Ausartungen seiner religioesen Eigentümlichkeit bewahre. Es ist wohl erklaerlich, dass die persoenlichen Glaubensüberzeugungen bisweilen in Collision geraten mit den Ordnungen der Kirche; aber wenn die letzteren pietaetvoll geachtet und die ersteren massvoll kund gegeben werden, sollte da nicht immer die hoehere Einheit zu finden sein?

Der Kirche unverrücktes Ziel bleibt es durch alle Zeiten und in allen Voelkern, „dass der Leib Christi erbauet werde" (Ephes. 4, 12); dazu soll jeder mit der ihm verliehenen Gabe mitwirken. Wer als Glied sich einfügen laesst in diesen Leib, der gehoert der Kirche innerlich zu. Der Stifter der Kirche hat in den Gleichnissen vom verlornen Schaf und vom verlorenen Groschen jedem Einzelmenschen in seiner Gestalt und Auspraegung unvergleichlichen Wert zugeschrieben, darum kann die Kirche nicht aufhoeren, die Einzelseele liebend zu suchen. Sie muss von jedem ihrer Glieder Opfer fordern; denn wie sollte irgend ein Zusammenleben moeglich sein, ohne dass der Einzelne von seinen Eigenheiten manches zu opfern bereit ist? Aber sie entschaedigt jeden reichlich für dieses Opfer. Durch ihre Gnadenmittel steht sie ihm bei, dass seine Individualitaet ihre ewige Bestimmung erreiche und von Trübungen und Entstellungen befreit werde. Bei dem innersten Kern fasst sie das Individuum an, indem sie auf Herz und Gemüt desselben einwirkt und sein inneres Leben mit göttlichem Inhalt erfüllen will. Sie steckt ihm das höchste Ziel der Vollkommenheit, naemlich der Seelen Seligkeit, sie mahnt zur Einkehr und Sammlung. Sie verleiht dem eigenen Leben Kraft und Zuversicht, indem sie lehrt, dass dasselbe „nicht als ein verlorner Punkt zufällig sich finde, sondern von einer hoeheren Macht gehegt und getragen werde" (Paulsen).

Die ursprünglich *eine* Kirche hat sich im Laufe ihrer geschichtlichen Entwicklung in Sonderkirchen individualisirt. Diese sind durch Unterschiede der Lehre, des Kultus und der Verfassung getrennt; jede hat ihre besonderen Vorzüge und jede hat ihre besonderen Mängel. Alle sind Erscheinungsformen, Aeusserungen des einen christlichen Geistes. Die wahre, unsichtbare Geisteskirche setzt sich aus den lebendigen Gliedern der verschiedensten Kirchengemeinschaften zusammen,

Jede dieser geschichtlich gewordenen Kirchen entspricht einer bestimmten Entwicklungsstufe des christlichen Bewusstseins, dieses draengt in seiner Ausbildung auf Sonderungen und Neugestaltungen. Die Individualitaet findet nicht in jeder Kirchengemeinschaft ihre Erbauung und Befriedigung.

Die charakteristische Eigentümlichkeit der katholischen Kirche ist, dass sie die Kirche der Autoritaet und des Gesetzes ist. Die natürlichen Individualitaeten haelt sie nieder durch das Übergewicht des geistlichen Standes und durch die Wucht des einheitlich geleiteten Gesamtorganismus. Die Einheit steht ihr hoeher als die Freiheit und selbst die Wahrheit. Ueberall, wo sie auftritt: dieselbe Sprache, dieselbe Kleidung der Priester, dieselbe Organisation, derselbe Gottesdienst. Und sie steht wirklich in imponirender Einheit da, aber diese Einheit ist eine erzwungene, durch aeussere Mittel herbeigeführte. Weltbeherrschung und Welteroberung ist ihr Ziel — darum muss die Dogmatik die Geschichte ueberwinden und starre Formen, unabaenderliche Gesetze müssen die Freiheit des Einzelnen erdrücken. Die Heilsaneignung ist eine rein aeusserliche, kirchlich vermittelte; das Werk gilt mehr als der Glaube. Es ist alles durch Vorschriften geregelt und bestimmt, und nichts der individuellen Freiheit überlassen. Der konsequent durchgebildete Katholicismus muss es als sein Ideal hinstellen, dass der Einzelne nur ein Werkzeug ist in der Hand seiner Oberen, dass er in seiner Heiligung immer mehr fortschreitet, je mehr er zum Kadaver wird; er ist nur eine Nummer, keine mündige Persoenlichkeit. Über seine Besonderheit wird zur Tagesordnung übergegangen. Nationalitaet und Individualitaet sind gleichgiltig; die katholische Kirche vertraut ihrer Organisation, ihren Institutionen, Gesetzen und Kultusformen; sie sind von Dauer und Bestand, waehrend die Personen mit ihren Eigentümlichkeiten kommen und gehen. Diese sind wie eine Welle, die der Strom weitertraegt, wie ein

Hauch, der in der Luft verweht. Das Amtliche absorbirt das Persoenliche und das Universelle erdrückt das Individuelle.

Dagegen steht die evangelisch-protestantische Kirche nicht in geschlossener Einheit und erzwungener Gleichfoermigkeit da, sondern in lebensvoller Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit. Sie ist die Kirche der Innerlichkeit, des Glaubens, des Geistes. Die Wahrheit steht ihr hoeher als die Einheit, die Person hoeher als die Werke und das Leben ist ihr wertvoller als die Formen. Sie stellt jeden Einzelnen in direktes, unmittelbares Verhaeltnis zu seinem Gott und verlangt innere Heilsaneignung, persoenliches Eintreten, Ueberzeugung und Wahrhaftigkeit, Kraft und Leben. Darum muss in ihr die Individualitaet zu ihrer Bedeutung und zu ihrem Rechte kommen. Wo selbstaendige Erfassung der Wahrheit ist und freie Forschung, da treten besondere Auffassungen und Urteile hervor. Sie verschmäht es, das Individuum mit einem Zaun von Gesetzen zu umgeben, damit seine persoenliche Entwicklung eingeengt werde, sie hat Raum für eine geistige Entwicklung und Verstaendnis für individuelle Lebensentfaltung innerhalb der gottgesetzten Schranken, weil sie dem Worte und Geiste Jesu Christi vertraut. Durch die Kraft des in ihr gegenwaertigen Christus will sie die Menschen erneuern zum Bilde Gottes, das natürliche Leben heiligen und laeutern, befruchten und vertiefen, damit ein Mensch Gottes sei vollkommen, zu allem guten Werk geschickt. Sie will „statt Ausmerzung des Eigenen und Einpflanzung eines ihm Fremden vielmehr Ausgeburt des idealen Gehaltes der Individualitaet, Verwirklichung des darin niedergelegten Gedankens des Schoepfers, Wiederbringung der Seele aus der Gefangenschaft der Selbstsucht zur Freiheit der Kinder Gottes und zum freien, froehlichen Gebrauch der von Gott verliehenen Güter und Gaben im Lichte seines Angesichts“ (Niemann). Die Einheit der evangelisch-protestantischen Kirche ist nicht eine aeusserliche, mittelst

einer durchgreifenden Organisation gewaehrleistete, sondern eine Einheit des Geistes und der Gesinnung. Vom gemeinsamen Geist belebt, soll jedes Glied der Kirche mit seinen Gaben zum Wohl des Ganzen beitragen. Bei der Verschiedenheit der Individualitaeten koennen ihr Kaempfe nicht erspart bleiben, aber im Kampfe erringt sie den Siegespreis der Wahrheit. Grund und Richtschnur für Glauben und Leben ist ihr die heilige Schrift, die selbst wieder eine Einheit mannigfaltiger Bücher ist. „Welche Mannigfaltigkeit der Gestalten und Verhaeltnisse, welcher Reichtum von Schattierungen und Farbentoenen, von den dunkelsten daemonischen Gestalten durch alle Abstufungen bis zur lichten Gestalt des Einen, Vollkommenen, Heiligen, der so ganz einzig ist und doch allen gehoert!" (Weitbrecht). Herder sagt von der heiligen Schrift, dass sie ein Garten sei und kein Kerker, eine Welt voll Abwechselung und Fruchtbarkeit der Gedanken, kein Arbeitshaus, wo man immer auf einerlei Weise raspeln müsse. Aus ihr schöpft der Prediger, was zur Erbauung der Gemeinde dient. In jeder Predigt wird die Individualitaet des Predigers durchschimmern, in ihrem Inhalt wie in ihrer Form und im Vortrag; der Prediger muss auf die Individualitaet seiner Gemeinde Rücksicht nehmen, der Seelsorger soll der Individuen Bedürfnis erkennen und befriedigen. Das Vorbild aller individuellen seelsorgerlichen Behandlung der Menschen ist Jesus selbst, der wie kein anderer die Seeleneigentümlichkeit derer, die ihm nahten, durchschaut hat. Es liegt eine Wahrheit in dem Zinzendorf'schen Ausspruch: „Genau genommen hat jeder seine eigene Theologie".

Das individuelle Regen und Bewegen auf dem Gebiete der Kirche wird haeufig der Anlass zu Spaltungen und Sectenbildungen. Da laesst sich denn die Individualitaet frei gehen und findet ihre volle Befriedigung, aber sie ist auch der Gefahr der Entartung und Verirrung sehr ausgesetzt. Im

engen Kreis der Sekte bilden sich oft die einseitigen, engherzigen, schroffen religioesen Individualitaeten aus. Traurige Zersplitterung, hochmütige Abschliessung gegen Andersdenkende sind die Folgen der Sektenbildung. Die Sektierer wollen meistens etwas Besonderes haben und etwas Besonderes sein. Der ehrwürdige Prälat M. Magnus Friedrich Roos, der sich über die Verschiedenheit und Einigkeit der Kinder Gottes Gedanken gemacht hat, sagt hierüber in einem 1764 erschienenen Buche: „Der Unterschied der Gaben und der Stufen im Christentum wie auch die unvollkommene Erkenntnis bei allen und jeden Gliedern Christi, ist etwas Noetiges, Liebliches und Ertraegliches, aber die Spaltungen sind immer etwas Klaegliches“; „es ist ungeziemend, wenn jemand sich anstellt, als ob keine ausgemachte Wahrheit in der Welt waere und er selbst alles erst erfinden, folglich in alles, was Gott durch andere hat finden lassen, einen misstrauischen Zweifel setzen müsste. Auf diese Art will man ein allgemeiner Geist (Spiritus universalis) sein und etwas leisten, das nur dem ganzen Leibe Christi gemeinschaftlich gegeben ist“.

§ 79.

FORTSETZUNG.

In dem grossen Koerper einer Kirchengemeinschaft findet die Individualitaet eine gesundere Entwicklung und Bewahrung als in der engen Sekte. Zwar die Zustaende einer Landeskirche sind durchaus nicht immer ideal zu nennen, aber sie hat ja Raum für mancherlei Vereine, Gesellschaften und Gemeinschaften, in denen die Individualitaet sich uneingeschraenkt aeusseren und bethaetigen darf. „In der religioesen Association ist die Individualitaet ausdrücklich berechtigt, sich geltend zu machen. Denn sie will gar nicht mehr sein als eine Gemeinschaft der Froemmigkeit rein als solcher, auf

einer bloss individuellen Basis, auf der Basis lediglich einer individuellen religioesen Wahlverwandtschaft, nicht auf universeller und objektiver Basis, wie die Kirche. Die individuelle religioese Freiheit hat gerechte Ansprüche an die Kirche auf einen Uebungsplatz, ohne den die religioesen Individualitaeten verkrüppeln. Bei der Mischung der allerverschiedenartigsten religioesen Stimmungen und Richtungen in unseren Landeskirchen kann die allgemein kirchliche Gemeinschaft für sich allein keinen befriedigen, der ein lebendiges religioeses Bedürfnis hat" (Rothe, Ethik).

Trotz der Verschiedenheit der Individualitaeten kann die Einigkeit im Geist vorhanden sein, ohne welche eine kraeftige, lebensfaehige religioese Gemeinschaft undenkbar ist. „Wir sollen eins sein in Christo, aber nicht einerlei." In den verschiedenen Konfessionen waltet ein verschiedener Geist, der aber in Christo seinen einheitlichen Ausgangs- und Sammelpunkt hat. Luther hatte nicht Unrecht, wenn er Zwingli auf dem Religionsgespraech zu Marburg zurief: „Ihr habt einen anderen Geist als wir;" aber er hatte Unrecht, wenn er in diesem besonderen Geiste eine trennende Schranke sah und nicht eine von den mannigfaltigen Ausstrahlungen der Sonne, welche Jesus Christus heisst.

Die kirchliche Gemeinschaft, in der wir aufwachsen, übt einen tief gehenden Einfluss aus auf unser individuelles Werden, auf die Bildung unseres Charakters, auf unser Denken und Empfinden. Man wechselt den Glauben nicht wie ein Gewand, er steht in Zusammenhang mit dem Kern unseres Wesens, mit unserer innersten Eigentümlichkeit; er ist die Grundlage der Charakterbildung. Die confessionelle Bestimmtheit gibt dem christlichen Leben, Denken, Fühlen und Wollen in jedem Einzelnen eine besondere Faerbung, die soweit berechtigt ist, als sie dem Allgemeinchristlichen nicht widerstreitet.

Der Aeusserung individueller Besonderheit sind Grenzen gesetzt durch die kirchliche Ordnung, durch die Pietaet gegen das von den Vaetern Ueberkommene, durch die Rücksicht auf das allgemeine Wohl. Jede Kirchengemeinschaft muss sich schuetzen gegen Lehrwillkür und die Ausbrüche zügelloser Individualitaet, gegen zerstoerende Tendenzen, gegen radikale Geister. Ein Haufen wirr durch einander liegender Steine oder lose zusammenhaengender Sandkörner — das ist das Bild der Kirche nicht. Sie muss einem schoen zusammengefügten, harmonischen Bau gleichen. Sie darf nicht herabsinken zu einem Sprechsaal für alle moeglichen Ansichten, die stetigem Wechsel unterworfen sind, eine Gemeinschaft des Glaubens muss sie sein und bleiben, aufgebaut auf dem Grunde der Apostel und Propheten, da Jesus Christus der Eckstein ist. Wie die Apostel und Propheten verschiedenartige Individualitaeten waren, so sind auch unter den Gliedern der Kirche mannigfaltige Unterschiede und Stufen der Erkenntnis, des Glaubens, der Vollkommenheit, vielerlei Eigentümlichkeiten groesserer oder geringerer Art. In allen kann doch der naemliche Geist walten, durch den die verschiedenen Einzelwesen erbaut werden zu einer Behausung Gottes (Ephes. 2, 19). Verschiedene Richtungen, Überzeugungen, Bestrebungen und Ansichten waren immer in der Kirche und werden immer sein; sie sind berechtigt, sofern sie auf dem gemeinsamen Grunde bleiben und zur Auferbauung, nicht zur Auflösung wirken. Es gibt religioese Naturen, die nur in aeusserer Autoritaet, in aeusserlichen Garantieen Beruhigung finden; es gibt andere, denen das Aeussere gleichgiltig ist, weil sie dem Geiste vertrauen. Wiederum gibt es solche Naturen, die nur in der Gemeinschaft, unter ihren wohlthaetigen Ordnungen und heilsamen Einflüssen zu erstarken und zu gedeihen vermoegen, dagegen andere, welche ihrer Selbstaendigkeit sich freuen. Neue Formen begehrt der

eine, und der andere haengt an den alten, die sich im Sturme der Zeiten bewährt haben. Der Geist des einen ist aufs Praktische, Reale, Aeussere gerichtet, auf Verfassung und Organisation; der Geist des anderen auf das Ideale, Geistige, Innere. Durch redliches Zusammenwirken werden sie vor Einseitigkeiten bewahrt. Diejenige kirchliche Richtung ist die beste, welche am meisten zur Ueberwindung der Sünde und zur Auswirkung des christlichen Lebens beiträgt. Ueber dem Individuell-Trennenden soll aber das Gemeinsame nicht vergessen werden. Der Kirchenhistoriker Neander spricht sich darüber einmal so aus: „Die verschiedenen Richtungen müssen mit einander einstimmen und zusammenwirken koennen, wenn auch ein jeder nach seiner Ueberzeugung, seinem Gewissen den eigentümlichen Standpunkt, den ihm Gott angewiesen, treu festhalten und weiter zu gestalten suchen muss, die Entscheidung darüber, wer Recht hat, einem Gerichte Gottes in der Geschichte anheimstellend. Es muss hier ihre Anwendung finden die Regel, welche der Apostel für solche Fälle aufstellt, dass ein jeder nur treu wandle nach dem Mass der Erkenntnis, wozu er gelangt ist, in der Hoffnung, dass Gott, wenn jeder so treu im Grossen und Kleinen nach dem Mass seiner Einsicht zu handeln sich angelegen sein laesst, dass Gott, der, was er angefangen hat, auch zu vollbringen weiss, durch seinen Geist das, was einem jeden noch fehlt, offenbaren werde, und so durch die erleuchtende und laeuternde Macht dieses Geistes die trennenden Gegensaetze immer mehr ausgeglichen werden. Liebe und Wahrheit muss das Trennende und Einigende sein“.

Die *Schule* ist für das heranwachsende Geschlecht bestimmt und dient der Ausbildung seiner geistig-sittlichen Faehigkeiten, auch seiner koerperlichen Kraefte. Bei der Verschiedenheit der Bildungsziele und Bildungsmittel ist die Einheitsschule, die alle aufnimmt und alles darbietet, ein Ding der

Unmoeglichkeit. Eine Sonderung der humanistischen und realistischen Bildungsanstalten, eine Gliederung in hoehere und niedere Schulen, eine Scheidung zwischen solchen, die allgemeine Bildung vermitteln und solchen, die nur eine Fachbildung geben wollen, ist unvermeidlich. Nach der Art und Richtung der Begabung ist der Bildungsgang zu waehlen und das Bildungsziel zu bestimmen. Wo zu humanistischen Studien weder Talent noch Neigung vorhanden ist, da findet sich oft Liebe zu den Naturwissenschaften, Freude an Mathematik oder Technik. „Die Natur dahin draengen wollen, wohin sie nicht zieht, heisst mit der Natur streiten wollen, und ist eine vorgebliche Anstrengung“ (Comenius). Würde für jeden der seiner eigentümlichen Natur entsprechende Bildungsgang gewaehlt, so würde jeder etwas leisten koennen. Der naemliche Stoff kann in der verschiedensten Weise dar geboten werden nach Form und Inhalt je nach dem Lebensalter, der Fassungskraft, der Empfaenglichkeit der Schüler. Die Neigung und Verarbeitung von seiten der letzteren ist durchaus individuell.

Niemand waechst in unbestimmter Allgemeinheit auf; aus bestimmter Volks- und Religionsgemeinschaft geht er hervor, darum soll er für dieselben auch erzogen und herangebildet werden. Die Schule muss desshalb national und confessionell bestimmt sein. Wenn farblose Allgemeinheit in ihr herrscht, so wird sie weder lebendigen Patriotismus noch lebendige Religiositaet wecken koennen. Die nationale und confessionelle Differenz wird aber überspannt, wenn die Schule zur Pflegerin des Nationalhasses oder der confessionellen Intoleranz gemacht wird. Um nationale und confessionelle Ausartungen abzuwehren, muss die Schule auch das Allgemein-Menschliche und Allgemein-Christliche pflegen, aber dieses laesst sich nur in nationaler und confessioneller Bestimmtheit erfassen und verwirklichen. Die Nationalitaet wird unberech-

tigt, wenn sie mit der Humanitaet sich in Widerspruch setzt, und die Confessionalitaet verliert die Berechtigung, wenn sie dem Allgemein-Christlichen zuwiderlaeuft.

Der grosse Gegensatz von Mann und Weib bringt auch in das Erziehungswesen den Unterschied maennlicher und weiblicher Bildung. Die besondere Natur und der besondere Beruf des Weibes fordern in paedagogischer Hinsicht eine besondere Behandlung, eine besondere Auswahl und Abgrenzung der Bildungs- und der Zuchtmittel. Wie der koerperliche Unterschied der Geschlechter ein bedeutender ist, so ist auch in der geistigen Veranlagung eine erhebliche Differenz. Schon im Spiele des Kindes erkennen wir den Geschlechtsunterschied; das Mädchen spielt mit der Puppe, der Knabe mit der Waffe. Die griechische Sage meldet, dass Thetis ihren Sohn Achilleus, um ihn vom trojanischen Feldzug zurückzuhalten, in Maedchenkleider steckte und nach Skyros brachte, wo er unter Maedchen spielte. Odysseus aber entdeckte ihn durch eine List. Er legte den Kindern Schmucksachen und Waffen vor, ging dann hinaus und liess Kriegsgetoese erschallen. Die Maedchen bewunderten die Schmuckgegenstaende, Achilleus aber ergriff die Waffen und eilte hinaus zum Kampfe, dem Feinde entgegen. So ward er erkannt, und willig zog er mit in den trojanischen Krieg.

Jede Schule soll nicht zur Abrichtungs- und Dressiranstalt herabsinken, sondern eine Erziehungsanstalt sein. Wenn auch ihre Arbeit überwiegend darin besteht, dass sie Kenntnisse mitteilt und den Verstand bildet, so muss sie doch immer das hoechste Ziel wahrer Gesittung und Herzensbildung im Auge behalten. Durch ihre ganze Einrichtung, durch Inhalt und Form des Unterrichtes, insbesondere des Religionsunterrichtes, durch das Vorbild des Lehrers muss sie auf die sittliche Kraeftigung, auf das Werden der individuellen Persoenlichkeit, auf die Bildung des Charakters hinarbeiten.

Intelligenz ist eine gefaehrliche Waffe in der Hand des moralisch Verwilderten, er wird damit mehr Schaden als Nutzen stiften. Sie ist aber ein maechtiger Hebel der Civilisation, wenn ihr Herzens- und Charakterbildung zur Seite steht. Bei dieser erzieherischen Arbeit der Schule kann der Lehrer der steten Rücksicht auf die Individualitaet des Schülers nicht entraten. Der Erfolg wird ihm ausbleiben, wenn er in Bausch und Bogen arbeitet und nicht individuell vorgeht, wenn er nur die Masse und nicht den Einzelnen mit seinen Vorzügen und Fehlern, mit seinem besonderen Leibes- und Seelenleben ins Auge fasst. Rechte Erzieherarbeit ist immer Einzelarbeit. In jedem Schüler steht eine gottgesetzte Individualitaet vor dem Lehrer: er soll diese Blume nicht knicken, sondern ihr zur vollen Entfaltung helfen, sie einpflanzen in den schoenen Gottesgarten der Menschheit, dass sie ihn mit ihrer eigentümlichen Schoenheit ziere und bereichere. Nicht Schematisiren und Schablonisiren, sondern Individualisiren heisst die Losung für den Paedagogen. „Harte Gleichmacherei erbittert und macht stumpf“ (Paulsen). Die Lehrmethode soll vom Einzelnen, Bestimmten, Anschaulichen ausgehen und zum Allgemeinen fortschreiten. Das Individuelle und Concrete erweckt Interesse, das Allgemeine und Abstrakte laesst das Kind kalt. Der Lehrende muss klar scheiden und sondern und den Lehrstoff in guter Ordnung mitteilen: qui bene distinguit, bene docet. Vermengung schafft Unklarheit und Verworrenheit.

§ 80.

SCHLUSSBETRACHTUNG.

Nachdem Karl V die Kaiserkrone niedergelegt hatte, soll er sich im Kloster vergeblich bemüht haben, zwei Uhren in den gleichen Gang zu bringen. Er sah darin ein Abbild seines misslungenen Lebenswerkes: es war ihm nicht geglückt,

die Voelker in der Einheit des Glaubens und der habsburgischen Monarchie zu erhalten. Die Individualitaet verlangte gebieterisch ihr Recht.

Den Kern seiner Individualitaet bringt jeder Mensch mit, wenn er aus dem Schooss der Familie hervorgeht. Die besten Gaben, die unser Eigentum ausmachen, hat uns der Schoepfer in die Wiege gelegt. Und mit Recht ist jeder stolz auf seine besonderen Gaben, auf das, was gerade er, und nur er, sein eigen nennen darf. Er freut sich, wenn er etwas hat, was andere nicht haben, wenn er etwas weiss und kann, was anderen versagt ist. Das eigene Koennen und die eigene Leistung gewaehrt allein wahre Befriedigung. Beanlagung und Erziehung — diese beiden wichtigen Faktoren sind entscheidend für die Individualitaet. Dem heranwachsenden Kinde wird durch Eltern und Erzieher, durch Religions- und Volksgemeinschaft, durch Lebensverhaeltnisse und Berufsvorbereitung ein eigenartiges Gepraege aufgedrückt. Das innere Leben der Menschen entwickelt sich nicht gleichartig, der Geist verbindet und trennt die Menschen. Hier die inneren Unterschiede des Charakters, der Geistesart, der Seeleneigentümlichkeit, dort die aeusseren Unterschiede der Koerpergestalt, der Kleidung und Lebensweise, des Vermoegens, des Standes und Berufes.

Durch die Verschiedenartigkeit der Talente wird das menschliche Zusammenleben bereichert und befruchtet; die Gemeinschaft der mannigfach gearteten und gebildeten Persoenlichkeiten mit ihren Gaben und Kraeften, ihren besonderen Berufs- und Wirkungskreisen, ihren verschiedenen Neigungen und Bestrebungen schafft erst die Cultur. Dazu muss jeder beitragen, was gerade er leisten und bieten kann. In allen grossen Maennern der Wissenschaft und Kunst, der Religion und Politik finden wir neben Allgemeinem auch Besonderes, Eigenes, Apartes, was aus ihrem Geist erwachsen, aus ihren

besonderen Anlagen, Empfindungen, Vorstellungen hervor gegangen ist.

Die rechte Gesittung ist ein Produkt, das durch das Zusammenwirken vieler Faktoren zu stande kommt. Die grossen Ideen des Wahren, Guten und Schoenen koennen nur durch den Reichtum verschiedenartiger Geister und in einer Fülle mannigfaltiger Erscheinungen und Erzeugnisse ihre angemessene Verwirklichung finden. Wenn mit der Individualitaet immer zugleich Unvollkommenheit gesetzt ist, so koennen wir bei dem Einzelnen nicht alle Gaben suchen, er hat nur einen geringen Teil derselben; über die vom Schoepfer ihm gesetzten Grenzen kann er nicht hinaus.

Eine lebendige Kirche, ein kraeftiges und reiches Staatswesen kann nur entstehen durch die Vielheit der Individualitaeten. Wo Leben sein soll, da muss Mannigfaltigkeit sein; da machen sich vielerlei Bestrebungen, Richtungen und Stroemungen geltend, welche nicht die gleiche Wertschaetzung beanspruchen koennen, sondern verschieden sind an Wert und Bedeutung. Wenn einer etwas Tüchtiges zu stande bringen will, so betrachtet er seine Aufgabe von neuen Gesichtspunkten aus und schlaegt neue Mittel und Wege ein, um das Ziel zu erreichen. Was er selbst erkaempft und erringt, was er aus eigenster Kraft wird, das ist doch eigentlich allein von Wert. „Erquickung hast du nicht gewonnen, wenn sie dir nicht aus eigner Seele quillt.“

Die Ausbildung und Freilassung der Individualitaet birgt allerdings auch manche Gefahren in sich und schafft Gegensaetze und Conflikte mancher Art. Ferne sei es, dass wir dem ungezügelten Temperament, der individuellen Willkür und Leidenschaft oder der rohen Naturwüchsigkeit ein Recht zugestehen, aber wohl müssen wir dem Charakter, dem Gewissen, der eigenen Überzeugung ihr Recht und ihre Bedeutung wahren. Wir müssen in der Individualitaet wohl scheiden,

15

was Gold und was Schlacke, was Kern und Schale, was Muschel und Perle ist. Die Individualitaet droht subjektivistisch zu entarten, sie muss sich in sittlichen Grenzen bewegen, frei und doch gebunden. „Das Geheimnis besteht darin, sich an seine Individualitaet zu binden, aber sich nicht von ihr binden zu lassen" (Rembrandt als Erzieher). Jeder kann nicht anders, als den Gesetzen seines eigenen Wesens folgen, aber er kann in seinem individuellen Wollen und Wirken von allgemeinen Grundsaetzen und Wahrheiten sich leiten lassen. „Innerhalb des Gehorsams gegen das Allgemeine", sagt Lotze, „soll jeder seine eigene Individualitaet entwickeln und durch das Gute, das nur er und kein anderer so leisten kann, den unerschoepflichen Reichtum der schoenen Folgen bezeugen und verwircklichen helfen, die aus dem Grunde der sittlichen Ideen entspringen koennen."

Die divergirenden Individualitaeten drohen alle Gemeinschaft und Solidaritaet über den Haufen zu werfen. Und doch kann die individuelle Besonderheit nur in der Gemeinschaft ihre Ausbildung erhalten und nur auf diesem Grunde bestehen und gedeihen. Das schoenste Relief würde sich von unschoenem oder schwankendem Hintergrund schlecht abheben. Die ausgepraegteste Individualitaet würde wertlos sein, wenn sie in stolzer Einsamkeit und Abgeschlossenheit thronte und nicht zum Gedeihen und Segen des Ganzen mitwirkte. Bei aller Verschiedenartigkeit muss ein gegenseitiger Verkehr, eine innige Gemeinschaft, eine lebendige Einheit moeglich sein. Ja die Einheit setzt die Mannigfaltigkeit voraus und würde ohne sie zur toten Einerleiheit, zur starren Einfoermigkeit. Der Einzelne mit seiner Besonderheit muss den Zusammenhang mit dem Gesamtgeist suchen, damit er durch ihn getragen und gestaerkt, vor Abwegen und Faehrlichkeiten beschützt werde. „Einig sollst du zwar sein, doch eins nicht mit dem Ganzen!" (Schiller). Durch einiges Zusam-

menwirken aller sittlich-religioesen Kraefte muss das Reich Gottes in der Welt mehr und mehr verwirklicht werden.

So wunderbar ist dies Geschlecht gebildet, dass alle für einander bestimmt sind und doch jeder auch für sich ein besonderes Leben führt. In Gottes grossem Hause sind viele Wohnungen, es ist aber doch *ein* Haus. Gott ist einem reichen Herrn, einem grossen Arbeitgeber vergleichbar, der seine Kinder und Knechte zwar alle gleich haelt, aber doch für jeden Einzelnen eine besondere Stelle, eine eigene Gabe und eine bestimmte Aufgabe hat. Er mutet nicht jedem das Naemliche zu, sondern berücksichtigt die Eigenart der Einzelnen. Und wiewohl sie alle der Verwirklichung seiner grossen Zwecke dienen müssen, so laesst er doch einen jeden seine eigenen, besonderen Wege gehen, und fordert nur, dass diese Wege gut seien. „Jeder soll in seiner Art des *einen* Gottes Licht und Leben widerstrahlen, wie im Blumengarten jede Blume in eigentümlich schoenem Farbenglanz leuchtet, zum Preise dessen, der sie so herrlich bekleidet“ (G. Weitbrecht).

III.

HISTORISCH-POLEMISCHER TEIL.

§ 81.

EINLEITENDES.

In den frühesten Entwicklungsstadien der Menschheit fehlt ganz und gar die Erkenntnis von der Bedeutung und Berechtigung des individuellen Seins. Der überwaeltigende Eindruck der Natur und der in ihr waltenden Maechte haelt den Menschen gefangen und laesst ihn nicht zur Erkenntnis seines persoenlichen Wesens und seiner geistigen Kraft gelangen. Dem Naturdienst, der Naturvergoetterung hingegeben, vermag er nicht, auf sein wahres Wesen sich zu besinnen oder seiner Schranken sich zu entledigen. Nur im Zusammenleben mit seinem Stamm fuehlt er sich stark und maechtig, er lebt mehr ein Collectiv- als ein Individualdasein. Der Stamm hat sich auch noch gar nicht differenzirt; die Gleichheit der Einzelnen ist weit groesser als ihre Unterschiedenheit. Gemeinsam sind die Vorstellungen, die religioesen Gebraeuche und Gebete, die Arbeiten, die in Jagen, Fischen und Kriegfuehren bestehen.

Betrachten wir die Kinderwelt, so sehen wir da auch mehr Gleichheit als Unterschiedenheit; sogar die Differenz der Geschlechter tritt im Aeusseren wenig hervor. Nur der geuebte

und erfahrene Blick erkennt bereits die Merkmale individueller Eigenart. Von dem Kinde selbst wird seine Zusammengehoerigkeit und Gleichheit mit anderen weit mehr empfunden als seine Unterschiedenheit. Nicht anders verhaelt es sich in dieser Hinsicht mit den Voelkern auf der Kindheitsstufe ihrer Entwicklung. Der gemeinsame Typus tritt maechtig und deutlich hervor, die individuelle Besonderheit schlummert noch und harrt der Zeit, wo guenstige Umstaende sie wecken und hervorlocken werden.

Der Blick des Menschen richtet sich frueher nach aussen als nach innen. Er erforscht zuerst die Dinge um sich her, ehe er das eigene Wesen ergruendet. Er fuehlt zunaechst gar nicht das Beduerfnis, nach dem eigenen Wesen zu fragen oder seinen wahren Wert zu bestimmen; denn er glaubt, dass ihm das alles aus unmittelbarem Gefuehl bekannt sei. „Das Ich“, bemerkt O. Fluegel, „hat zuletzt den prüfenden Blick der Forschung auf sich gezogen, es ist das jüngste der philosophischen Probleme, eben darum, weil es für etwas ganz Bekanntes gegolten hat. Alles andere ward in den Kreis der Untersuchung gezogen, das Ich schien der Untersuchung nicht zu bedürfen. Jeder Mensch glaubte zu wissen und genau angeben zu koennen, wer er sei.“

Dazu kommt, dass die Sclaverei, die Geringschaetzung des Weibes, die unbedingte Gewalt der Eltern über ihre Kinder, Einrichtungen, welche das ganze sociale Leben eines Volkes vergiften müssen, eine richtige Schaetzung des Individuallebens gar nicht aufkommen lassen. Als Eigentum, als Sache, als billige Ware erscheint hier der Mensch, seine Bestimmung zu persoenlichem Dasein ist noch nicht erkannt. Von der Persoenlichkeit haengt aber der Wert des Einzelwesens vollstaendig ab, dass es mehr ist als ein Exemplar oder eine Nummer. Wenn der Wert der Persoenlichkeit einmal erkannt ist, dann daemmert auch die Erkenntnis von der Bedeutung

und Berechtigung der Individualitaet. Erst das Christentum hat der Menschheit die Bedeutung der Persoenlichkeit voll erschlossen, darum ist auch in den christlichen Voelkern erst die Individualitaet zu ihrem Rechte gekommen.

Wir haben gesehen, dass das Individuum nur bestehen und gedeihen, leben und sich entwicklen kann in der sittlichen Gemeinschaft. Wenn es sich von dieser abschliesst, so gleicht es dem von seinem Koerper losgetrennten Glied, in dem das Blut nicht mehr zirkulirt. Daraus folgt aber, dass die Gemeinschaft erst zu einer gewissen Entwicklung und Reife gelangt sein muss, ehe das Individualleben sich ausgestalten kann. Der Boden muss bereitet sein, ehe man einen Baum hineinsetzt. Die Fundamente der Gesellschaft müssen gelegt und fest gegründet sein, wenn dem Individuum zu seiner freien Selbstbethaetigung Spielraum gelassen werden soll. Das Schiff muss fest gezimmert und nach allen Richtungen fertig und ausgebaut sein, wenn man es dem bewegten Element übergibt und zu einem Spielball der Wellen werden laesst. So muss die aeussere Ordnung in Kirche und Staat ausgebaut und gefestigt sein, ehe man sie dem Gewoge individueller Meinungen und Beurteilungen aussetzt. Das socialisirende und das individualisirende Princip haben offenbar beide ihre Macht wie ihre Berechtigung in der Geschichte der Menschheitsentwicklung, aber jenes hat sich zuerst geltend gemacht. Beide sind jedoch niemals voellig von einander zu trennen, sondern allezeit innig verflochten.

A. Die vorchristliche Zeit.

§ 82.

1) CHINESEN, INDER, PERSER UND AEGYPTER.

Der geschichtliche Verlauf ist eine Bewegung von der Einheit zur Vielheit, vom Unvollkommenen zum Volkommeneren, von den Zustaenden starrer Gleichfoermigkeit zur lebendigen, reichsten Mannigfaltigkeit. Das Ziel dieser Bewegung ist die gottgewollte Entwicklung des Menschen, die Entfaltung aller in ihn gelegten Keime, Anlagen und Kraefte. Der Mittel- und Wendepunkt der Geschichte ist Christus. Wir überblicken zunaechst die vorchristliche Welt.

Aus der ursprünglichen Einheit des Geschlechtes loesen sich allmaehlich die Familien-, Stammes- und Voelkereigentümlichkeiten los. Die Voelker gehen ihre besonderen Wege und bilden ihre besondere Sprache und Religion, ihr eigentümliches Staatswesen, ihre besondere Kultur aus. Die gemeinsame Abstammung ist es, welche die Glieder eines Volkes vorzugsweise zusammenhaelt und von fremder Volksart schroff scheidet. Die Geschichte der alten Welt zeigt uns das Entstehen, Regen und Bewegen der Volksindividualitaeten, in denen die Einzelindividualitaeten noch gebunden sind. Wie den niederen Naturgebilden die Individualisirung fehlt, so fehlt sie auch noch den Voelkern der vorchristlichen Zeit. Mit ihren Einzelindividualitaeten verhaelt es sich aehnlich wie mit den Zellen des Pflanzenkoerpers, jede ist zwar etwas Besonderes für sich, es fehlt ihr aber die Selbstaendigkeit. Das socialisirende Princip ist übermaechtig in den Voelkern der alten Welt. Ein individuelles Dasein führen nur wenige; ganzen Klassen ist die Moeglichkeit dazu abgeschnitten durch

die socialen Zustaende. Die geistig-sittliche Kraft des Individuums ist noch gebunden. Das Wesen des Menschen als sittliche Person ist noch nicht erkannt; es fehlt der Begriff der Menschheit als einer „realen und lebendigen Gemeinschaft, welche die zeitlich auseinanderfallende Vielheit der Geister gleichwohl zu einem Ganzen des Füreinanderseins zusammenschliesst“. Zwischen den einzelnen Nationen sind Scheidewaende aufgerichtet, über die hinaus weder der Blick noch die Sympathie des Einzelnen dringt. Auch die hoechststehenden Voelker der alten Welt, Griechen und Roemer, fassen das Individuum nur als Glied der bürgerlichen Gesellschaft auf. Die Volksindividualitaet ist die Achse um die sich alles dreht; die Besonderheit des Einzelnen ist an sich gleichgiltig und erscheint nur berechtigt, soweit sie dem Ganzen sich opfert. Das Bewusstsein, dass der Einzelne auch zu einem Sonderdasein bestimmt und berechtigt sei, zur moeglichst vollkommenen Ausbildung seiner besonderen Gaben und Kraefte, ist noch nicht erwacht. Sein Lebenszweck geht im Staate auf. Die Charakterzüge der Voelker mussten zuerst ausgepraegt werden, ehe die einzelnen Charaktere ihre Ausbildung finden konnten.

Daher gewahren wir denn im Allgemeinen unter den Voelkern des Altertums eine grosse Gleichartigkeit der Zustaende und Personen, der Sitten, Meinungen und Gewohnheiten. Es sind nur wenige Individuen, die sich losringen zu besonderem Sein und Denken. Die Staatsform war haeufig der Despotismus, die Religion war Nationalreligion, die Goetter Stammesgoetter. Eine Abweichung von der staatlich gebotenen Religion war unter strenge Strafe gestellt. Das Gemuetsleben wurde durch die heidnischen Religionen nicht gepflegt, und es ist doch der frische Born individuellen Lebens. Das Familienleben war vielfach zucht- und zügellos, darum musste die Individualitaet in Selbstsucht und Willkür entarten. Die

Arbeit war nicht geehrt; das Recht nicht gesichert; es fehlte Liebe und Barmherzigkeit; das geistige Leben lag noch im Schlummer. Der grossen Mehrzahl der Menschen war der Weg zu geistiger Ausbildung einfach versperrt, die Freiheit war vielfach Willkür. Die Unterschiede, welche durch die Sklaverei, Unterdrueckung des Weibes, des Fremdlings etc. geschaffen wurden, waren sittlich unberechtigt, weil mit der Wesensgleichheit der Menschen unvereinbar. In der Kunst wurde meistens nach der Schablone verfahren. Die Bildhauer von Ninive sollen saemtliche Koenige von fünf Jahrhunderten ganz genau mii demselben Gesicht, jeden mit demselben geringelten Bart, der die gleiche Zahl von Loeckchen hat, dargestellt haben.

§ 83.

FORTSETZUNG.

Der unbedingte Gehorsam, der in *China* das Familien- und Staatsleben durchdrang, liess eine gesunde Entfaltung der Individualitaet nicht aufkommen. Autoritaet ist alles, Individualitaet nichts. Der Einzelne ist zur Passivitaet verurteilt. Er kann darum nur zur Erhaltung des Ganzen beitragen, nicht zu seiner Fortentwicklung. Unter solchem einseitigen Conservativismus erstarrt das geistige Leben, und die Kultur bleibt auf niedriger Stufe stehen. Das chinesische Volk zeichnet sich einerseits durch eine Starrheit aus, welche ihres gleichen nicht hat unter den Voelkern der Erde, andererseits durch eine einseitige Verstandesrichtung, welche die Bildung des Gemüts und der Phantasie nicht aufkommen laesst. Der Chinese hat nicht zu kaempfen und zu streben, dass er dem sittlichen Ideal naeher kommt, er hat nur dem bestehenden Gesetz und der allgemeinen Sitte bedingungslos sich zu unterwerfen. „Das Meer des Lebens ist spiegelglatt.“ (Wuttke).

Das Volk der *Inder* ist durch das Kastenwesen schroff und unabaenderlich in mehrere Teile geschieden. „Jedem einzelnen Teil ist eine bestimmte Form des Lebens und eine bestimmte Art von Bildung vorgeschrieben, und jede andere Form und Bildung ist für ihn als etwas Unerlaubtes, als eine Sünde dargestellt. Dadurch wird dort jede Individualitaet aufgehoben, jede Entwicklung und freie Bewegung der dem Einzelnen von der Gottheit gegebenen Kraefte gehemmt und die Mehrzahl des Volkes zu blossen Lasttieren für andere herabgewürdigt. Jeder lebt nur für seine Kaste oder Zunft, jeder ist gleichsam gewaechsartig an seinen bestimmten Boden gefesselt. Das Leben ist zwar ein ruhiges und behagliches, aber zugleich einfoermig und schal.“ (Schlosser, Weltgeschichte). Die Religion ist pantheistisch. Der Einzelgeist fühlt sich von Natur in einen unheilvollen Zwiespalt versetzt mit dem Goettlichen, und dieser Zwiespalt ist nicht aufzuheben durch moralische Leistung und Vervollkommnung, sondern nur durch Selbstvernichtung. Das hoechste sittliche Ziel heisst das Nichts, das Nirvâna. Das sittliche Streben geht auf die Verneinung des persoenlichen Daseins, die Aufloesung der bestehenden Wirklichkeit. Die Freiheit ist blosser Schein, wie überhaupt alles Bestehende eitel und nichtig ist. Das individuelle Sein ist also wertlos, ohne Bedeutung und Berechtigung. Das Individuum vermag niemals im irdischen Dasein sich über die allgemeinen Maechte, die es umstricken und beherrschen, zu erheben und durch energische sittliche Willensbethaetigung von ihrem Druck zu befreien. Das einzige Mittel, durch welches es zur Erloesung gelangen kann, kostet ihm Freiheit und Leben, muss also zu teuer bezahlt werden.

Waehrend der *Inder* von der Wirklichkeit sich abwendete, war in *Persien* das Individuum auf das praktische Handeln gerichtet. Aber zu hoeherer Geistesthaetigkeit hat es sich dort nicht erheben koennen; Kunst und Wissenschaft fehlten die-

sem Volk; auf Koerpertüchtigkeit war sein Sinn gerichtet; in Kriegen und Eroberungen, in Arbeiten und Schwelgereien verzehrte es seine Kraft. Daher kann auch von einer Entwicklung der Individualitaet dort nicht die Rede sein. Das Nationalgefühl war schwach, fremdes Wesen nahm der Perser leicht an, weshalb er auch bald seiner Selbstaendigkeit verlustig ging.

Unter den günstigen Verhaeltnissen *Aegyptens* entstand schon frühzeitig eine merkwürdige, eigenartige Kultur. Die Gewerbe waren hoch entwickelt, Kunst und Wissenschaft gediehen. Allein Kastenwesen und Sclaverei waren auch hier herrschend und die Kultur blieb auf einer gewissen Stufe stehen. Die Kunst trug den Charakter des Kolossalen, es fehlte ihr Harmonie und Individualitaet, Geist und Leben. Die Werke der Architektur erregen Staunen, nicht durch die Schoenheit und Harmonie ihrer Formen, sondern durch ihre ungeheure Ausdehnung und Groesse; „eine grosse Volksmasse hat wie eine lebendige Maschine an jenen gearbeitet". Die Werke der Bildhauerkunst und der Malerei lassen den Fortschritt und die Individualisirung vermissen und sind ohne Ausdruck und Leben. Man verfuhr stets nach den Mustern der Vorzeit. „Es soll sogar den Künstlern verboten gewesen sein, die Figuren und Formen religioeser Gegenstaende anders zu zeichnen, als es von alten Zeiten her gebraeuchlich und vorgeschrieben war. Darum sind denn auch die aegyptischen Kunstwerke zu allen Zeiten einander so sehr gleich geblieben. Werke, deren Verfertigung weit von einander entlegenen Jahrhunderten angehoert, sehen so aus, als wenn sie von einem und demselben Menschen gemacht waeren. Sie drücken nur eine Handlung im Allgemeinen aus, aber es zeigt sich in ihnen kein eigentliches Leben, kein Ausdruck einer Empfindung oder Leidenschaft: der Krieger z. B. ist von dem Priester nur durch sein Kleid und seine äusseren Abzeichen verschieden,

und das Gesicht des Koenigs ist eben dasselbe, er mag als Kaempfer in der Schlacht oder als ein Opfernder in einem Tempel dargestellt sein“ (Schlosser, Weltgeschichte).

Allen orientalischen Voelkern fehlte die rechte Entwicklung. Ihre Kultur geraet frühe in Stillstand. In der Sonnenhitze des Orients verliert der Koerper wie der Geist des Menschen die rechte Beweglichkeit und Lebendigkeit. Darum fehlte dem nationalen Leben jener Voelker “die Mannigfaltigkeit der Individualitaeten und Zustaende, durch die der Wechsel der Ereignisse auch für das innere Wesen eines Volkes foerdernd und fruchtbringend wird. Ihre Zustaende wie ihre Werke und ihr Geistesleben blieben der Hauptsache nach dieselben durch die ganze lange Zeit ihrer Geschichte hindurch“, (Schlosser, Weltgeschichte). Der Charakter eines Volkes war scharf ausgepraegt und nach aussen fest geschlossen. Nirgends in der Welt werden Eigentümlichkeiten so starr bewahrt als im Orient. Im Innern hemmt die despotische Staatsform die Entwicklung geistigen Lebens und die Ausbildung der Individualitaeten. Das religioese Leben erstarrte in Ueberlieferungen oder Symbolen. Die Gesellschaft gliederte sich auf Grund unabaenderlicher Kasten- und Klassengegensaetze, die zwischen Mensch und Mensch unübersteigliche Schranken aufrichteten, als waeren sie Wesen verschiedener Art. Die Unterschiede der Geburt, des Standes, der Familie waren ausschlaggebend und beherrschten tyrannisch das ganze Leben. Das niedere Volk war eine unterschiedslose Masse. In dieser Kulturwelt konnte die Individualitaet ihre Bedeutung und Berechtigung nicht gewinnen.

§ 84.

2) Juden, Griechen und Roemer.

Wie im Leben des einzelnen Menschen die aufeinander folgenden Jahre sich nicht gleichen, so sind im Voelkerleben

die einander abloesenden Zeitalter ungleich. Die unendliche Fülle des Lebens soll sich offenbaren. Geschlecht folgt auf Geschlecht, ein Volk tritt an die Stelle des anderen; keines gleicht dem andern; jedes stellt die Menschheit in anderer Form dar. So sollen die verschiedensten Grundtypen menschlichen Daseins ausgepraegt werden und innerhalb dieser die mannigfaltigsten Charaktere, die verschiedensten Denkweisen, Auffassungen, Glaubensvorstellungen, Sitten, Kunstrichtungen, Staatsformen, Sprachstaemme. „Wiederholung des Gleichen macht keine Geschichte.“ Auch ein Volk besitzt nicht alle Kraefte, Gaben und Eigenschaften, sondern nur einen Teil derselben. Der gesamte Reichtum der Menschennatur wird erst offenbar durch die ganze Geschichte und die ganze Menschheit.

Die wichtigsten Voelkerfamilien, welche in der Weltgeschichte auftreten, sind Semiten und Indogermanen. Auf semitischem Boden ist das Christentum in die Welt getreten, von den indogermanischen Voelkern der alten Welt haben wir herrliche Güter der Wissenschaft, der Kunst und des Rechtes empfangen. Wie die Religion, die Hingabe des Menschen an Gott, vorzugsweise der hingebenden weiblichen Natur entspricht, die Wissenschaft aber, die Kunst und das Recht vornehmlich Erzeugnisse des maennlichen Geistes sind, so eignet den semitischen Voelkern ein weiblicher Charakter, den indogermanischen ein maennlicher. „Die Analogie zwischen den Semiten und dem weiblichen Geschlecht erstreckt sich auch darauf, dass bei jenen wie bei diesen nach der Einartigkeit ihres Wesens die Schaedel- und Gesichtsbildung eine sehr übereinstimmende ist. Die Indogermanen, wie das maennliche Geschlecht überhaupt gehen durch eine groessere Individualisirung hierin viel weiter aus einander“ (Grau).

Eine einzigartige religioese Volksindividualitaet von bewundernswerter Zaehigkeit hat das Altertum aufzuweisen in dem

Volke *Israel.* Dieses allein unter den Voelkern der vorchristlichen Welt hat sich von dem Zauber der Naturverehrung losgemacht und zum Glauben an den einen Gott, den allmaechtigen Schoepfer und heiligen Gesetzgeber erhoben. Die Religion Israels ist von sittlichen Ideen durchdrungen, die Seele des frommen Israeliten dürstete nach Gott, nach dem lebendigen Gott, sie betete um sittliche Reinheit und Erneuerung. „Schaffe in uns, Gott, ein reines Herz und gib uns einen neuen, gewissen Geist.“ Das Familienleben ruhte auf sittlich gesunder Grundlage; die Kinder wurden als Gabe Gottes angesehen; das Eigentum — wenigstens als Familienbesitz — war geachtet; kein unübersteigbarer Gegensatz schied die Staende, kein Despotismus vergewaltigte das Volk.

Eine feste Einheit war nicht nur durch die gemeinsame Abstammung, sondern auch durch die gemeinsame Religion hergestellt; Israel sollte einer Familie Gottes gleich sein, in der jeder berechtigt ist. Gegen die Heidenwelt schloss es sich so schroff als moeglich ab. Wohl kamen Zeiten, in denen die nationale Einheit auseinanderzufallen schien, da „jeder Stamm that, was ihm recht daeuchte“, oder die Flut des Goetzendienstes die Insel des Jehovah-Glaubens überschwemmen und hinwegspülen wollte. Aber der Kern des Volkes hielt zaeh am vaterlaendischen Gesetze fest und verwandelte die Froemmigkeit immer mehr in die alles gleichmachende Geistlosigkeit des Buchstabenglaubens und Zeremonienwesens.

Die Religion Israels traegt gesetzlichen Charakter. Das Gesetz Jehovahs sollte dieser Volksindividualitaet unverlierbar eingepraegt werden. Der Einzelmensch tritt in den Hintergrund vor den heiligen Ordnungen des Gottesstaates und der Gesamtheit des von Gott zu seinem Eigentum erwaehlten Volkes. Sein Thun und Lassen ist geregelt durch die mannigfaltigen Vorschriften des Gesetzes. Es herrscht nicht sittliche Freiheit, sondern strenge und starre Gesetzlichkeit und darum

auch Gleichartigkeit der Vorstellungen, Sitten und Gebraeuche. Der sproede Buchstabe des Gesetzes erdrückte die lebendige Individualitaet und liess sie nicht zu ihrer Bedeutung und zu ihrem Rechte kommen. Doch sprach sich in den Schriften der Weisheit bisweilen die Individualitaet aus, und in der Prophetie durchbrach der Geist die gesetzlichen Schranken, um eine Zeit zu weissagen, da das Gesetz in jedes Herz geschrieben und darum auch individuelle Besonderung und Abweichung statthaft sein wird.

In *Griechenland* begann eine neue, freie Entwicklung des Menschengeschlechtes. Auf diesem reich gegliederten Boden entwickelte sich ein vielgestaltiges, mannigfaltiges Leben. Hier bildete sich eine formenreiche und ausdrucksvolle Sprache, in der „die Gedankenwelt mit allen ihren mannigfaltigen Abstufungen sich abspiegelte“. Sie zerfiel in mehrere Dialekte. Hier gelangte Kunst und Wissenschaft zur herrlichsten Entfaltung, zur schoensten Blüte. Leib und Seele wurden harmonisch ausgebildet, und die Bildung lockt überall die Individualitaet hervor. Die Beschaeftigung der Bewohner war mannigfaltig; durch Handel kamen sie mit fremden Nationen in vielfache Berührung, der gesellige Verkehr wurde eifrig gepflegt. Das Schoene in mannigfaltigen Formen darzustellen — das war das Ideal der Griechen. Ihre Phantasie bevoelkerte den Olymp mit verschiedenartigen Goettergestalten; ihre Geschichte ist reich an Helden aller Art; ihr Staatsleben entwickelte sich nicht einheitlich; mit Athen ringt Sparta um die Vorherrschaft; hier Aristokratie, dort Demokratie; bald Tyrannie, bald Republik; hier Solon, dort Lykurg. Kein anderes Volk hat so reiche politische Gliederung, so verschiedenartige Einrichtungen und Verfassungen aufzuweisen als das griechische. Zur Bildung eines Gesamtstaates kam es in Griechenland nie; die verschiedenen Staemme konnten darum ihre Eigentümlichkeiten ungehindert entfalten. „Bei den do-

rischen Voelkern z. B., besonders den Spartanern und Kretern war das Starke und Kraeftige vorherrschend, bei den Boeotiern das Rauhe und Rohe, bei den Athenern und den übrigen jonischen Griechen das Bewegliche und Sanfte“ (Schlosser). Den Sammelplatz für die verschiedenen Voelkerschaften bildete Olympia mit seinen Festspielen, wo die Getrennten sich als Brüder begrüssten. Neben der Religion ging die Philosophie her mit ihren verschiedenen Schulen. Ein verschiedenartiger Geist spricht sich in der platonischen und in der aristotelischen Philosophie aus. In grossen Denkern und Dichtern, Rednern und Geschichtschreibern praegte sich der eigentümliche griechische Geist aus und schuf Werke von bleibendem und hoechstem Wert für die Menschheit. Die dramatische Poesie, eine Erfindung der Griechen, schilderte mit ergreifender Wahrheit die verschiedenartigen Charaktere. In der Kunst entstanden verschiedene Baustile. Welch' buntes, vielfoermiges Leben im alten Griechenland! Wie viele originelle, schoepferische Geister! Nirgends in der alten Welt fand die Individualitaet eine so reiche Entwicklung als im Volke der freiheit- und kunstliebenden Hellenen. „Und ungeachtet der sehr mannigfaltigen Entwicklung und Thaetigkeit des griechischen Volkes blieben diejenigen Eigenschaften, welche den Hauptcharakter desselben bilden, mehr oder weniger allen einzelnen Teilen der Nation eigen; namentlich fanden sich Poesie und Kunstsinn, sowie die Verschoenerung und Erheiterung des Lebens durch Feste und einen darauf berechneten Gottesdienst bei jeder griechischen Voelkerschaft“ (Schlosser, Weltgeschichte).

§ 85.

FORTSETZUNG.

Aber dem Lichte fehlte der Schatten nicht. Aus dem Mangel eines fest geschlossenen, politischen Verbandes entstand Un-

einigkeit, Parteiung und Zerfall. Der einen Haelfte der Menschheit, dem weiblichen Geschlecht, blieb eine würdige Stellung versagt. Sclavenwirtschaft hielten auch die Edelsten und Besten für erlaubt und die koerperliche Arbeit für entehrend. Nur als Bürger, als Glied eines Staatswesens hatte der Mensch Wert und Bedeutung. Dem heiteren griechischen Volksleben fehlte der sittliche Ernst, das Trachten nach den hoechsten sittlichen Zielen, Gerechtigkeit und Reinheit. Und dieser Mangel entsprang hauptsaechlich aus der Eigentümlichkeit der Religion, die Himmel und Erde mit schoenen Wesen bevoelkerte, aber nicht mit guten und reinen. Die Religion der Griechen war im Grunde ein Naturdienst, und von der Naturmacht konnte der griechische Geist sich nicht befreien. Er konnte die Natur zwar idealisieren, aber sie nicht überwinden. Das richtige Verhaeltnis zur Gottheit fand er nicht und die Raetsel des inneren Lebens, der Willensfreiheit, der Persoenlichkeit hat er nicht geloest. Es war die natürliche Individualitaet, die unter den Griechen zur Entfaltung kam, nicht die sittliche. „Ihnen erschienen die Menschen überwiegend als Naturerzeugnisse, die Charaktere abhaengig von dem Mass der Intelligenz. Dass eine dritte Macht in uns sei, ein Wille, der dem Guten und Boesen, dem Hang der Natur und der Einsicht widerstreben koenne, lag nicht in ihren Gedanken. Wie sie dem Raetsel der Willensfreiheit, auf welches unsere Zeit das Persoenlichste der Persoenlichkeit zurückzuführen liebt, im Denken wenig nachhingen, so widerstrebte es ihnen auch im Leben nicht, als gleichartige Beispiele der menschlichen Gattung zu gelten“ (Lotze).

Von griechischem Wesen ist der Charakter des *roemischen* Volkes sehr verschieden. Dieser Unterschied hat sich deutlich ausgepraegt in der Sprache. Die lateinische Sprache zeichnet sich aus durch knappe Kürze, durchsichtige Klarheit und wuchtige Kraft; das Individuelle tritt in ihr weit mehr zu-

rück als in der griechischen. Ein originales Geistesleben hat sich in Rom nicht entwickelt. Die weltgeschichtliche Bedeutung dieses Volkes liegt auf anderem Gebiete. Der praktische Sinn des Roemers war auf die Ausbildung des Staates, des Rechtes und der Kriegskunst gerichtet, auf die Sammlung, Unterwerfung, Zusammenfassung der Nationalitaeten und Individualitaeten, nicht auf ihre Entwicklung und Ausbildung, somit war das sociale Gebiet das eigentliche Feld des Roemers und das Individuelle lag ihm fern. Im Staatsdienst und im Kriegswesen ist die Unterwerfung des Einzelwillens unter allgemeine Gesetze und Ordnungen ein unbedingtes Erfordernis. Der weltgeschichtliche Verlauf des roemischen Volkes brachte es mit sich, dass die Individualitaet in ihm keine hohe Ausbildung erfahren konnte. Der Geist Roms ist der Geist rücksichtsloser Thatkraft und welterobernder Energie, die, wenn noetig, das Individuum mit Füssen tritt, damit Uebereinstimmung herbeigeführt und der Voelkerverband nicht gelockert wird. Die Religion trug einen ernsten und gesetzlichen Charakter. Die Beschaeftigung war entweder Ackerbau oder Krieg, die Sitten waren einfach und gleichartig. Fremdes Wesen wurde assimiliert, ohne dass der Nationalcharakter daran gegeben wurde. „Ihr Kriegswesen passten die Roemer stets den Umstaenden und Verhaeltnissen an, blieben aber dessen ungeachtet bei der Ausbildung desselben ihrem nationalen Wesen getreu“ (Schlosser).

Dadurch waren die Roemer befaehigt, die Herren des Erdkreises zu werden. Mit starkem Arm und scharfem Schwert unterwarfen sie eine Nation nach der anderen und schufen ein Weltreich, in dem die verschiedensten Nationalitaeten vereinigt waren. Durch diese Erfolge musste das Nationalgefühl maechtig erstarken. Aber auf der Hoehe seiner Entwicklung begann auch sein Verfall. In dem Universalreiche, das alle damaligen Kulturvoelker umfasste, begann eine Ver-

schmelzung der Nationalitaeten, „sie waren gebrochen in der starren Einheit des Reiches“ (Hase). Alle Schaetze der Erde wurden in Rom aufgehaeuft, und im Genuss ging die alte Roemerart und Roemersitte unter. Fremde Bildung drang unaufhaltsam ein, die Besiegten überwanden die Sieger. Die Kunststile, die Sprachen flossen in einander; durch die Verkehrsmittel wurden die Voelker einander naeher gebracht. Alle Goetter des Erdbodens kamen nach Rom; wie die Voelker, so mischten sich die Religionen, ein Universalismus entstand auf politischem wie religioesem Gebiete; die Zeit war erfüllt, dass ein Neues werden sollte.

Die Zeit vor Christus erhaelt ihr Gepraege durch das Heidentum. Dieses hat sich in den mannigfaltigsten Formen und Gestalten, in unzaehligen nationalen und localen Kulten ausgewirkt, es schillert in allen moeglichen Farben. Jeder Stamm hat andere Goetter, jedes Volk hat seine Nationalreligion. Aber der gemeinsame Grundzug aller heidnischen Religionen ist Naturvergoetterung. Die Schranke der Natur hat der antike Geist nicht durchbrochen. Wenn auch die Ahnung daemmerte, dass die Gottheit nur eine sein koenne, so blieb der Monotheismus doch eine Abstraktion. Ebenso fehlte der Gedanke der Menschheit, in welcher alle Mannigfaltigkeit menschlicher Arten und Formen zusammengefasst ist. Und weil die alte Welt „das Ganze nicht kennt, kann sie auch die Teile nicht richtig als Glieder des Ganzen würdigen. Deshalb wird die Bedeutung des Volkstums nicht richtig erkannt. Zuerst wird sie überspannt; es gibt nur nationales Leben, nichts darüber hinaus. Dann wird sie unterschaetzt, im roemischen Reiche kommen die Nationalitaeten zu gar keinem Rechte mehr, sie gehen im Ganzen voellig unter. Was heraus kommt, ist nicht ein lebendiger Universalismus, sondern ein schattenhafter nur, ein abstrakter Kosmopolitismus, der die Bedeutung des Volkstums als eines gliedlichen Organismus nicht zu würdigen weiss“ (Uhlhorn).

In partikularistischer Enge und Abgeschlossenheit verlief die Entwicklung der alten Welt. Die Volkscharaktere wurden schroff und einseitig ausgebildet. Die Glieder geberdeten sich, als waeren sie der Leib, massten sich eine unberechtigte Bedeutung an. Die einzelnen Persoenlichkeiten gingen unter in der Masse, der Mensch ging auf im Bürger. So lange das Allgemein-Menschliche nicht richtig geschaetzt wird, kann auch die individuelle Besonderung nicht die rechte Würdigung erfahren. Sie wird entweder über- oder unterschaetzt. Zu einer vollkommneren sittlichen Entfaltung der Individualitaet, die immer zugleich eine Laeuterung und Reinigung in sich schliesst, fehlten in der alten Welt die unentbehrlichen religioes-sittlichen Voraussetzungen. Die Religion war voll sinnlicher Elemente und konnte darum weder das Gewissen wecken noch den Willen staerken und den Geist befreien. Ihr Mangel an Einheit befoerderte nicht das Werden eines festen und bestimmten Charakters; auf die hoechsten Fragen gab sie keine bestimmte und klare Antwort. Der natürliche Egoismus war ungebrochen; darum sehen wir die Individualitaet entweder egoistisch entartet oder tyrannisch niedergehalten und unterdrückt. Die Arbeit war in ihrem Wert, die Sünde in ihrem Unwert nicht erkannt. Berufsarten und Beschaeftigungen der Menschen wiesen noch keine grosse Verschiedenheit auf; ihre Sitten und Gebraeuche waren in der Regel gleichmaessig. Familienleben und Eigentum, zwei Faktoren, auf denen so manche Besonderung der Menschen ruht, waren meistens ungeordnet. Die Volksbildung lag im Argen und, wo sie Pflege fand, da war sie überwiegend Verstandesbildung. Das moralische Gefühl ward selten geweckt. Die herrschenden Klassen knechteten die niederen, das starke Geschlecht unterdrückte das schwache. Auf der einen Seite Üppigkeit und Zügellosigkeit, auf der anderen Elend und Rechtlosigkeit. Fehlte dort Zucht und Maessigung, so man-

gelte hier Freiheit und Ehre. In der Luft des Heidentums fand das natürliche Wesen des Menschen, seine natürliche Art und Kraft, eine üppige Entfaltung, dagegen blieb seine hoehere Natur, sein geistig-sittliches Wesen zurück. Die Unterschiede, welche sich in der heidnischen Welt ausbildeten, waren darum hauptsaechlich die Unterschiede der Macht, der Begabung, der Koerperkraft, der aeusseren Stellung; dagegen blieben die feineren geistig-sittlichen Unterschiede noch unentwickelt. Zu einer gesunden, sittlichen Entwicklung der Individualitaet fehlte es an der notwendigen Grundlage.

B. Die Christliche Welt.

§ 86.

DAS CHRISTENTUM.

Waehrend die Religionen der alten Welt Nationalreligionen waren, ist das Christentum die universale, die absolute Religion. Nicht für ein Volk, sondern für alle Voelker ist es bestimmt. Die Heiden dienen ihren Nationalgottheiten, ihren Stammesgoettern, die Christen dem Schoepfer und Herrn der Welt. Seine heilsame Gnade ist erschienen *allen* Menschen. Christus ist der Weltheiland; durch ihn sollen gesegnet werden alle Geschlechter auf Erden. Das Christentum hat die nationalen Schranken, die dem Altertum unübersteiglich waren, durchbrochen; von nationaler Enge und Beschraenkung hat es den Gesichtskreis befreit und ihn erweitert über den ganzen Erdboden. Die nationale Huelle, in welcher es zur Welt kommen musste, hat es bald durchbrochen, um den Siegeszug durch die ganze Welt anzutreten. Freiheit und Liebe hat es gebracht, deshalb mussten die Scheidewaende fallen, welche heidnischer Egoismus aufgerichtet hatte zwischen Volk und Volk, zwischen Mann und Weib, zwischen Sklaven und Freien, zwischen Vornehmen und Geringen. Alles, was mensch-

liches Antlitz traegt, ist vor Gott gleichberechtigt und durch die Einheit des Wesens und der Bestimmung verbunden. In diesem Rahmen, auf diesem gemeinschaftlichen Boden soll sich die Besonderung der Nationalitaeten und Individualitaeten entfalten; nur im Ganzen hat das Einzelne Bedeutung und Berechtigung; erst wenn die Fundamente zum einheitlichen Bau gelegt sind, koennen die einzelnen Steine in ihrer Besonderheit in den Bau eingefügt werden. Die antiken Religionen waren Produkte des Volksgeistes, das Christentum stammt aus dem Geiste Gottes. Aus der Ewigkeit geboren, kann es alle irdische Besonderheit in sich aufnehmen. Wie ein Samenkorn kann es in jeden Boden eingepflanzt werden und sich entwickeln in mannigfaltigen Formen und Bildungen.

Das Christentum hat der Welt sowohl die wahre Erkenntnis Gottes als auch die wahre Erkenntnis des Menschen gebracht. Mit dem Satze „Geist ist Gott“, erhebt es sich weit über alle heidnische Naturvergoetterung. Der Gott aber, welcher seinem Wesen nach Geist ist, will auch angebetet sein im Geist und in der Wahrheit. Damit wird die Gottesverehrung zu einer Sache des Herzens und Gewissens gemacht. Das Christentum ist die Religion der Innerlichkeit, es fordert die Reinigung der Gesinnung und die Erneuerung des Herzens in jedem einzelnen Menschen. Im Mechanismus aeusserer Braeuche und gottesdienstlicher Handlungen sind die Menschen gleichartiger als in der inneren Welt der Vorstellungen und Gesinnungen. Im Heidentum galten die aeusseren Unterschiede alles, das Christentum dagegen verlegt den Schwerpunkt in das innere Leben der Menschen; hier haben die allerwichtigsten Unterschiede ihren Sitz. Das Aeussere ist nur ein accidentelles; der energische Charakter gestaltet die aeussere Welt um, ist ihr also überlegen. Die aeusseren Unterschiede verlieren nicht ihre Bedeutung, aber ihre Schaerfe. Ein jeder Stand, eine jede Arbeit ist gut, wenn nur Gott geehrt wird.

Wie Gott Persoenlichkeit ist, so ist es auch der Mensch, freilich in unvollkommener Weise. Er ist kein blosses Naturwesen, kein gleichartiges Exemplar der Gattung, sondern eine besonders geartete und gebildete Persoenlichkeit. „Um den Centralpunkt der Ichheit vermag sich eine bestimmte Eigentümlichkeit gleichsam zu krystallisiren; nur ein solcher Mittelpunkt hat die Macht, eine Mannigfaltigkeit von Elementen, welche sonst in dem Fluss aller Dinge sich sammeln und zerstreuen würden, zu einer festen, beharrenden Einheit zu verbinden“ (J. Müller, Lehre von der Sünde). In der Anlage zur Persoenlichkeit liegt Wert und Vorzug des Menschen. Im Heidentum ging sein Lebenszweck im Staate auf, im Christentum hat er einen Zweck an und für sich selbst. Ein Abbild des unsichtbaren Gottes soll er werden, in neuer, eigentümlicher Weise die Herrlichkeit Jesu Christi wiederspiegeln. Durch das Christentum ist das Individuum in seinem Wert gestiegen. Ein jedes traegt ja einen unvergleichlichen Schatz in sich, einen Besitz von einzigartigem Wert, das ist die Seele. „Was hülfe es dem Menschen, so er die ganze Welt gewaenne und naehme doch Schaden an seiner Seele?“ Keiner ist verloren oder vergessen in dem grossen Haushalt Gottes. Der gute Hirt sucht sie alle und will sie weiden, dass ihnen nichts mangelt; ja, er geht dem Verlornen nach, weil er seine besondere Art liebt und schaetzt. Keine Menschenseele soll versinken oder untergehen im Ozean der Unendlichkeit; die Liebe haelt sie alle an unsichtbarem Faden, für alle ist offen des Vaters Arm und Herz. Auch der Geringste unter den Sterblichen darf kühn den Anker auswerfen in die Ewigkeit, um sicher und getrost das Meer des Lebens zu durchfahren, darf Gemeinschaft anknüpfen mit dem Gott, der die Haare auf unserem Haupte gezaehlt hat.

Die christliche Religion ist nicht ein neues Gesetz, auch nicht eine neue Lehre, sie ist ein neues Leben, ein neuer

Geist. Ihrem eigentlichen Wesen ist aller Zwang fremd Durch Wort und Geist, durch Liebe und Wahrheit will sie die Welt überwinden. Das Gesetz muss gebietend auftreten, die Lehre bestimmte Formulirung annehmen, die von Einseitigkeit nicht frei bleibt; das Leben dagegen kann sich in den verschiedenartigsten Formen ausgestalten und der Geist weht, wo er will. „Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit". Das Christentum macht die Menschen frei in der Welt, indem es sie an Gott bindet, zu Herren der Welt, indem es sie zu Knechten Christi macht. Es kann der persoenlichen Besonderheit Rechnung tragen und der individuellen Freiheit einen breiten Raum gewaehren; denn es ist kein fertiger Kanon, sondern eine Lebens- und Geistesmacht, welche die verschiedenartigsten Persoenlichkeiten erfüllen und durchdringen, mit den mannigfaltigsten Eigentümlichkeiten sich verbinden kann. Die verschiedensten Charaktere, Naturen, Temperamente, Erkenntnisstufen — sie sind alle berechtigt, wenn sie der christlichen Heiligung sich unterwerfen wollen. Die Grenze bezeichnet das Wort: „Ein jeder sei gesinnt, gleichwie Jesus Christus auch war." Verderblich ist nicht die Unterschiedenheit und Mannigfaltigkeit, sondern nur die Selbstsucht und Gottentfremdung.

Individuelles und Universelles sind in der christlichen Religion merkwürdig verschlungen. Als Religion des Geistes und der Wahrheit muss sie dem individuellen Glauben und Ueberzeugtsein grossen Spielraum gewaehren und dem Bedürfnis der eigenartigen Einzelseele Rechnung tragen; als Religion der Liebe aber schlingt sie ein universelles Band um alles, was menschliches Antlitz traegt. Sie ist in die Welt getreten mit der Botschaft: „Das Reich Gottes ist herbeigekommen" — und doch hat die Welt dieses Reich empfangen in und mit einer Person, der Person Jesu Christi. Die erste Gemeinde in Jerusalem trug einen durchaus familienartigen

Charakter; eine Familie aber ist Einheit in der Mannigfaltigkeit, ihre Glieder haben besondere Art und Stellung und sind doch in Liebe fest geeint und unzertrennlich verbunden. „Den Konflikt zwischen individueller und socialer Entwicklung loest sie dadurch, dass sie die Idee der Individualitaet und Gemeinschaft verwirklicht. Die Wahrheit beider ist ihre Einheit" (Niemann). Wir koennen auf die Verknüpfung von Individuellem und Universellem das anwenden, was Schiller über die Vereinigung von Demut und Kraft in der christlichen Religion sagt: „Religion des Kreuzes, nur du verknüpfest in einem Kranze der Demut und Kraft doppelte Palme zugleich".

§ 87.

DAS MITTELALTER.

Im Kampfe mit Juden- und Heidentum hat das Christentum seine überlegene und siegreiche Kraft bewiesen. Der praktische, auf Welteroberung gerichtete Geist des Roemers hat ihm die hierarchische Verfassung gegeben und es zu einer organisirten Kirche ausgebildet. Diese hat die germanischen Voelker dem Christentum unterworfen. Als die alte Roemerwelt in den Stürmen der Voelkerwanderung unterging, da traten Nationen von anderer Gemüts- und Geistesart und von frischer Koerperkraft auf den Plan, die germanischen Staemme, in denen spaeterhin die Individualitaet zu reicher Entfaltung kommen sollte.

Doch das Mittelalter war die Zeit dieser Entfaltung noch nicht. Ein grossartig einheitlicher Zug geht durch die Geschichte des Mittelalters hindurch. Vor allem war es die Kirche, welche die verschiedenen Staemme und Voelker unter ihren maechtigen Willen beugte. Einheitlich stand sie da in Erkenntnis, Lehre und Verfassung. Sie war die Erzieherin der Voelker, beherrschte die ganze Kultur und bevormundete die Gewissen. Das Christentum praegte sie den germanischen

Staemmen ein, so dass diese in volkstümlichen Dichtungen von dem Heiland sangen wie von ihren Helden. Freilich, die Kirche vermochte die natürliche Art dieser Voelker nicht zu überwinden; in heidnischer Rohheit brach letztere oftmals unter der christlichen Hülle hervor. Aber dem Einzelnen schrieb sie mit unbedingter Autoritaet den Glauben vor, er hatte weiter nichts zu thun, als den Satzungen und Ordnungen der Kirche sich willig zu fügen, das für wahr zu halten, was ihm die Kirche zu glauben vorstellte und die kirchlichen Werke zu verrichten. Weil der individuelle Faktor fehlte, musste die kirchliche Entwicklung dahin führen, dass alles innere Leben mehr und mehr erstarb, die Kirche veraeusserlichte und verweltlichte. Gegen Ende des Mittelalters machte die Individualitaet ihre Rechte und Ansprüche immer mehr geltend in den verschiedenen protestierenden Parteien, welche in der Kirche auftraten. Wie wenig Achtung und Rücksicht aber der religioesen Individualitaet gezollt ward, das beweisen Bann und Interdict, Folter und Scheiterhaufen.

Dem Universalismus der Kirche entsprach auf politischem Gebiet das Universalreich Karls des Grossen. In ihm sollte das alte Roemerreich wieder aufleben. Die Voelker sollten ihm eingefügt werden ohne Rücksicht auf ihre Eigenart. Doch die Durchführung der politischen Einheit gelang viel weniger als die der kirchlichen, sie scheiterte an den partikularistischen Neigungen der Voelker. Die Staemme sonderten sich ab, verfolgten ihre Sonderinteressen und praegten ihre Eigenart aus. Der Kaiser war ein Wahlkaiser, darum abhaengig von den Wahlfürsten. Dem Reiche fehlte der feste Mittelpunkt, nach welchem alles gravitirte. Ein eigentliches Staatswesen konnte sich nicht bilden; die Grundlage dazu, die Nationalitaet, war noch nicht vorhanden. „Es hat einer Jahrhunderte langen Erziehung bedurft, um das Stammes- und Heimatsgefühl durch die Vaterlandsliebe und den Staatssinn zu überschatten“ (Herbst.)

Auf politischem Gebiete fehlte es an Besonderungen nicht.

Kunst und Wissenschaft waren noch keine selbstaendigen Gebiete, sondern standen unter dem Einfluss der Kirche. Die Stilarten, welche sich ausbildeten, entsprachen dem Wesen der Volksstaemme. Glauben und Wissen waren noch nicht getrennt. Die Scholastiker führten im Geiste der Kirche ihre Lehrgebaeude auf. „Charakteristisch ist, dass die gesamte Wissenschaft jener Zeit des Universalismus deductiv verfaehrt, d. h. vom Ganzen aufs Einzelne geht, waehrend unsere individualistische Zeit sich bei ihren wissenschaftlichen Forschungen der induktiven, vom Einzelnen zum Ganzen fortschreitenden Methode zugewandt hat“ (Fleischmann, das Christentum). An eigentlicher Volksbildung fehlte es noch, nur die Kloester sammelten die Schaetze der Bildung und strahlten Licht aus. Die Bildung des Ritters war vorzugsweise auf Kirchlichkeit und Wehrhaftigkeit berechnet. Das Wiedererwachen der klassischen Studien kündigte ein neues Zeitalter an, in dem die Individualitaet groesere Bedeutung und Berechtigung beanspruchte und erreichte.

Die Gelehrtensprache war allerorten die lateinische. Allmaehlich bildete sich eine Volksliteratur aus. Es entspricht voellig dem Geiste des Mittelalters, dass das Epos in ihr vorherrscht. Der keusche Sinn der Germanen erwies der weiblichen Individualitaet, die im ganzen Altertum unterdrückt war, hohe Ehre. Das sociale Leben war in aristokratischem Geist gegliedert. Priester und Ritter hatten eine überragende Stellung, ein Bürgerstand hat sich nur langsam in den Staedten gebildet, namentlich seit dem Ende der Kreuzzüge. Der Besitz sammelte sich in wenigen Haenden. Leibeigenschaft, Frohndienst und Faustrecht werfen dunkle Schatten auf die socialen Zustaende jener Zeit und sind Beweis genug, wie wenig die Erkenntnis von dem persoenlichen Wert und Recht jedes Einzelnen sich durch gesetzt hatte.

Die Unterschiede, welche im Mittelalter sich vornehmlich ausbildeten, waren die Unterschiede der Familie, der Abstammung, des Standes und der Zunft. Hinter diesen traten die persoenlichen Unterschiede zurück. Die individuellen Ansprüche wurden niedergehalten; auf Unterwerfung der Geister war man bedacht, auf die Bezwingung des Willens, nicht auf seine Kraeftigung und Befreiung. Das rauhe Kriegshandwerk hemmte die Entwicklung eines feineren, individuellen Gefühlslebens. Auf die Ausbildung koerperlicher Kraft wurde Gewicht gelegt. Die freie Bewegung des Einzelnen war durch die Satzungen und Vorschriften der Kirche eingeschraenkt. Religion und Sitte, Kunst und Wissenschaft tragen darum in dieser Periode der Geschichte einen gleichartigen Charakter; die Individualitaet ist noch nicht frei gegeben, und konnte es noch nicht sein.

Die Korporation war alles, das Individuum nichts. Der Einzelgeist, der zur Selbstaendigkeit noch nicht erstarkte, wurde getragen von dem Gemeingeist und Gesamtgeist, wie die Welle von der Stroemung. „Das ganze Leben spiegelte sich in der Korporation ab, von der der Einzelne geleitet, behütet, getragen wird. Der Mensch, der Ritter, der Student, der Spielmann und fahrende Saenger lebt in der Korporation, fühlt sich durch diese stark; so kann es uns nicht wundern, wenn sich auch das Handwerk zu Korporationen, Zünften zusammenschliesst. Charakteristisch für jene Zeit der Staende und Korporationen ist denn auch, dass sich damals die Angehoerigen eines jeden Standes im Benehmen und Aussehen voellig glichen, und dass man schon an dem Unterschied der Tracht erkannte, in welche Gesellschaftsklasse ein Fremdling gehoerte“ (Fleischmann, das Christentum).

Es fehlte nicht an Besonderungen, aber diese waren socialer und nicht individueller Art. Die Korporation drückte dem Einzelnen ihr Gepraege auf und legte seiner individuellen

Eigenart Fesseln an, deren er sich nicht entledigen konnte. Der Stammbaum hatte damals eine so grosse Bedeutung wie heute etwa das Geld. Es war im Mittelalter alles fester, bestimmter, gesammelter als in der Neuzeit mit ihrer Zersplitterung der Kenntnisse und Kraefte. Aber der Einzelwille, die Einzelkraft und der Einzelgeist waren noch gebunden. Der alles zusammenhaltende Verband war die Kirche, nicht der Staat, der erst in der Bildung begriffen war. Der Staat will nur das aeussere Leben regeln, die Kirche auch das innere, greift also viel tiefer in die individuelle Eigentümlichkeit hinein.

„Der Einzelne trug die Züge seines Volkes, ja schaerfer und kenntlicher als in der Gegenwart mit ihren Vermischungen, aber es fehlte noch die natürliche Stellung zum Ganzen, und damit die freie, individuelle Ausbildung selbst. An sich galt das Individuum nichts; es war als solches schutz- und rechtlos; nur als Glied, nicht des Staates, sondern einer partikularen Genossenschaft, an denen die korporative und eine Menge kleiner „Staaten im Staate“ schaffende Triebkraft, zumal des germanischen Volkstums so reich war, waren ihm Freiheit, Eigentum, bürgerliche Ehre garantirt. Daher diese Gebundenheit des persoenlichen Lebens, die wir bei aller natürlichen Kraftfülle an den Charakteren dieser Jahrhunderte beobachten, die uns das naeher kommende Verstaendnis der wirkenden Individuen, der Motive ihres Handelns, den Einblick in ihr Gesinnungsleben so wesentlich erschwert, die sogar in den genialen Nachbildungen neuerer Poesie für den modernen Leser etwas Fremdes als Rest zurücklaesst. Das Generelle und Collektive, Sitten, Richtungen verstehen wir, aber das Gattungsartige laesst die Persoenlichkeit nicht los aus seinen Schranken“ (Herbst, Encyklopaedie der neueren Geschichte).

Grossartige Institutionen sind es, welche im Mittelalter das

Leben der Einzelnen wie der Voelker beherrschen. Das Individuum ist jenen so unterworfen, dass es weder Macht noch Freiheit hat, seine Eigentümlichkeit geltend zu machen. „Nachdem aber die Unterordnung des Einzelnen unter das Ganze bis zur Erwürgung der Individualitaet und zur Erstickung alles Einzellebens geführt hatte, schlug endlich die Stunde der Erloesung und Freiheit. Das Zeitalter der Individualitaet und ihrer Rechte steht vor der Thür“ (Fleischmann). Ein Vorzeichen dieser Wendung war es auch, dass in der Scholastik der Realismus mehr und mehr abgeloest wurde vom Nominalismus.

Die Neuzeit.

§ 88.

a. DIE REFORMATION.

In der Reformation kam der eigentümliche germanische Geist zum Durchbruch und warf die fremden Fesseln von sich. Das deutsche Gemüt, die germanische Innerlichkeit, die Wertschaetzung der Persoenlichkeit, die Liebe zum individuellen Leben — sie beanspruchten Geltung und Berücksichtigung. Mit der bloss aeusserlichen Leistung, mit der Verrichtung der guten Werke konnte die religioese Art der Deutschen sich nicht zufrieden geben. Das Gewissen mit seinem unwiderstehlichen Drang nach Wahrheit und Recht empoerte sich wider die brutale Macht aeusserer Autoritaet. Direkt mit Gott will die deutsche Seele in Gemeinschaft treten, ohne den Umweg durch die Kirche, ohne Vermittlung der Priesterschaft. Vom Himmel holt sich das Individuum seine Rechte: das Recht der freien, maennlichen Persoenlichkeit, die sich im Rahmen der Gesamtheit und in den Grenzen der Sittlichkeit selbst bestimmt, die aeusseren Zwang und Druck nicht

ertraegt, wenn es sich um die eigene Seligkeit oder Unseligkeit handelt, die in allen religioesen Fragen mitwirken, forschen und prüfen will.

Es war eine echt deutsche That, als Luther den Kampf mit der verweltlichten Kirche aufnahm. Er konnte ihn nicht meiden, denn sein Gewissen trieb ihn unwiderstehlich hinein. In eigentümlichen Lebenserfahrungen, in inneren Kaempfen und Noeten, in schweren Anfechtungen war ihm das Unzulaengliche der aeusseren Heilsaneignung bewusst geworden; seine ringende Seele fand nur Ruhe und Frieden in Gott und seiner Gnade. Vom aeusseren Werk lenkte er den Blick auf den Glauben, auf die verborgenen Tiefen der Menschenseele, auf ihre geheimnisvolle Verbindung mit Gott. Er hat das religioese Leben vertieft. Der inneren Welt, der persoenlichen Ueberzeugung, Erkenntnis und Erfahrung hat er Bedeutung und Berechtigung erstritten und die Gewissen vor der Verweltlichung geschützt. Den Schwerpunkt der Heilsvermittlung hat er in Herz und Gewissen des Einzelnen verlegt. Persoenlich soll jeder sein Heil schaffen mit Furcht und Zittern. Der wahre Glaube ist nicht mehr ein schwaechlich Ding, die Unterwerfung unter eine Satzung oder Lehre, er ist ein maechtig, kraftvoll Ding, naemlich die freie Hingabe an Gott, das Vertrauen der Seele zum Erloeser. Damit aber die Individualitaet nicht in Willkür und Schrankenlosigkeit ausarte, hat er sie an die heilige Schrift gebunden. Sein Gewissen war in Gottes Wort gefangen. Wie er die persoenliche Freiheit, das Recht eigener Prüfung und Forschung gegen die Ansprüche der Hierarchie verteidigte, so bestand er gegenüber allen Schwarmgeistern auf der Normalitaet der heiligen Schrift. Das innere Licht kann trügen und das individuelle Erkennen und Urteilen kann irre gehen. Darum ist eine objektive Richtschnur noetig, daran sich die Individualitaet in allen Schwankungen haelt, ein Prüfstein in aller Unklarheit,

ein Leitstern in allen Schwankungen und Kaempfen. Die individuellen Verschiedenheiten erscheinen berechtigt, solange sie mit dem allgemein-christlichen Geist und mit dem Worte Gottes in Einklang zu bringen sind. Damit ist die Grenze, welche früher durch das katholische Dogma eng gezogen war, weiter hinausgelegt und das Gebiet individueller Bethaetigung bedeutend erweitert.

Die Reformation kennzeichnet sich als ein Zurückgehen zu den Quellen, von der Kirche zu Christus, von der Scholastik zur Bibel, vom Fremdartigen zum Eigenen, vom Abgeleiteten zum Ursprünglichen. Sie ist ein Neubau auf der ursprünglichen Grundlage, nach den ursprünglichen Plaenen und mit den ursprünglichen Mitteln. Die Einheit der Kirche im Occident war nun durchbrochen, es entstanden verschiedene Bekenntnisse, verschiedene Verfassungen. Die individuelle Kraft war entfesselt. Das verschiedenartige Volkstum machte sich auch auf religioes-kirchlichem Gebiete geltend, die Persoenlichkeit war ihrer früheren Gebundenheit entledigt und so konnte sich ein neues, individuell-mannigfaltiges Leben entfalten; die Einheitlichkeit und Geschlossenheit des mittelalterlichen Christentums ist verloren, dafür ist aber Geist und Leben, Wahrheit und Freiheit gewonnen.

Die Reformation hat ihre befreiende Wirkung zunaechst auf religioesem Gebiete geaeussert, aber diese Wirkung ging auf die anderen Lebensgebiete über. „Mit dem Staatsgedanken ward jetzt das nationale Element frei. Die Reformation zuerst erkannte grundsaetzlich den Staat als einen der Kirche relativ ebenbürtigen Faktor an; sie machte ihm hiedurch erst das rechte Leben und die volle Entwicklung moeglich gegenüber dem kirchlich-politischen System des Mittelalters, welches der Natur des Staates und der Nationalitaet gleicherweise widersprach. Das Wesen und die Lebensbedingungen des Staates wurden sozusagen erst entdeckt oder wieder entdeckt“

(Herbst). Das christliche Universalreich ward mehr und mehr ein blosser Traum, die Partikularstaaten stiegen empor. In ihnen konnte Stammes- und Volksart sich frei entfalten. Mit den Nationalitaeten entwickelte sich die Nationalsprache. Nach dem Muster von Luthers Bibelübersetzung hat sich das Neuhochdeutsche gebildet. Im Umschwung der Verhaeltnisse ging das Rittertum unter und das Bürgertum erstarkte.

Kunst und Wissenschaft wurden jetzt aus der Abhaengigkeit der Kirche entlassen. Die Kunst wandte sich vom Kirchlichen zum Menschlichen und suchte ihre Vorbilder im Altertum. Durch die freie Forschung nahm die Wissenschaft einen maechtigen Aufschwung und erzielte ungeahnte Erfolge. Die Wirklichkeit zu ergründen, das war nun ihr Ziel. Ihre Ergebnisse wurden durch die Buchdruckerkunst verbreitet. Durch Volksschulen wurde die Volksbildung gehoben.

„Die gesamte Bildung der Zeit charakterisiert sich als ein Bruch oder eine Losloesung von der Gebundenheit des Mittelalters“ (Herbst). Von engen Fesseln befreit, kann sich die individuelle Kraft und Eigenart entfalten. Jedes Talent und jeder Charakter kann sich bilden. Die Eigenheit ist nicht aufzugeben, sondern nach sittlich-religioesen Normen auszugestalten. Der Wille wird gekraeftigt, die persoenliche Freiheit geachtet. Aber, wird die Freiheit groesser, so muss auch die Pflicht groesser und ernster werden. Das Evangelium lehrt nach den hoechsten sittlichen Zielen trachten. Diese liegen nicht in der kirchlichen Korrektheit, sondern in dem Vorbild Christi und den Geboten Gottes. Um sie zu erreichen, muss der Einzelne die kirchliche Gemeinschaft suchen.

Historische Unterschiede, welche sich im Laufe der Zeit maechtig ausgepraegt hatten, zerbroeckelten durch die Wirkungen der Reformation; die staendische Gliederung verschwand, das Zunftwesen ist seinem Untergang entgegengegangen. Dagegen sind die persoenlichen Unterschiede groesser

geworden. Die geistige Entwicklung, welche mit der Reformation anhob, hat den individuellen Geist und die individuelle Kraft entfesselt, dass sie maechtig sich entfalteten. „Die moderne Geschichte hat wie keine vor ihr den Trieb nach Durcharbeitung und Ausarbeitung der Einzelpersoenlichkeit, wenn gleich dieser Zug nach Art und Grad vielfach modificirt wird durch Stammes- und Religionsunterschiede“ (Herbst). Wenn aber der persoenliche Faktor in den Vordergrund getreten ist, kann eine voellig gleichartige, in sich geschlossene Kultur nicht mehr entstehen.

§ 89.

b.) DAS SIEBENZEHNTE UND ACHTZEHNTE JAHRHUNDERT.

Was die Reformation errungen hat, das erhielt nach furchtbaren Kaempfen im westpfälischen Frieden endlich seine officielle Sanktion. Die Folgezeit war mit der Erhaltung und Befestigung der erkaempften Glaubensgüter, mit dem Ausbau der Konfessionskirchen beschaeftigt. Das siebenzehnte Jahrhundert ist durch die Konfessionalitaet bestimmt.

Begriffsmaessig wurde die reine Lehre entwickelt und bis in das Detail festgestellt. Es entstand eine neue Art von Scholastik. Jede individuelle Abweichung war verpoent. Ein und derselbe Heilsweg war bis ins Einzelne für jeden vorgeschrieben. Die *Recht*glaeubigkeit galt mehr als der rechte *Glaube*. Das geistige Leben fiel in Erstarrung.

Die Reaktion trat ein im Pietismus. Von Glaubensformeln wandte er sich zurück zur Lebensquelle der heiligen Schrift. Indem er das innere Leben betonte und die Gefühlswelt pflegte, hat er der Individualitaet wieder zu Bedeutung und Berechtigung verholfen. Die Christen dieser Richtung sind vor allem mit der eigenen Seele beschaeftigt; sie beobachten dieselbe in ihren eigentümlichen Regungen, wollen sie reinigen von

ihren Fehlern und zu einem Tempel Christi ausbilden. Diese Art der Froemmigkeit traegt individuellen Charakter, der sich besonders deutlich in der Führung von Seelenregistern bekundet hat. Die Lichtseite des Pietismus ist Innigkeit und Waerme, die Schattenseite Gefühlsschwelgerei und Mangel an Thatkraft.

Gegenüber dem Ansturm des Protestantismus hat die roemische Kirche ihre Reihen um so fester geschlossen, ihre Lehre wie ihre Verfassung nur noch schaerfer ausgepraegt. Hat sie früher Abweichung und Mannigfaltigkeit einigermassen in ihrem Inneren geduldet, im Tridentinum hat sie das Anathema darüber gesprochen. Der Orden der Jesuiten ist gerade zu dem Zweck gestiftet, die Individualitaet aus der Kirche auszurotten, um jeden Preis und mit allen Mitteln Einheit und Gleichfoermigkeit herzustellen.

Auf dem politischen Gebiete brachte das siebenzehnte Jahrhundert ein Erstarken der Staatsgewalt bis zum Absolutismus. Aussprüche wie: L'état c'est moi, und Grundsaetze wie: Cuius regio, ejus religio, beweisen, dass die politischen Verhaeltnisse in diesem Jahrhundert der Ausbildung der Individualitaet wenig günstig waren.

Das achtzehnte Jahrhundert ist von maechtigen geistigen Stroemungen bewegt. Das individuelle Denken und Wollen erstarkte; die persoenliche Freiheit nahm zu, damit auch der Raum zur Bethaetigung der Individualitaet; der Absolutismus brach zusammen. Wir sehen darum in diesem Jahrhundert eine buntschillernde Mannigfaltigkeit der geistigen Bestrebungen und Richtungen, der Verirrungen und Schwaermereien. Aber die herrschende Tendenz ist, die Unterschiede unter den Menschen moeglichst zu verwischen und die Gleichheit aller herzustellen. Das Ueberkommene, Traditionelle ward bekaempft und verneint; an die Stelle des Gegebenen, Bestimmten, Concreten trat ein unbestimmt Allgemeines, Abstraktes; für die positiven Religionen tauschte man die na-

türliche Religion ein oder dürftige, farblose Reste des Christentums. Die Philosophie ist ihrer Natur nach auf das Eine und Allgemeine gerichtet, das hinter der Erscheinungswelt mit ihren Mannigfaltigkeiten verborgen ist. Aufklaerung und Popularphilosophie befoerderten die Verflachung des Wissens. Nicht für das Nationale, sondern für das Allgemeinmenschliche begeisterte sich das Jahrhundert. Das allgemeine, abstrakte Weltbürgertum war das Ideal, das die Herzen entflammte. In Deutschland war die Nachaeffung des Fremden an der Tagesordnung, in der Literatur waren die franzoesischen Vorbilder massgebend, ebenso in Tracht und Mode, in gesellschaftlichen Sitten und Umgangsformen. „Kein Land hat gleich erfolgreich wie Frankreich eine allgemeine Durchschnittsbildung und Durchschnittssitte schaffen helfen, zu Gunsten stereotyper Formen, zum Schaden nationaler Eigenart bei den Nachbarvoelkern“ (Herbst). Wert und Bedeutung des geschichtlichen Zusammenhangs ward ganz und gar verkannt; der Mensch an sich ward ins Auge gefasst, abgetrennt von allem historisch Gewordenen und Ausgepraegten, als freies Vernunftwesen, das eines Tages vom Himmel herunter gefallen ist. Nur in der Natur und in der Vernunft holte man sich Lehren, nicht in der Geschichte und Erfahrung. The proper study of mankind is man. Vom Naturrecht aus forderte man die Rechtsgleichheit aller.

Die charakteristischen Vertreter des eigentümlichen Geistes, der das achtzehnte Jahrhundert beherrscht hat, sind einig in der Hervorhebung der Gleichheit aller Menschen. Schon Locke (1632—1700) hatte die Ansicht ausgesprochen: „Die geistige Begabung der Menschen ist zu allen Zeiten so ziemlich dieselbe gewesen“. „Alle gemeinhin wohlorganisirten Menschen werden mit einem beinahe gleichen Verstande geboren“, sagt Helvetius, und Rousseau sieht in der Cultur und den trennenden Unterschieden mannigfaltiger Art, welche sie zei-

tigt, den Quell alles Verderbens und in der Rückkehr zur Natur alles Heil. Der Staat, in den doch die Einzelnen hineingeboren werden, und der sein Gepraege erhaelt durch die geschichtliche Ausbildung der Volksgemeinschaft auf Grund ihrer natürlichen Beanlagung, ist ihm weiter nichts als ein contrat social. Eine seiner Preisschriften handelte von dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen (Discours sur l'origine et les fondements de l'inégalité parmi les hommes). „Er erklaert in dieser Schrift alle Ungleichheit der Menschen für eine Folge der Entartung, welche durch das Zusammenleben entstehe, und nimmt an, dass die auf solche Weise entstandene Ungleichheit die schrecklichste Verwirrung hervorgebracht habe“ (Schlosser). Aus der verderblichen Saat, welche die naturalistischen und socialistischen Wortführer, blind für die Wirklichkeit und taub gegen alle Lehren der Geschichte, ausstreuten, wuchs in dem wohlbereiteten Boden des franzoesischen Volkslebens bald genug die unheilvolle Frucht heran.

Das zu Ende gehende Jahrhundert sah die groesste und furchtbarste aller Revolutionen. „Freiheit und Gleichheit“ war die Losung, aber die Gleichheit ward bald das Grab der Freiheit. Die menschliche Gesellschaft sollte um jeden Preis in die Zwangsjacke der Gleichheit gesteckt werden, alle Unterschiede der Religion, der Bildung, des Standes, der Kleidung und Wohnung sollten vom Erdboden verschwinden. Sie waren Fanatiker der Gleichheit, jene Danton, Marat, Robespierre; jede Besonderheit brachte sie in Harnisch. Und das Mittel, das sie dagegen anwandten, war die rohe Gewalt, die bluttriefende Guillotine.

Schon vor der franzoesischen Revolution sind die allgemeinen Menschenrechte in den vereinigten Staaten verkündet worden. Die Unabhaengigkeits-Erklaerung hebt mit der Aufstellung des Grundsatzes an: „Wir erachten als selbstoffenbare

Wahrheit, dass alle Menschen gleich geschaffen sind.“ Die Verfassung von 1793 stellt an die Spitze die folgende pathetisch-moralische Erklaerung der Rechte des Menschen und des Bürgers: „In der Überzeugung, dass das Vergessen und Missachten der natürlichen Rechte des Menschen die einzige Ursache des Unglückes der Welt ist, hat das franzoesische Volk beschlossen, in feierlicher Erklaerung diese heiligen und unveraeusserlichen Rechte darzulegen. Diese Rechte sind: Die Gleichheit, die Freiheit, die Sicherheit, das Eigentum“. (Paulsen). Es ist charakteristisch, dass die Gleichheit an erster Stelle genannt ist. Dieser Gleichheit stand aber vor allem der Staat entgegen. Darum begann die grosse Revolution mit der Aufloesung des Staates. Nicht besser als dem Staate erging es der Kirche. Alle positive Religion wurde abgeschafft und eine farblose, allgemeine Verehrung der Vernunft oder des hoechsten Wesens eingeführt. Alle gesellschaftlichen Unterschiede sollten mit Stumpf und Stiel ausgerottet, die Lebensverhaeltnisse saemtlich nivellirt werden. Das Ideal war der Naturzustand. Man ging von dem Grundsatz aus, dass alle von Natur ungefaehr gleich sein, die Unterschiede aber nur künstlich gemacht, schlau ersonnen, von der brutalen Gewalt durchgesetzt. „Alle Franzosen sollten nach einem Muster umgestaltet werden. Die Baecker dürfen nur einerlei Brod backen und zwar Graubrod, auch Gleichheitsbrod genannt. Es herrscht *ein* Ton, *ein* Stil, *eine* Sprache. Alle Franzosen sollen eine bestimmte, gleichartige Tracht tragen. Jede Selbstaendigkeit und Originalitaet wird vernichtet. Die Bürger sollen nur Werkzeuge sein in der Hand des Staates; sie sollen einander gleichen, kein Gewissen, keine Bestrebungen, keine Initiative, keinen Wissensdurst, keinen persoenlichen Anstand haben“ (Fleischmann nach Taine). Das Privateigentum wird abgeschafft und der Kommunismus eingeführt. Die Frauen werden emancipirt und erhalten dieselben Rechte mit

den Maennern, da der Unterschied von Mann und Weib ein verschwindend geringfügiger ist. Ehe und haeusliches Leben werden beseitigt, weil sie der Gleichmacherei im Wege stehen; geistige Bildung ist überflüssig und die Erziehung muss für alle Zeit unbedingt gleichmaessig sein, sie geschieht nach der Schablone und geht auf die Vernichtung alles Individuellen aus. Das Individuum hat ganz und gar im Staate aufzugehen.

Waeren diese Ansichten und Bestrebungen siegreich geblieben, so waere das Ende des Jahrhunderts auch das Ende aller Individualitaet gewesen.

§ 90.

c.) DAS NEUNZEHNTE JAHRHUNDERT.

Eine Uebergangsperiode war das letzte Jahrzehnt des achtzehnten Jahrhunderts; unter gewaltigen Stürmen kündigte sich eine neue Zeit an. Und sie war der Individualitaet und ihrer Ausbildung günstig. Im neunzehnten Jahrhundert hat sie eine Bedeutung und Berechtigung gefunden wie nie zuvor. Welche Faktoren haben diese günstige Wendung herbeigeführt?

In der franzoesischen Umwaelzung brach der absolute Staat zusammen. Der moderne Verfassungsstaat sichert dem Volke die politische Mitwirkung und dem Individuum die natürliche Entfaltung seines Wesens innerhalb der gesetzlichen und sittlichen Schranken. Der Staat hat es aufgegeben, das Gewissen zu knechten und in das Gebiet persoenlicher Freiheit einzugreifen. Er gestattet freie Religionsübung und duldet verschiedene Confessionen in seinen Grenzen. Die Überzeugung hat sich immer mehr durchgedrungen, dass Zwang in religioesen Dingen vom Übel sei. Auch in politischer Hinsicht koennen verschiedenartige Ansichten und Richtungen sich bilden und

aussprechen. Es ist ein Mass von freier Bewegung und geistiger Entwicklung gestattet, das früher ungekannt war. Man hat Achtung vor der individuellen Freiheit und Selbstaendigkeit, man schont die persoenliche Überzeugung. Selbstverwaltung, Gewerbefreiheit etc., sie haben individuelle Kraefte frei gemacht. Alte Fesseln sind gefallen, mit ihnen auch manche heilsame Schranke, manche hegende und schützende Gemeinschaft. Die Rechte des Individuums sind zu Anerkennung und Geltung gelangt. Dadurch hat sich ein vielseitiges, mannigfaltiges Leben entfaltet auf allen Gebieten, reich an Unterschieden und Gegensaetzen. Bezeichnend für die Bedeutung des Individuellen in diesem Jahrhundert ist, dass man sogar den Strafvollzug der Individualitaet anzupassen gesucht hat. „Man ist durch Erfahrung zur Einsicht gekommen, dass nur individuelle Behandlung, Isolirung in der Einzelzelle einen bessernden Einfluss auf den Verbrecher ausübt, und deshalb werden nunmehr überall Zellengefaengnisse erbaut“ (Fleischmann, das Christentum).

Aus den Kaempfen um die Befreiung von napoleonischer Fremdherrschaft ging die Nationalitaet siegreich und neugestaerkt hervor. Der Traum des Kosmopolitismus war ausgetraeumt. Der Nationalitaetsgedanke beherrscht das neunzehnte Jahrhundert. Für seine Verwirklichung begeisterten sich die Voelker und rafften sich auf zum gewaltigen Kampfe um Einigkeit und Freiheit. Auf nationaler Grundlage entstehen neue Staaten, die in den Vordergrund der europaeischen Geschichte treten. Das Nationalgefühl erstarkt, die Nationalsprache und Nationalsitte wird ausgebildet und von fremden Zuthaten gereinigt. Vorzugsweise sind es die germanischen Voelker, welche der Individualitaet Bedeutung und Berechtigung zuerkennen, waehrend unter den romanischen und slavischen Voelkern die Richtung auf das Universelle maechtiger ist. Der germanische Geist sieht in dem Individuum die

Persoenlichkeit, „das Princip der romanischen Voelker aber sieht in dem Individuum nur ein Mittel, ein Ding, ein Instrument der Kirche oder des Staates.“ Der Germane blickt in die Tiefe, dringt in das Wesen der Dinge ein, der Romane haftet an der Oberflaeche. In diesem ist der Staatssinn, das Bedürfnis nach Gemeinschaft und Anschluss maechtiger, in jenem die Liebe zur individuellen Freiheit und der Trieb nach Absonderung. Hier ist die centrifugale, dort die centripetale Richtung die vorherrschende.

In den Befreiungskriegen am Beginn des neunzehnten Jahrhunderts erwachte auch ein neues Glaubensleben. Die Not der Zeit trieb die Menschen zurück zur alten Kraftquelle des christlichen Glaubens. „Am Jubelfeste der Reformation (1817) neigten sich die Herzen zum Glauben der Väter und Luther erschien seinem Volke nicht bloss als der Held der Freiheit“ (Hase). In der Union sammelte der Protestantismus seine Kraefte. Für den Katholicismus kam nach drangvoller Zeit der Unterdrückung eine glanzvolle Restauration. Hatte das achtzehnte Jahrhundert die Religion in allgemeine Ideen aufgeloest, das neunzehnte erfasste sie wieder in konfessioneller Bestimmtheit.

Als die Greuel des Krieges überstanden waren, fanden Wissenschaft und Kunst allgemeine Pflege und Foerderung. Durch Schulen aller Art wurde das Wissen gemehrt und verbreitet. Die Volksbildung hat niemals vorher einen so hohen Stand erreicht, die Bildungsmittel und Bildungswege waren noch nie so mannigfaltig und allen zugaenglich. Ein reges Geistesleben hat sich entfaltet, und wo geistiges Leben ist, da ist nicht Einfoermigkeit und Erstarrung, sondern Unterschiedenheit und Mannigfaltigkeit, da enstehen auf allen Lebensgebieten unterschiedene, oft einander entgegengesetzte Anschauungen und Standpunkte.

§ 91.

FORTSETZUNG.

Einen wesentlichen Einfluss hat die Dichtkunst ausgeübt auf das siegreiche Vordringen der Individualitaet. Es ist ja des Dichters Art, in die Einzelerscheinung sich liebevoll zu versenken, ihre innerste Eigentümlichkeit zu erfassen und darzustellen. Der Philosoph sucht das Eine und Allgemeine in der Vielheit der Erscheinungen, des Dichters Interesse ruht auf dem Einzelnen und Mannigfaltigen. Die schoene, die künstlerische Individualitaet war es, welche Schiller und Goethe in ihren klassischen Werken dargestellt haben, ihre Weltanschauung war ein aesthetischer Individualismus. Durch ihre Dichtungen hat sich diese Weltanschauung weithin ausgebreitet unter den Zeitgenossen. Was Goethe den Wilhelm Meister sagen laesst: „Mich selbst, wie ich da bin, auszubilden, das war dunkel von Jugend auf mein Wunsch und meine Absicht. Ich habe nun einmal zu jener harmonischen Ausbildung meiner Natur, die mir meine Geburt versagt, eine unwiderstehliche Neigung. Mein innerstes Bedürfnis erzeugt und aeussert den Wunsch, die Anlagen, die in mir zum Guten und Schönen ruhen mögen, sie seien koerperlich oder geistig, immer mehr zu entwickeln“ — das wurde das Ideal für viele.

Die wachsende Freiheit auf politischem Gebiet, das Nationalitaetsprincip, das an die Stelle des schattenhaften Kosmopolitismus trat, der wiedererwachte Glaube, die zunehmende Bildung, die klassische und romantische Dichtkunst mit ihrem aesthetischen Individnalismus — das sind die wichtigsten Faktoren, durch welche an der Wende des neunzehnten Jahrhunderts eine steigende Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet herbeigeführt wurde. Aber auch in diesem

Jahrhundert erheben sich widrige Winde und machen sich feindliche Maechte und Einflüsse geltend. In erster Linie ist es der demokratische Geist, der alle Unterschiede in Personen und Zustaenden verwischen moechte. Aus der trüben Quelle der franzoesischen Revolution entsprungen, fliesst er durch das neue Jahrhundert hin. Er erwartet alles Heil von dem Volke, von der Masse; die Einzelpersoenlichkeit ist nichts, ihre abweichende Besonderheit muss verschwinden. Er will „die menschliche Gesellschaft einer Hochebene gleich machen, deren wellenfoermige Linien sich allmaehlich verlieren, ohne Gegensaetze, ohne Widersprüche". Manche charakteristische Volkssitte und Volkstracht musste diesem Geiste bereits zum Opfer fallen.

Durch die Fortschritte der Naturwissenschaften und der Technik sind die Geisteswissenschaften in den Hintergrund gedraengt worden. Materialistische Ansichten und Grundsaetze sind bis in die niederen Volksschichten eingedrungen. In der Praxis herrscht vielfach Mammonismus und Fleischesdienst. Die Fragen des Erwerbs, die Brod- und Magenfragen, bewegen und erregen die Volksmassen. Im Mechanismus des Naturzusammenhangs geht der Geist unter, Gewissen und Unsterblichkeit erscheinen dem materialistischen Geschlechte wie ein Traum, der Mensch als ein gleichartiges Naturprodukt, nicht viel mehr als ein Blatt am Baum oder ein Exemplar in der Tiergattung. Nimmt man den Geist aus dem Menschen hinweg, so bleibt keine lebendige Individualitaet, sondern entweder eine Maschine oder ein Leichnam.

Die Bildung ist überwiegend Verstandesbildung geworden. Da für das praktische Leben jetzt viel mehr Kenntnisse erforderlich sind als je in früheren Zeiten, so wird die Gemüts- und Charakterbildung vernachlaessigt. Unter der Flagge der Bildung segelt viel Oberflaechlichkeit, Halb- und Scheinbildung. Es ist eine Durchschnittsbildung entstanden, der Tiefe

und Gründlichkeit fehlt. Die Lektüre verdraengt das ernste Studium und befoerdert eine gedanken- und charakterlose Verschwommenheit. Der Ballast des Wissens wird oft zum Hemmnis für das originale Denken sowohl als für die Entwicklung der koerperlichen Eigentümlichkeit. Die Verallgemeinerung des Wissens hat zugenommen, Originale und Charaktere sind seltener geworden.

Die vervollkommneten Verkehrsmittel der Neuzeit haben Menschen und Voelker einander naeher gebracht. Sie kommen fortwaehrend in gegenseitige Berührung und tauschen ihre Waren und Güter aus. Dadurch wird viel urwüchsige Eigenart abgeschliffen oder voellig ausgetilgt. Durch die Freizügigkeit ist der Wechsel des Wohnsitzes erleichtert und das Fluktuiren eines Teiles der Bevoelkerung herbeigeführt worden. Ein Baum kann nicht ruhig wachsen und gedeihen, wenn er bald in diesen, bald in jenen Boden versetzt wird. Es gibt Blumen, die ihre Farbe wechseln und die Farbe derer annehmen, mit denen sie dicht zusammenstehen. So verlieren die Menschen ihre Eigenart in dem dichten Zusammenleben der modernen Grossstadt. Da ist nicht Raum, nicht Luft und Licht zur Entfaltung der Individualitaet. Es fehlt die noetige Sammlung und Abgeschiedenheit, es fehlt eigene Wohnung und eigener Acker, oft auch eigener Herd und eigenes Familienleben. Leute aus allerlei Volk sammeln sich in einer Grossstadt, verschiedene Sprachen und Sprachdialekte toenen durch einander, verschiedene Sitten und Lebensgewohnheiten finden sich neben einander. „Der modernen Grossstadt fehlt die ausgepraegte Localfarbe gaenzlich oder sie schimmert doch nur noch matt durch die moderne Tünche hindurch.“

Die Freiheit, welche die Neuzeit gebracht hat, findet nicht immer das rechte Mass, der Individualismus bleibt nicht immer in sittlichen Schranken. Wenn er egoistisch entartet,

so ruft er den Socialismus hervor, wie der Missbrauch der Gesundheit die Krankheit hervorruft. Socialistische Stroemungen, die keinem Zeitalter ganz fehlen, sind im neunzehnten Jahrhundert maechtig angeschwollen und drohen nicht nur die Individualitaet, sondern alle Cultur hinwegzuschwemmen. Die Ideale der franzoesischen Revolution entflammen wieder die Herzen, erhitzen die Koepfe und versetzen Arbeitermassen in wilde Gaehrung. Ein Staat soll wieder geschaffen werden, in dem die Gleichheit aller durchgeführt und jede Individualitaet vernichtet ist. Wider Religion und Privateigentum, wider Ehe und Familienleben richtet sich der Hass der Socialisten, weil sie in jenen mit Recht den Hort individueller Eigenart erkennen.

Noch besteht die Hoffnung, dass man durch Reformen die Revolution verhüten werde. Die Gesellschaft ist gewarnt, die Gefahr wird erkannt. Gebe Gott, dass die rechten Vorsichtsmassregeln getroffen werden! Zu fest hat sich der Gedanke der individuellen Freiheit in der modernen Gesellschaft eingebürgert, als dass er leicht ausgerottet werden koennte. Mit der Sittlichkeit steht er in engem Zusammenhang. Er wird den Sieg behalten, wenn er von Entartungen gereinigt, wenn alles überindividuelle Wesen, hinter dem sich der nackte Egoismus verbirgt, bekaempft und entfernt wird.

Blicken wir noch einmal zurück auf die geschichtliche Entwicklung! Immer mehr hat sich das Individuum im Laufe der Geschichte von der früheren Gebundenheit geloest und sich Raum verschafft zur Entfaltung seiner Eigenart. Durch die geistige Entwicklung sind zu den aeusseren und socialen Unterschieden die inneren, persoenlichen Unterschiede hinzugetreten, und immer ungleichartiger sind die Menschen in ihrem Denken und Vorstellen, in Sitten und Gewohnheiten geworden. Wie im Einzelleben die Individualitaet in der Kindheit noch schlummert und erst mit dem maennlichen

Alter zu voller Auspraegung gelangt, so kann auch in der Menschheitsgeschichte die Individualitaet erst auf hoeherer Stufe der Culturentwicklung groessere Bedeutung uud Berechtigung gewinnen. Aus anfaenglicher Erstarrung, Ruhe und Gleichfoermigkeit zu immer reicherer Entfaltung, Bewegung und unterschiedlicher Ausgestaltung — das ist das Gesetz alles Lebens und seiner Entwicklung. Die Geschichte bringt rastlos neue Unterschiede hervor. Mit Recht hat man sie eine Aristokratin genannt. Der geschichtliche Verlauf ist darum der Individualitaet günstig und verschafft ihr zunehmende Bedeutung und Berechtigung.

Aber ihre Bedeutung wie ihr Recht ist keineswegs absolut; sie wird eingeschraenkt durch die Wesensgleichheit aller Menschen. Sie kann sich daher nur frei bethaetigen in gewissen Grenzen. Diese Grenzen sind nicht theoretisch ein-für allemal festzusetzen; sie müssen für konkrete Verhaeltnisse, für bestimmte Voelker und Personen, für jedes Zeitalter neu regulirt werden. Neben den individualistischen gehen socialistische Stroemungen her, beide müssen ausgeglichen, das Gleichgewicht muss hergestellt werden. Auch in der Gegenwart fehlt es keineswegs an Richtungen und Bestrebungen, welche auf Verkennung der Individualitaet beruhen und auf ihre Unterdrückung hinauslaufen. Die Gegner nehmen ihren Standpunkt entweder:

I.) in der Allgemeinheit, in welcher sie das Individuelle verschwinden lassen;

oder auch: II.) in dem Einzelwesen, dessen eigenartige Zusammensetzung und Bedeutung sie nicht erkennen oder zugeben.

§ 92.

I. a.) DER ABSTRAKTE IDEALISMUS.

Das Allgemeinste, was es geben kann, ist die Idee. Der abstrakte Idealismus schreibt nur den Ideen Bedeutung und Berechtigung zu, darum ist ihm alles Individuelle gleichgiltig, bedeutungslos, unberechtigt, eitel und nichtig. Er schwebt in den Wolken und vergisst, dass alles, was auf Erden blühen und gedeihen soll, auch feste Wurzeln schlagen muss in dem realen Boden. Ein gesunder Idealismus ist für das sittliche Leben und Streben unentbehrlich, aber der einseitige, falsche, abstrakte Idealismus kann der Sittlichkeit leicht verhaengnisvoll werden. „Leicht bei einander wohnen die Gedanken, aber hart im Raume stossen sich die Sachen."

Der Idealist übersieht, dass die lebendigen und realen Individuen Wesen von Fleisch und Blut sind, keineswegs Incarnationen der reinen Vernunft; er berücksichtigt nicht die Triebe und Kraefte, die Leidenschaften und Begehrungen des warmen Menschenherzens. Er malt sich die Welt nach seiner grauen Theorie, vergisst aber dabei, dass die Wirklichkeit oft ganz anders ist. Erfahrung und Geschichte zieht er nicht zu Rat, aus seinem Kopfe steigt „der Mensch an sich" wie Pallas Athene aus dem Haupte des Zeus. Er glaubt, Doctrinen verbesserten allein schon die Menschen, waehrend es doch der Erfahrung bedarf, um Leute klug zu machen und heftiger Zusammenstoesse mit der rauhen Wirklichkeit des Lebens, um Trotz und Eigensinn zu brechen. Er kennt nur das Abstrakte und Ideelle, nicht das Reale und Concrete, berücksichtigt Lebensverhaeltnisse und Lebenserfahrungen nicht und unterschaetzt aeussere Einrichtungen und Organisationen. Kurz, der Idealist rechnet nur mit Ideen, Lehren, abstrakten Idealen, nebelhaften Gebilden menschlicher Phan-

tasie, nicht aber mit der nackten Wirklichkeit, mit Leidenschaften und Gebrechen der Menschen, mit dem Streben und Trachten, Sehnen und Wünschen der Individuen; „er meint, was ihm die Seele schwellt, auch ausser sich zu schauen.“ Wir sollen keine Luftschloesser bauen, sondern Zeit und Kraft an die Aufgaben des wirklichen Lebens wenden. Um sittliche Erfolge zu erringen, ist es unbedingt noetig, dass man die gegebenen Faktoren und Bedingungen berücksichtigt und den Boden, auf welchem man lebt, nicht ignoriert.

Diesem Idealismus nahe verwandt ist der sittliche Rigorismus, der ebenfalls vor dem Individuellen das Auge schliesst. Er besteht auf der Durchführung der sittlichen Forderung, auch wenn die Verhaeltnisse dieselbe unmoeglich machen. Er kennt keine Ausnahme, keine individuelle Besonderheit nationaler oder familiaerer Natur. Immer und überall und in der gleichen Weise muss das sittliche Gebot durchgesetzt werden, auch wenn darüber die Welt zu Grunde ginge. „Fiat justitia, pereat mundus“ — das ist so recht ein rigoristischer Grundsatz. Für den Rigoristen hat die Individualitaet keine Bedeutung und Berechtigung. Er will das Gute und Wahre und Rechte, übersieht aber ganz das Leben mit seinen wechselvollen Formen und Farben. Auf den Rigorismus und Individualismus kann man anwenden, was Schiller von Licht und Farbe sagt: „Wohne, du ewiglich Eines, dort bei dem ewiglich Einen! Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab!“ Gegenüber dem rigoristischen: „Du sollst!“ eines Kant hat Jacobi das Recht der Individualitaet betont, und Schiller hat darauf hingewiesen, dass es nicht die hoechste Stufe des Sittlichen sein koenne, wenn man es aus Zwang oder Gehorsam thut und nicht aus dem lebendigen Trieb einer schoenen Natur.

„Traurig herrscht der Begriff; aus tausendfach wechselnden Formen
Bringet er dürftig und leer ewig nur eine hervor;
Aber von Leben rauscht es und Lust, wo bildend die Schoenheit
Herrschet; das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.“

§ 93.

b.) DER PANTHEISMUS.

Von pantheistischem Standpunkt aus ist eine rechte Würdigung der Individualitaet unmoeglich. Der Weltgeist ist hier alles, der Einzelgeist nichts; er ist nur eine Welle im Ocean des Allebens, die in die Hoehe taucht und spurlos wieder untertaucht, die willenlos fortgerissen wird von dem allgemeinen Strom; er glaubt zu schieben und wird geschoben. Das Absolute, dass All kann nichts wahrhaft Seiendes ausser sich zulassen, eine — auch nur relative — Selbstaendigkeit der Einzelerscheinungen ist auf diesem Standpunkt unmoeglich. Das individuelle Sein loest sich auf in das goettliche, das Alles verschlingt und keine Freiheit neben sich duldet. Das Individuum ist kein „in Wahrheit Seiendes“. Ohne Selbstaendigkeit und Freiheit keine rechte Individualitaet! Vom pantheistischen Standpunkte kommt nur dem Einen, dem All wahrhaftes Sein und Leben zu, die mannigfaltigen Einzelexistenzen haben nur ein Scheinleben und eine Scheinfreiheit. Der Wille ist, wenn man genauer zusieht, nach jeder Richtung gebunden.

Dem Bedürfnis nach Einheit, nach einheitlicher Erfassung des Weltganzen entsprungen, befriedigt der Pantheismus zwar das Verlangen des Menschengeistes nach einem allumfassenden Princip, aber er wird den Einzelerscheinungen nicht gerecht. „Gott ist“ — nach Spinoza — „die Substanz schlechthin, das eigentliche Wesen aller Dinge, welches durch sich selbst ist und keines anderen mehr bedarf. Alles aber, was wir mit dem Begriff Welt zusammenfassen, ist nichts als die

Masse besonderer Gestaltungen (Individuationen) einer und derselben Substanz; Geist und Materie sind die blossen Attribute der letzteren, also keineswegs die Schoepfungen eines frei wirkenden Willens, sondern die naturnotwendigen Erscheinungsformen der Substanz." Eine wahre und lebendige Entwicklung ist auf pantheistischem Standpunkt undenkbar; mit ihr faellt aber zugleich die volle Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet.

Der consequente Pantheismus führt entweder zur Selbstvergoetterung des Ich, so dass dieses an die Stelle des Absoluten tritt, das, an und für sich unbewusst, erst in den menschlichen Individuen bewusst wird — oder zum Pessimismus, der in der Welt nur eine Summe von Elend sieht, über welches die Maja ihren glaenzenden Schleier geworfen hat, und die Menschheit für unverbesserlich haelt, weshalb die Aufhebung und Vernichtung der Individualitaet als das einzige Heil erscheint, wie ihre Entstehung das πρῶτον ψεῦδος war. Der Pantheismus findet nicht die richtige Mitte für die Würdigung der Individualitaet. Entweder er hebt sie optimistisch zur Gottheit hinauf, weil sie durch persoenliches Bewusstsein vor dem All sich auszeichnet, oder er laesst sie pessimistisch in die unergründliche Tiefe des natürlichen Elendes versinken und von der Wucht der Naturnotwendigkeit zermalmt werden, so dass es keine andere Freiheit und Erloesung für sie gibt als im Untergehen.

So ist es ein Ding der Unmoeglichkeit, dass der Pantheismus die Bedeutung und Berechtigung der Individualitaet voll und ganz erkenne.

§ 94.

c.) DER SOCIALISMUS.

Im Leben der Gegenwart gibt es keine gewaltigere Macht, welche der berechtigten und notwendigen Entfaltung der Ind.

widerstreitet, als den Socialismus. Auf den Niederungen des wirtschaftlichen Lebens hat er das Licht der Welt erblickt, ist aber hinauf gedrungen in die Hoehen des geistigen, des religioesen, des politischen Lebens. Er sieht alles Heil in der Gemeinschaft und ihren, die Verhaeltnisse und Rechte der Einzelnen ordnenden Einrichtungen. Der Zukunftsstaat, welchen die Begehrlichkeit der Socialisten ersonnen und ihre Phantasie ausgemalt hat, ist das Grab aller individuellen Sittlichkeit, ja alles geistigen Lebens. Bebel, ein Führer der deutschen Socialdemokratie, hat am 18 Juni 1890 im deutschen Reichstag bei der Beratung über den Normalarbeitstag erklaert, es gebe überhaupt keine persoenliche Freiheit und in dem socialdemokratischen Staat koenne dieselbe natürlich ebenso wenig bestehen als in den jetzigen Staatsverhaeltnissen. Dem Gebot der Gesamtheit oder Allgemeinheit hat sich der Einzelne in allen Stücken, auch in seinen privaten und inneren Angelegenheiten zu unterwerfen. Dem Staate werden von den Socialisten Obliegenheiten zugedacht, die er nicht erfüllen kann. Er soll der Vermoegensverwalter jedes Einzelnen sein, seine Kinder erziehen; er stellt alle Kraefte in seinen Dienst, ordnet alles nach einem Typus, vernichtet alle Privat- und Sonderinteressen und verstopft alle Quellen individueller Kraft. Wird der Socialstaat mit seinen wunderbaren Einrichtungen einmal durchgeführt sein, dann werden die Menschen mit gleichen Koerper- und Geisteskraeften zur Welt kommen, und was koennte sie dann noch hindern, gleich zu denken und zu fühlen?

Nach der Meinung der Socialisten soll es die verschiedenen Staende und Berufsarten nicht mehr geben; sogar der Unterschied der Geschlechter soll aufgehoben werden durch die voellige Emancipation des Weibes und seine Teilnahme am politischen Leben. Alles Privateigentum wird abgeschafft, und eine allgemeine Gütergemeinschaft tritt an seine Stelle.

Die Ehe wird als eine veraltete Einrichtung und eine laestige Fessel über Bord geworfen, und die freie Liebe eingeführt. Freie Arbeit und freie Berufswahl wird nicht mehr sein. Keine Hoehen und keine Tiefen darf es mehr geben, alles muss nivellirt werden. So wird die vollkommene Gleichheit und Brüderlichkeit der Menschen hergestellt und damit ein Eldorado, wie es die Welt noch nie gesehen. Armut und Elend werden aus der Welt verschwinden, Zufriedenheit und Wohlstand für alle werden einkehren.

Ein drastisches Beispiel dieser socialdemokratischen Gleichmacherei sind die Plaene, welche die Socialdemokratie mit der Schule hat. Das Berliner Volksblatt schreibt unterm 24 Dezbr. 1890: „Das erste und einzige Ziel der Schulreform muss sein, die Volksschule zu dem zu machen, was sie sein soll, naemlich zur Schule für das gesamte Volk; den Unterschied zwischen hoeheren und niederen Schulen aufzuheben und alle Bildungsanstalten — von den Kleinkinderbewahranstalten und Kindergaerten bis zur Universitaet — der Volksschule an- und ein zu gliedern und ein für alle Teile des Volkes gleiches und gemeinsames, einheitliches Schulsystem zu schaffen“.

Berechtigt ist das Streben des Socialismus, die Misstaende zu beseitigen, welche aus der Verschiedenheit des Besitzes hervorgehen, den vierten Stand zu heben, der Massenarmut zu steuern, die ganze Gesellschaft haftbar zu machen für solche Zustaende in ihrer Mitte, die menschenunwürdig sind und mit den Humanitaetsideen unserer Zeit in grellem Contrast stehen.

Unberechtigt dagegen und unsinnig und unnatürlich ist der Vernichtungskrieg, den er wider alle individuelle Besonderheit führt. Er atomisirt und pulverisirt die menschliche Gesellschaft, um eine allgemeine Gleichheit herzustellen, waehrend der Schoepfer die Menschen doch mit verschiede-

nen Gaben und Kraeften ausgestattet hat; um ein allgemeines, pures., verschwommenes Menschentum zu schaffen ohne das charakteristische Gepraege der Individualitaet. Die socialistischen Zukunftsplaene und Ideen widerstreiten einem der ersten sittlichen Grundsaetze; „alle natürliche und notwendige Verschiedenheit der menschlichen Lebensverhaeltnisse ignorierend, das Recht der Persoenlichkeit vernichtend, wirken sie der Pflicht der persoenlichen Arbeit entgegen und laehmen die Spannkraft des sittlichen Strebens. Sittliches und oekonomisches Elend ist die notwendige Folge davon“ (Schenkel). Diesen socialistischen Übertreibungen gegenüber muss man mit Schiller ausrufen:

„Ehret immer das Ganze; ich kann nur Einzelne achten:
Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.“

§ 95.

d.) DER JESUITISMUS.

Das Allgemeine, von dem aus das Recht der Individualitaet verneint und ihre Bedeutung verkannt wird, kann auch die Religion sein.

Zum Zweck der Seelenleitung und Weltbeherrschung bekaempft der Hierarchismus die individuelle Freiheit. Er ist die Fortsetzung des alttestamentlich theokratischen Systems. Nach dem Willen der Hierarchie soll der Einzelne nicht mehr sein als — um einen bezeichnenden Ausdruck Bismarcks zu gebrauchen — ein Stein auf dem Pflaster, darauf die Priesterschaft steht. Ja, wie Steine so werden die Individuen eingefügt in das Ganze der allein seligmachenden Kirche, ohne dass auf ihre besondere Art Rücksicht genommen, nach ihrem Wollen und Meinen gefragt wird.

Die consequenteste Durchbildung hat dieses Princip gefunden in dem Jesuitismus. Er setzt gerade die hoechste Tugend

darein, dass das Individuum sein Wesen und seinen eigenen Willen aufgibt und zu einem gefügigen Werkzeug wird in der Hand seiner Oberen. Da muss aber freilich die lebendige Individualitaet aufhoeren, und der Cadaver faengt an. Der ganze Orden ist darauf angelegt, durch Bevormundung, Leitung und Überwachung die Eigenart seiner einzelnen Glieder immer mehr zum Erloeschen und Ersterben zu bringen. Der Zweck, den er erreichen will, ist ein aeusserlich politisch-kirchlicher, kein innerlich religioes-sittlicher, darum nimmt er es auch mit der Moral nicht genau. „Mit dem Verzicht auf Heimatsgefühl, Familiensinn, auf alles eigene Wünschen, Prüfen und Wollen, Urteilen und Wissen hat, wer in diesen Orden eintritt, sich gaenzlich dem Superior aus zu liefern, um jedem Befehl desselben als einem goettlichen willenlos, ohne Gewissensskrupel, blindlings gehorsam zu sein, wie ein Leichnam — so heisst es ausdrücklich — der sich selbst nicht bewegen kann, wie ein Stab in der Hand des Traegers. Da vermag sich kein lebendiger Organismus, in dem das Blut freien Umlauf hat, zu gestalten; die Adern werden da unterbunden und der Bewegung Fesseln angelegt. Dergleichen widernatürliche Tendenz führt zu einer inneren Erstarrung, bis zu einer Art von Automatentum Niemann“ (das Recht der Individualitaet).

Der Protestantismus hat die Rechte des Individuums wieder hergestellt. Aus der Tiefe einer, von der Kirche unbefriedigten, nach hoeherem Frieden ringenden Seele ist er geboren worden. Die prot. Rechtfertigungslehre ist durchaus individualistisch. Der Protestantismus verkennt nicht, dass man um den Wahrheitsbesitz ringen und kaempfen muss wie nur um irgend ein Gut. Das Traditionelle, durch die Autoritaet Aufgezwungene ist ja nur ein aeusserer Firniss, der keine wahrhaft moralische Wirkung zu üben vermag, wenn die innere Aneignung fehlt. „Die Wahrheit kann nicht so aeusser-

lich hingenommen werden, als wenn sie eine Muenze waere, da das Wahre doch nur in demjenigen wahr ist, dem es durch den Geist der Wahrheit zu eigen geworden ist“ (Niemann).

Die beiden evang. Theologen des 19. Jahrh., welche die Rechte der Individualitaet auf religioes-kirchlichem Gebiet am meisten verteidigt haben, sind Schleiermacher und Vinet. Von ersterem steht ein Wort an der Spitze unserer Abhandlung; es ist seinen Monologen entnommen. Der letztere war geradezu ein radicaler Vorkaempfer der Unabhaengigkeit und Freiheit des Gewissens in Glaubenssachen. Er forderte die Trennung der unnatürlichen Ehe zwischen Staat und Kirche. Die bürgerliche Gesellschaft als solche dürfe gar keine Religion haben. Denn habe sie Religion, so haben die Individuen keine. Der Staat habe die individuellen Glaubensüberzeugungen weder zu verfolgen noch zu beschützen. Gewiss muss man ihm darin Recht geben, dass alle Religion wurzeln muss in dem Einzelindividuum, in seiner innersten Überzeugung. Aber andererseits ist nicht zu vergessen, dass die Kirche zugleich eine Macht im Volksleben sein muss, wenn sie über die Individuen Macht und Einfluss haben will.

§ 96.

e.) DER DESPOTISMUS UND KOSMOPOLITISMUS.

Ein geordnetes, straffes Staatswesen ist keineswegs mit den Rechten des Individuums unvertraeglich; im Gegenteil, nur in einem solchen koennen die Individuen sich frei bewegen. Aber die despotische und autokratische Staatsform ist mit den berechtigten Ansprüchen der Individualitaet unvereinbar. Hier ist nur der Wille des Einzelnen massgebend, und alle übrigen sollen, auch in ihren heiligsten und wichtigsten Angelegenheiten, von ihm sich leiten lassen. Mit rauher Faust

werden die Regungen individueller Freiheit niedergehalten und im Keim erstickt. Will sich eine von der Regel und Vorschrift abweichende Besonderheit hervorwagen, wird sie rücksichtslos unterdrückt.

In jedem einigermassen entwickelten Staatsleben gibt es Parteien, die in conservative und liberale Gruppirungen aus einander gehen. Beide sind gleich notwendig und berechtigt; die conservative Richtung, damit sie das Staatsgebaeude auf festen Fundamenten erhalte; denn nur in einem sicheren Hause koennen glückliche Individuen wohnen — die liberale Richtung, damit sie das Haus wohnlich einrichte und so schmücke, dass die Einzelnen ihr Behagen darin finden koennen. Beide Richtungen aber, die conserv. wie die liberale, müssen sich vor Einseitigkeiten bewahren und das Wohl des Ganzen im Auge behalten. Die ganze Wahrheit hat keine von ihnen, sie liegt in der hoeheren Einheit beider.

Über das Vaterland hinaus auf die ganze Menschheit richtet der Kosmopolitismus seinen Blick; er will alle Schlagbaeume, welche die einzelnen Nationen trennen, aufheben, damit das eine, grosse Menschheitsreich kommen koenne. Sicherlich liegt in dieser Anschauung Wahres und Schoenes. Aber falsch ist es und unausführbar, dass die Nationalitaeten verschwinden und untergehen sollen; sie sollen vielmehr für sich bestehen, ihre Kraefte und Gaben ausbilden, sich erhalten als Werkzeuge Gottes, aber auch die Gemeinschaft mit anderen Voelkern pflegen, von ihnen lernen und so immer innigere Beziehungen herstellen zwischen der grossen Voelkerfamilie der Erde. „Die Voelker sollen nicht nur charakterlose Beispiele menschlicher Gemeinschaft überhaupt sein, die ohne Schaden in die Eintoenigkeit einer allgemeinen Gesellschaft verschmelzen koennten, sondern jedes hat eigentümliche Formen seines Lebens zu entwickeln, unbeschadet der Gemeinsamkeit sittlicher Grundsaetze“ (Lotze).

Alle diejenigen, welche das Sittliche gründen auf Autoritaet statt auf innere Bedürfnisse und Gesetze, alle die, welche es aufgehen lassen in Gewohnheit, Dressur oder Convention, vermoegen der Individualitaet und ihren Ansprüchen nicht gerecht zu werden. Diese verlangt geistiges Leben, nicht nur aeussere Formen, Gesetze und Einrichtungen.

§ 97.

II. a.) DER MATERIALISMUS.

Nach seinen Grundanschauungen kann der Materialismus der Individualitaet nicht gerecht werden. Für ihn hat das Individuum keine selbstaendige Bedeutung; die Art, die Gattung ist alles. Nichts Spontanes, nichts Schoepferisches, nichts Geheimnisvolles ist an ihm. Es ist nur ein Naturprodukt, zusammengesetzt aus chemischen und physikalischen Grundkraeften. Die Materie ist das einzige und erste, Stoff und Kraft, der Geist ist etwas Nebensaechliches, und Abgeleitetes. „Was aber nur durch eine aeussere Combination von Stoffen und chemischen Grundkraeften entsteht, das ist hoechstens ein Ding, welches wir mit einem Namen nennen, aber nie und nimmer eine Einheit für sich, nie und nimmer Subjekt“ (Schaller). Für die Unterschiede der Menschen und des Lebens ist der Materialist nicht blind, aber entscheidend sind ihm allein die materiellen Unterschiede, die aeusseren Faktoren. Von letzteren ist der menschliche Wille vollstaendig abhaengig, nie und nimmer vermag er sich aus dieser Gebundenheit zu loesen. Er ist in jeder Hinsicht determinirt, sein Schicksal ist voll und ganz bestimmt durch koerperliche Anlage und Entwicklung, durch Nahrung und Lebensweise, Luft und Klima. Er ist nach bekanntem Ausspruch „die Summe von Eltern und Amme, von Luft und Wetter, von Schall und Licht, von Kost und Kleidung“, oder nach Büchner

„ein mittleres Produkt seiner Eltern und Vorfahren“. Und wie er nun einmal ist, so bleibt er auch mit seinen Tugenden und seinen Lastern. Es gibt keine individuelle Freiheit, das individuelle Dasein ist ganz und gar eingezwaengt in den Mechanismus der Naturnotwendigkeit. Wo aber keine Freiheit ist, da ist auch keine Verantwortung; es gibt keine Zwecke, auch keine Sünde. Das Wesen des Menschen ist voellig durchsichtig, es wird ja nur durch aeussere Maechte bestimmt. Auf die Macht der Vererbung werden so viele Unterschiede zurückgeführt, wie auf ein unerbittliches, unabaenderliches Verhaengnis. Diese Unterschiede aber, welche unter den Menschen hervortreten, sind an Bedeutung nicht groesser als die Unterschiede unter Pflanzen und Tieren. Denn von dem Tier scheidet den Menschen keine unüberbrückbare Kluft. Was man gewoehnlich Selbstbewusstsein und Selbstbestimmung nennt, das ist nur eine Illusion, und was man unter Geistesthaetigkeit versteht, ist weiter nichts als eine koerperliche Funktion. „L'homme machine“ — wie Maschinen sich unterscheiden, wie die Exemplare der Tiergattungen einander nicht voellig gleich sind, so verhaelt es sich auch mit der Unaehnlichkeit menschlicher Existenzen. Aeusserlich ist in der Menschheit alles zerstückelt, aber innerlich ist alles gleich; vom idealen Standpunkt erscheint es eher umgekehrt. Man kann der Individualitaet keine namhafte Bedeutung beimessen, wenn man das Wesen des Menschen in der Materie aufgehen laesst. Für wahrhaft individuelle Entwicklung und für Charakterbildung ist in der mechanischen Weltansicht kein Raum. Der Mechanismus erstickt den selbstaendigen Willen wie das warme Gemüt.

Diese Weltanschauung hat alle Ideale über Bord geworfen, ihr fehlt die Erkenntnis von dem Wesen des Geistes und der Persoenlichkeit. Sie ist darum der Tod alles individuellen sittlichen Strebens. Eine sittliche Durchbildung und Laeuterung

der Individualitaet kann es auf solchem Standpunkt nicht geben; denn wie alles, so ist auch die Individualitaet das Ergebnis eines Naturprocesses. „Der menschliche Geist ist nur ein Produkt der Zeitverhaeltnisse, nur ein Facit aus vorher gegebenen Summanden, eine Ziffer, die eine Stufe weiter abermals zum Summanden wird, um ein neues Facit zu ziehen, eine Formel, aller Eigentümlichkeit, aller Selbstaendigkeit, alles Wesens, aller Geheimnisse entkleidet“ (Vilmar, Literaturgeschichte).

Wie der Materialismus die Individualitaet nicht zu erfassen und zu erklaeren vermag, so kennt er auch nicht den Begriff der Menschheit. Einzelnes und Ganzes stehen ja in innigster Wechselwirkung; weist man dem einen von beiden einen unrechten Platz und eine irrige Bedeutung an, so wird auch das andere dadurch aus seiner richtigen Stellung verschoben. Die Menschheit ist für den Materialisten kein lebendiger, einheitlicher Organismus, sondern ein Aggregat von Individuen, die neben einander wohnen und aeusserlich verbunden sind. Eine zusammenhaengende, planmaessig sich entwickelnde Geschichte kann es nicht geben, sondern nur eine Aufeinanderfolge von allerlei Begebenheiten und Ereignissen, die sich ohne hoeheren Endzweck in ewig wiederholter Gestalt umwaelzen.

Weder das Einzelleben mit seiner besonderen Bedeutung und Berechtigung noch das Gesamtleben macht der Materialismus verstaendlich, er kennt nur allgemeine, unpersoenliche Maechte. Und doch beweist sich überall die Wahrheit jenes Fichte'schen Wortes: „Durch die Macht der Einzelnen, die sich der Vorsehung zum Werkzeug hingeben, wird die Geschichte gewirkt.“ Die führenden Geister sind es, welche die Menschheit vorwaerts treiben, ihren Gang beleben, anfeuern, beflügeln. In jedem Einzelnen aber haben wir nicht nur ein mechanisches Produkt vor uns, sondern eine goett-

liche Neuschoepfung, bestimmt zu einer eigenartigen Entwicklung. Die ursprüngliche Individualitaet gibt jedem Menschen eine unvergleichliche Bedeutung; kraft seiner geistigen Ausstattung ist er über die Natur erhaben, lenkt und beherrscht sie. „Nur die einzelnen lebendigen Geister sind die wirksamen Punkte im Lauf der Geschichte“ (Lotze). In und mit der Individualitaet ist jedem Menschen auch eine besondere Lebensaufgabe angewiesen. „Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, traegt der Anlage und Bestimmung nach einen reinen und idealischen Menschen in sich, mit dessen unveraenderlicher Einheit in aller seiner Abwechslung überein zu kommen, die grosse Aufgabe seines Daseins ist“ (Schiller).

§ 98.

b.) DER PESSIMISMUS.

Der Pessimismus, der in der ganzen Welt nichts als Unheil sieht, kann in der Individualitaet nicht viel Gutes erblicken. Sie ist wie alles von einem unseligen Schicksal ins Leben gerufen, von einem blinden, unvernünftigen Willen, nicht von einer schaffenden Weisheit. Und diesem Anfang entspricht das Ende. Das Ziel des Lebens und der Geschichte ist die Herbeiführung des Nichtseins, das dem elenden Sein in jeder Hinsicht vorzuziehen ist. Durch die Schoepfung ist der eine Wille unendlich gespaltet worden, eine Spaltung, die nur aufgehoben werden kann durch den Untergang der Individuen samt ihrer Eigenart und Besonderheit.

Wille und Vorstellung ist die Welt nach Schopenhauer. Der Wille ist bewusstlos; die intelligible Welt ist eins und ungeteilt: erst das reflektirende Hirn, das die Linie der Zeit und des Raumes zieht, schafft die Vielheit der Dinge“ (Christliche Welt 1892). Demnach kommt der Vielheit und Mannigfaltigkeit der Dinge ein wahres Sein und eine wesent-

liche Bedeutung nicht zu. Sie ist eigentlich nur Schein, das Ding an sich weiss nichts davon. Das ganze Leben ist im Grund ein Leiden. Zieht man den Schleier weg, der darüber ausgebreitet ist, so blickt man in einen Abgrund von Elend. Der Mensch glaubt frei und bewusst zu sein, allein das ist eine Taeuschung. Er ist keine Persoenlichkeit, sondern nur ein Instrument für das Unbewusste. Wird seine Intelligenz recht ausgebildet, so sieht er ein, dass das Nichtsein besser ist als das Sein. Eine Erloesung ist nur dadurch moeglich, dass man das Leben von sich wirft.

Der Unterschied der Charaktere beruht „auf einer intelligiblen Charakterbildung, einer Entscheidung des Willens für den Egoismus oder das Mitleid. Das ist die Freiheit. Nachdem die Entscheidung gefallen ist, handelt der Mensch wie er muss. Dem Boshaften ist seine Bosheit so angeboren wie der Schlange ihr Giftzahn. Dieser unglaublich grossen und ursprünglichen Verschiedenheit gemaess werden jeden nur die Motive vorwaltend anregen, für die er überwiegende Empfaenglichkeit hat; so wie ein Koerper nur auf Saeuren, ein anderer nur auf Alkalien reagiert“ (Christliche Welt 1892). Hieraus folgt, dass der Charakter ein unveraenderlicher ist. Der Wille — und er ist ja das eigentliche Wesen des Menschen — bleibt derselbe; Bildung und Erziehung, Umgang und Gewoehnung, Lehre und Beispiel koennen ihn nicht umbilden. Damit werden alle diese Faktoren, die doch den individuellen Bildungs- und Werdegang so tief beeinflussen und die Auspraegung des Charakters modificiren — sie werden saemtlich hinfaellig und nichtig, denn sie koennen ja die ursprüngliche Bestimmtheit nicht aendern oder wahrhaft bessern.

Der Pessimismus kennt so wenig wie der Materialismus eine wahre sittliche Entwicklung, durch welche die ursprüngliche Veranlagung aus allgemeiner Unbestimmtheit zur Klarheit und Bestimmtheit erhoben, von Verschlackung und Ueber-

wucherung gereinigt und gelaeutert wird. Er nimmt dem Individuum die Fittige, mit denen es sich emporschwingen koennte; das sittliche Streben legt er lahm. Wenn er trotzdem die „rüstige Arbeit der Einzelnen an der Cultur“ fordert, so ist das eine Inconsequenz, eine Forderung, zu deren Erfüllung er die Kraft nicht verleihen kann. Wer wird einem Ziele zustreben, das in alle Ewigkeit nicht erreichbar ist? wer einem Glück nachjagen, das nur eine Fata Morgana ist? Ein rüstiges sittliches Streben ist doch nur da moeglich, wo Freude am Leben und seinen Gütern ist, wo die Überzeugung herrscht, dass mit den vorhandenen Kraeften die sittliche Aufgabe geloest werden kann und muss. Der Pessimismus durchschneidet geradezu den Nerv alles sittlichen Strebens, wie koennte hier von der Freudigkeit und Entschlossenheit des sittlichen Handelns die Rede sein, ohne welche ein thatkraeftiger Charakter und ein schaffensfreudiges Dasein nicht denkbar ist! Alles Eigenleben und Eigensein — man gibt es am besten auf, die Teilnahme an fremdem Leid, das Sichversetzen in die Lage anderer, das ist besser, Mitleid ist die hoechste Tugend.

Nach der pessimistischen Philosophie ist das Nichtsein mit seiner Erstarrung und Einfoermigkeit dem Sein mit seiner Vielheit und Mannigfaltigkeit entschieden vorzuziehen. Die allmaehliche Annaeherung an diesen Zustand und die schliessliche Herbeiführung desselben erscheint als der eigentliche Zweck des Lebens und der Geschichte. Welch hohe Bestimmung für die Individualitaet! Es kommt ihr demnach im Wesentlichen keine andere Bedeutung und kein anderes Recht zu, als sich selbst voellig aufzugeben, zu erloeschen in der Nacht des Ewig-Dunkeln, zu versinken in dem Meer des Ewig-Einen. Wie ein finsteres Ungeheuer, so verschlingt das All-Unbewusste schliesslich alle Einzelexistenz, weil diese nicht anders von ihrem Jammer erloest werden kann. Die

Seligkeit, welche der Pessimismus verheisst, ist die Seligkeit des Nichts, nicht die Seligkeit der Vollendung. Solche Aussichten sind nicht verlockend und nicht erhebend. Solche Anschauungen sind für die Würdigung und sittliche Ausbildung der Individualitaet nicht foerderlich. Aus dem Verzweifeln an sich selbst, aus dem Irrewerden an der Bedeutung und Berechtigung des eigenen Ich, des eigenen Lebens wie der eigenen Kraft, keimt der Selbstmordgedanke hervor.

Nein, jedes individuelle Dasein, von Gott geschaffen und gewollt, hat seine Bedeutung und Berechtigung, und dies um so mehr, je hoeher seine sittliche Ausbildung steigt. Die Besonderheit und Mannigfaltigkeit gereicht dem Ganzen zur Zierde und zum Segen. „Nicht nur das Meer, auch jeder Tautropfen spiegelt die Sonne wieder, und wie erst in der Farbenpracht gebrochener Strahlen das Licht seine Glanzesfülle dem Auge recht erschliesst, so, und noch unermesslich reicher, entfaltet sich die Fülle des Menschentums in der Mannigfaltigkeit seiner Individuen in Raum und Zeit.“ (Niemann, das Recht der Individualitaet). Tod und Vernichtung kann nicht das letzte Wort der Weisheit, kann nicht das letzte Ziel der Menschheit sein; die individuelle Persoenlichkeit, sittlich gelaeutert auf Erden, findet in der Ewigkeit ihre Vollendung. Auf das Fragmentarische wird einst das Vollkommene folgen. Von diesem letzten Ziel faellt erst das rechte Licht auf die vielverschlungenen Bahnen des Erdenlebens und seine mannigfachen Unterschiede. Würden diese nur an den Rand des Grabes führen, so erschienen alle Besonderheiten ziemlich gleichgiltig. Weil aber das Irdische die Hülle ist, aus welcher der Geist zum Licht emporsteigt wie aus der Larve der Schmetterling, darum kommt auch den Besonderheiten, in welchen der Geist sich aeussert oder durch welche der Geist gebildet werden soll, Bedeutung und Berechtigung zu.

Unentbehrlich für das sittliche Leben ist jener Optimismus, dass die Menschheit voranschreitet auf dem Wege wahrer Gesittung und dass nicht unerreichbar ist ihr gottgewolltes Ziel. Jedes einzelne Glied der Menschheit an seiner besonderen Stelle und in seiner besonderen Weise muss sich ganz seiner heiligen Pflicht hingeben, die grossen, allgemeinen, ewig giltigen Forderungen der Sittlichkeit nach Massgabe seiner Individualitaet verwirklichen, die allgemeinen Grundsaetze in individueller Selbstaendigkeit erfassen und ins Leben einführen. Einem lebendigen Organismus ist die Menschheit gleich. Ein Leben, ein Sein, ein Zweck, und doch in jedem Glied besondere Formen, besondere Aufgaben und besondere Dienste. Das Leben ist voll Mannigfaltigkeit, Abwechslung und Verschiedenheit; starre Gleichfoermigkeit und Einerleiheit ist ein Abbild des Todes. Besser als Copien sind Originale, wertvoller als gleichmaessige Schablonen sind ungleichartige Individualitaeten. Das Persoenliche ist hoeher zu schaetzen als das Sachliche; die Seele ist mehr als der Koerper, der Organismus mehr als der Mechanismus, das frisch pulsirende Leben maechtiger als der abstrakte, trockene Begriff. Keine Nation gleicht der anderen, keine Generation der andern, kein Mensch ist dem andern voellig gleich, weder im Aeusseren noch im Innern, weder im Leiblichen noch im Geistigen. Jede Zeit hat ihre besondere Signatur; nicht jede ist gleichmaessig reich an originalen Geistern und eigenartigen Charakteren; aber niemals geht das Individuelle im Allgemeinen ohne Rest auf. „Mir wollte nicht genügen, dass die Menschheit nur da sein sollte als eine gleichfoermige Masse, die zwar aeusserlich zerstückelt erschiene, doch so, dass alles innerlich dasselbe sei. So ist mir aufgegangen, was seitdem am meisten mich erhebt, so ist mir klar geworden, dass jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen soll in eigener Mischung ihrer Elemente“. Es geschieht im Interesse der Sittlichkeit und Humanitaet selber,

dass wir der Individualitaet in gewissen Grenzen erhebliche Bedeutung und unanfechtbare Berechtigung zuschreiben. Die gegenwaertige Abhandlung aber über diese Bedeutung und Berechtigung sowie ihre notwendige Begrenzung kann wohl nicht besser geschlossen worden als mit dem Worte Schillers:

„Keiner gleiche dem andern, doch gleich sei jeder dem Hoechsten!
Wie das zu machen? es sei jeder vollendet in sich!“